This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

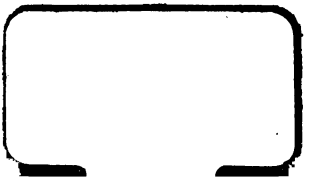
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07573336 4



NGK

~~#682~~

E. T. A. Hoffmann's

Schriften.

Zwölfter Band.

E. T. A. Hoffmann's

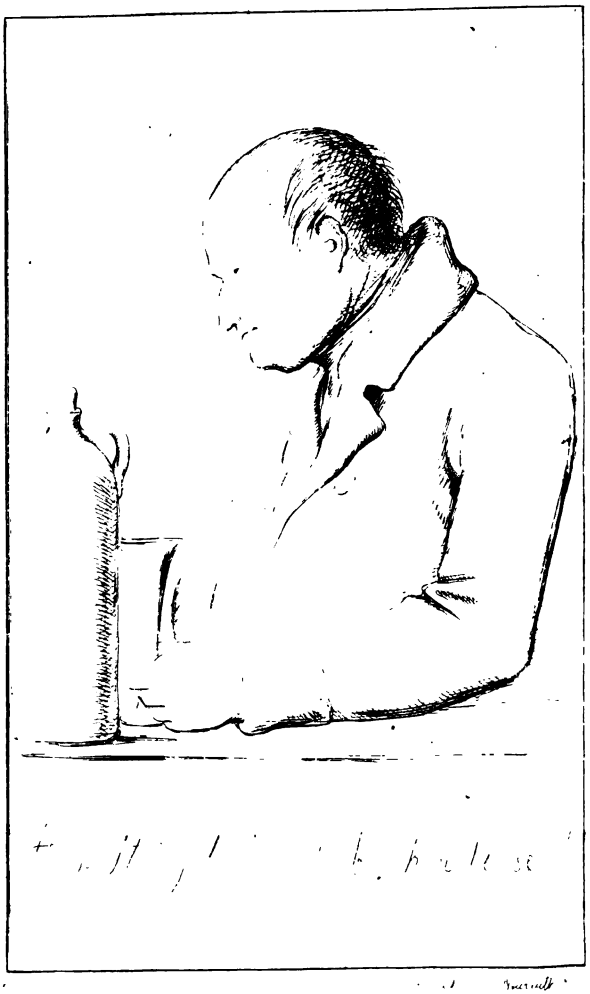
ausgewählte Schriften.

Zwölfter Band:

Letzte Erzählungen, zweiter Theil.

Stuttgart,
Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

1839.



Ausgearteter Fantasie
Grausenerregende Bilder
Des gährenden Hirns — des
Wahnsins schrekhafte Kinder —

nach W. Hoffmanns Handzeichn:
von C. Neureuther

Muthmaßliches Bild
des Julius Voß

E. T. A. Hoffmann's

Erzählungen

aus seinen letzten Lebensjahren,

sein Leben und Nachlaß.

In fünf Bänden.

Herausgegeben

von

Micheline Hoffmann, geb. Rorer.

Mit Kupfern und Facsimile.

Vollständige, rechtmäßige Ausgabe.

Zweiter Band.

Erzählungen zweiter Theil.

Stuttgart,
Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.
1839.

Signatur Nr. 225/03.

Inhalt.

	Seite
Datura Fastuosa	1
Meister Johannes Wacht	89
Die Marquise de la Pivardiere	167
Die Vision auf dem Schlachtfelde bei Dresden	219
Haimatochare	227
Der Feind	251
Brief des Kapellmeisters Johannes Kreisler	319
Empfehlungsbrief	329

Datura fastuosa.

(Der ſchöne Stechapfel.)

Erſtes Kapitel.

Das Glashaus des Profeſſors Ignaz Helms. Der junge Student Eugenius. Gretchen und die alte Profeſſorin. Kampf und Entſchluß.

In dem Glashauſe des Profeſſors Ignaz Helms ſtand der junge Student Eugenius, und betrachtete die ſchönen hochrothen Blüthen, die die königliche Amaryllis (Amaryllis reginae) eben zur Morgenzeit entfaltet.

Es war der erſte milde Februarstag. Hell und freundlich leuchtete das reine Azur des wolkenloſen Himmels, ſtrahlte die Sonne hinein durch die hohen Glasfenſter. Die Blumen, die noch in grüner Wiege ſchlummerten, rührten ſich wie im ahnenden Traum, und trieben die ſaftigen Blätter empor, aber der Jasmin, die Reſeda, die immerblühende Roſe, der Schneeball, das Veilchen, erfüllten, ins neue blühende Leben erwacht, das Haus mit den ſüßeſten, lieblichſten Düften, und hin und wieder flatterten ſchon Vögelein, die ſich ſchüchtern hervorgewagt aus dem warmen Neſt, hinan, und pickten an die Scheiben, als wollten ſie ſehnſüchtig den ſchönen bunten Frühling herauslocken, der in dem Hauſe verſchloſſen.

„Armer Helms," ſprach Eugenius mit tiefer Wehmuth, „armer alter Helms, alle dieſe Pracht,

alle dieſe Herrlichkeit ſchauſt du nicht mehr! — Deine Augen ſchloßen ſich für immer, du ruhſt in kalter Erde! — Doch nein, nein! ich weiß es ja, du biſt unter all' deinen lieben Kindern, die du ſo treulich hegteſt und pflegteſt, und keines, deſſen frühen Tod du beklagteſt, iſt geſtorben, und nun erſt verſteheſt du ganz ihr Leben und ihre Liebe, die du nur zu ahnen vermochteſt."

In dem Augenblick klapperte und handthierte das kleine Gretchen mit der Gießkanne gar ſehr unter den Blumen und Pflanzen umher.

„Gretchen, Gretchen!" rief Eugenius, „was machſt du denn? ich glaube beinahe, du begießeſt ſchon wieder die Pflanzen ganz und gar zu unrechter Zeit, und verdirbſt, was ich ſorglich gepflegt." — Dem armen Gretchen wäre beinahe die gefüllte Gießkanne aus den Händen gefallen.

„Ach, lieber Herr Eugenius," ſprach ſie, indem ihr die hellen Thränen in die Augen traten, „ſchelten Sie doch nur nicht, ſeyn Sie doch nur nicht böſe. Sie wiſſen ja, ich bin ein dummes, einfältiges Ding, ich denke immer, die armen Stauden und Sträucher, die hier im Hauſe kein Thau, kein Regen erquickt, ſchauten mich verſchmachtend an, und ich müſſe ihnen Speiſe und Trank reichen." — „Naſchwerk," fiel ihr Eugenius in die Rede, „Naſchwerk, Gretchen, verderbliches Naſchwerk iſt ihnen das jetzt, woran ſie erkranken und ſterben. Ueberhaupt, du meinſt es gut mit den Blumen, ich weiß es, aber es fehlt dir ganz an botaniſcher Kenntniß, und du

gibst dir, meines sorgsamen Unterrichts unerachtet, gar keine Mühe mit dieser Wissenschaft, die doch jedem Frauenzimmer wohl ansteht, ja unentbehrlich ist, denn sonst weiß ein Mädchen ja nicht einmal, zu welcher Klasse und Ordnung die schön duftende Rose gehört, mit der es sich schmückt, und das ist doch sehr schlimm. Sag' einmal, Gretchen, was sind das für Pflanzen dort in jenen Töpfen, die nun bald blühen werden?" — „Ja!" rief Gretchen freudig, „das sind ja meine lieben Schneeglöckchen!" — „Siehst du," sprach Eugenius weiter, „siehst du nun wohl, Gretchen, daß du nicht einmal deine Lieblingsblumen richtig zu benennen weißt! Galanthus nivalis mußt du sagen."

„Galanthus nivalis," sprach Gretchen leise nach, wie in scheuer Ehrfurcht. — „Ach, lieber Herr Eugenius!" rief sie dann aber, „das klingt sehr schön und vornehm, aber es ist mir so, als wenn das gar nicht mein liebes Schneeglöckchen seyn könne. Sie wissen ja, wie ich sonst, da ich noch ein Kind" — „Bist du es nicht mehr, Gretchen?" fiel ihr Eugenius in die Rede. „Ei nein," erwiderte Gretchen, bis unter die Augen erröthend, „wenn man in das vierzehnte Jahr getreten, rechnet man sich doch wohl nicht mehr zu den Kindern." — „Und doch," sprach Eugenius lächelnd, „und doch ist es nicht so lange her, daß die große neue Puppe" —

Schnell wandte sich Gretchen ab, sprang auf die Seite, und machte sich mit den Töpfen zu schaffen.

die dort auf dem Fußboden ſtanden, ſich zu ihnen niederkauernd.

„Sey nicht böſe, Gretchen,“ fuhr Eugenius ſanft fort, „bleibe immer das gute, fromme, liebe Kind, das Vater Helms der böſen Verwandtin entriß, und dann ſammt ſeiner edlen Frau ſo hielt, als wär's die eigne Tochter. — Doch, du wollteſt mir etwas erzählen!“

„Ach,“ erwiderte Gretchen kleinlaut, „ach, lieber Herr Eugenius, das iſt wohl wieder albernes Zeug, was mir in den Kopf gekommen, aber da Sie es wünſchen, will ich nur alles ganz ehrlich geſtehen. Wie Sie meine Alpenglöckchen ſo vornehm nannten, da fiel mir Fräulein Röschen ein. Ich und ſie, nun, Sie wiſſen es ja, Herr Eugenius, wir waren ſonſt ein Herz und eine Seele, und ſpielten, als wir — noch Kinder, gar zu gerne mit einander. Aber eines Tages, es mag wohl jetzt ein Jahr her ſeyn — war Röschen ſo ernſt, ſo ſonderbar gegen mich in ihrem ganzen Betragen, und ſagte, ich ſollte ſie nicht mehr Röschen nennen, ſondern Fräulein Roſalinda. — Ich that das, aber ſeit dem Augenblicke wurde ſie mir immer fremder und fremder — ich hatte mein liebes Röschen verloren. So, denk' ich, wird es mir auch mit meinen lieben Blumen gehen, wenn ich ſie plötzlich mit fremdem, ſtolzem Namen anreden ſollte.“

„Hm,“ ſprach Eugenius, „es iſt zuweilen etwas in deinen Worten, Gretchen, was ganz ſeltſam und ſonderbar klingt. Man weiß ganz genau, was du

ſagen willſt, und verſteht doch eigentlich nicht, was du geſprochen. Aber das thut der herrlichen botaniſchen Wiſſenſchaft nicht den mindeſten Abbruch, und wenn auch dein Röschen jetzt Fräulein Roſalinda geworden, darfſt du doch dich wohl um die Namen deiner Lieblinge, wie ſie in der vornehmen, ſtudirten Welt genannt werden, ein wenig bekümmern. — Nütze meinen Unterricht! — Für jetzt, mein gutes, liebes Mädchen, ſieh' aber nach den Hyacinthen. Schiebe den Og roi de Buzan und die Gloria solis mehr ins Sonnenlicht. Aus der Perruque quarrée ſcheint nicht viel werden zu wollen. Der Emilius Graf Bühren, der im December ſo ſtolz blühte, iſt ſchon zur Ruhe gegangen, der hält's nicht lange aus; aber der Pastor fido läßt ſich hübſch an. Den Hugo Grotius, den magſt du tapfer begießen, der muß noch tüchtig ins Wachsthum."

Indem Gretchen, die auf's neue hoch erröthet, als Eugenius ſie ſein gutes, liebes Mädchen nannte, ganz Freude und Luſt, zu thun begann, was ihr geheißen, trat die Profeſſorin Helms in das Glashaus. Eugenius machte ſie darauf aufmerkſam, wie herrlich ſchon der Frühlingsflor beginne, und rühmte vorzüglich die blühende Amaryllis reginae, die der ſelige Herr Profeſſor beinahe noch höher geſchätzt, als die Amaryllis formosissima, weshalb er ſie denn auch ganz beſonders hege und pflege, ſeinem theuern Lehrer und Freunde zum ſteten Andenken.

„Sie haben," ſprach die Profeſſorin gerührt, „Sie haben ein herzlich gutes kindliches Gemüth,

lieber Herr Eugenius, und keinen von allen ſeinen Schülern, die denn ſo nach und nach ins Haus gekommen ſind, hat mein verſtorbener Mann ſo geſchätzt, ſo väterlich geliebt, als Sie. Aber keiner hat meinen Helms auch ſo verſtanden, keiner iſt ſeinem Innerſten ſo verwandt geweſen, keiner ſo in das recht wahre und eigenthümliche ſeiner Wiſſenſchaft eingedrungen, als Sie. „Der junge Eugenius,“ pflegte er oft zu ſagen, „iſt ein treuer, frommer Jüngling, deshalb lieben ihn die Gewächſe, Pflanzen, Bäume, und gedeihen fröhlich unter ſeiner Pflege. Ein feindliches, ſtörriſches, ruchloſes Gemüth, das iſt der Satan, der das Unkraut ſäet, welches wild aufwuchert, und vor deſſen giftigem Hauch die Gotteskinder abſterben. — Gotteskinder nannte er ja ſeine Blumen.“

Dem Eugenius ſtanden die Thränen in den Augen. „Ja, liebe hochverehrte Frau Profeſſorin,“ ſprach er, „dieſe fromme Liebe will ich treu bewahren, und fortblühen in herrlichem Gedeihen ſoll dieſer ſchöne Tempel meines Lehrers, meines Vaters, ſo lange noch ein Hauch des Lebens in mir iſt. — Wenn Sie es erlauben, Frau Profeſſorin, ſo will ich jetzt, wie es der Herr Profeſſor zu thun pflegte, hier das kleine Stübchen, neben dem Glashauſe, beziehen, dann hab' ich alles beſſer im Auge.“

„Eben,“ erwiderte die Profeſſorin, „eben fiel es mir recht ſchwer auf's Herz, daß nun es wohl bald mit der Herrlichkeit dieſer Blumenpracht ein Ende haben wird. Ich verſtehe mich wohl auch recht

gut auf die Pflege der Gewächse und Pflanzen, und bin, wie Sie wissen, in der Wissenschaft meines Mannes nicht unerfahren. Aber du lieber Gott, eine alte Frau, wie ich, mag die so rührig seyn, alles in Obhut zu halten, wie ein junger rüstiger Mensch, fehlt es ihr auch gar nicht an Liebe dafür? — Und da wir uns nun trennen müssen, lieber Herr Eugenius" —

„Wie!" rief Eugenius voller Schreck, „wie, Sie wollen mich verstoßen, Frau Professorin?"

„Geh," sprach die Professorin zu Gretchen, „geh, liebes Gretchen, ins Haus, und hole mir einmal das große Umschlagetuch, es ist doch noch recht kühl."

Als Gretchen fort war, begann die Professorin sehr ernst: „Wohl Ihnen, lieber Herr Eugenius, daß Sie ein viel zu unbefangener, weltunerfahrner, ein viel zu edler Jüngling sind, um vielleicht das einmal ganz zu verstehen, was ich Ihnen jetzt zu sagen genöthigt bin. Ich trete nun bald in mein sechzigstes Jahr, Sie haben kaum das vier und zwanzigste erreicht, ich könnte füglich Ihre Großmutter seyn, und ich meine, daß dies Verhältniß unser Beisammenseyn heiligen müsse. Aber der giftige Pfeil boshafter Verleumdung schont auch nicht die Matrone, deren Leben vorwurfsfrei war, und es dürfte nicht an arglistigen Menschen fehlen, die, so lächerlich es auch klingen möchte, Ihren Aufenthalt in meinem Hause der bösen Nachrede hämischer Neckerei bloß stellen würden. Mehr noch als mich selbst würde Sie die Bosheit treffen, darum ist es nöthig, lieber

Eugenius, daß Sie mein Haus verlaſſen. Uebrigens werde ich Sie in Ihrer Laufbahn unterſtützen, wie meinen Sohn, und würde dies auch gethan haben, hätte mein Helms mir auch dazu nicht ausdrücklich die Verpflichtung auferlegt. — Sie und Gretchen, das ſind und bleiben meine Kinder."

Eugenius ſtand da ganz ſtumm und ſtarr. Er konnte in der That nicht begreifen, wie ſein fernerer Aufenthalt bei der Profeſſorin irgend etwas Anſtößiges haben, wie dies Stoff zur übeln Nachrede geben könne. Aber der beſtimmte Wille der Profeſſorin, daß er das Haus, das ihm für den Kreis ſeines ganzen Lebens galt, in dem alle ſeine Freuden wohnten, verlaſſen, der Gedanke, daß er nun von ſeinen Lieblingen, die er gehegt und gepflegt, ſcheiden ſolle, faßte ihn mit aller Macht und Stärke.

Eugenius gehörte zu den einfachen Menſchen, denen ein kleiner Kreis, in dem ſie ſich froh und frei bewegen, vollkommen genügt, die in der Wiſſenſchaft oder der Kunſt, welche das Eigenthum ihres Geiſtes worden, den ſchönſten und einzigen Zweck ihres Treibens und Strebens ſuchen und finden; denen das kleine Reich, worin ſie heimathlich ſind, die fruchtbare Oaſe in der großen unwirthbaren freudenleeren Wüſte ſcheint, für die ſie das übrige Leben halten, das ihnen eben deshalb fremd bleibt, weil ſie ſich nicht ohne Gefahr hinauswagen zu können glauben. Man weiß, daß dergleichen Menſchen eben ihrer Geſinnung halber in gewiſſer Art immerdar Kinder bleiben, daß ſie ungeſchickt, linkiſch, ja

in dem steifen Gewande einer gewissen kleinlichen Pedanterie, in das ihre Wissenschaft sie einhüllt, engherzig und seelenlos sich darstellen. Es fehlt dann nicht an mancher Verspottung, die der Unverstand, des leichten Sieges gewiß, sich erlaubt. Aber in dem Innersten eben solcher Menschen brennt oft die heilige Naphtaflamme höherer Erkenntniß. Fremd geblieben dem wirren Treiben des bunten Weltlebens, ist das Werk, dem sie sich einzig ergeben mit aller Liebe und Treue, der Mittler zwischen ihnen und der ewigen Macht alles Seyns und ihr stilles harmloses Leben ein steter Gottesdienst im ewigen Tempel des Weltgeistes. — So war Eugenius! —

Als Eugenius sich von seiner Bestürzung erholt, und zu Worten kommen konnte, versicherte er mit einer Heftigkeit, die ihm sonst gar nicht eigen, daß, wenn er das Haus der Professorin verlassen müsse, er seine Laufbahn hienieden für geendet ansehe; denn nimmermehr werde er, ausgestoßen aus seiner Heimath, zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen können. Er beschwor die Professorin in den rührendsten Ausdrücken, den, den sie doch als ihren Sohn angenommen, doch nicht fortzujagen in die trostlose Einöde, denn dafür müsse er jeden andern Ort halten, welcher er auch sey.

Die Professorin schien mit Mühe nach einem Entschluß zu ringen.

„Eugenius," sprach sie endlich, „es gibt ein Mittel, Sie mir im Hause, in denselben Verhält-

niſſen, wie ſie bis jetzt beſtanden, zu erhalten. — Werden Sie mein Mann!“

„Es iſt,“ fuhr ſie fort, als Eugenius ſie verwundert anblickte, „es iſt gar nicht möglich, daß ein Gemüth, wie das Ihrige, auch nur das mindeſte Mißverſtändniß hegen kann, deßhalb nehme ich auch gar keinen Anſtand, Ihnen zu geſtehen, daß der Vorſchlag, den ich Ihnen ſo eben machte, keineswegs ein augenblicklicher Einfall, ſondern das Erzeugniß reiflicher Ueberlegung iſt. — Sie ſind mit den Verhältniſſen des Lebens unbekannt und werden ſich nicht ſo bald, vielleicht nie, darein zu ſchicken lernen. Sie brauchen ſelbſt in dem engſten Kreiſe des Lebens jemanden, der Ihnen die Bürde des alltäglichen Bedürfniſſes abnimmt, der für Sie bis in das Kleinſte hinein ſorgt, damit Sie frei in voller Gemüthlichkeit ganz ſich ſelbſt und der Wiſſenſchaft leben können. Das aber vermag niemand beſſer als eine zärtliche, liebende Mutter, und die will ich ſeyn und bleiben im ſtrengſten Sinn des Worts, heiße ich auch vor der Welt Ihre Frau. — Gewiß iſt Ihnen noch nie der Gedanke an Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, lieber Eugenius, Sie dürfen auch eben nicht weiter darüber nachdenken, da, hat der Segen des Prieſters uns auch verbunden, in keiner Hinſicht ſich in unſerm Beiſammenſeyn etwas ändern wird, es ſey denn, daß jener Segen mich an heiliger Stätte erſt in aller Frömmigkeit zu Ihrer Mutter weiht, wie Sie zu meinem Sohn. Mit deſto größerer Ruhe durfte ich Ihnen, lieber

Eugenius! den Vorschlag, der manchem Weltling gar seltsam und sonderbar bedünken möchte, wohl machen, da ich überzeugt bin, daß, gehen Sie ihn ein, nichts dadurch zerstört wird. Alles das, was weltliche Verhältnisse verlangen, um eine Frau glücklich zu machen, wird und muß Ihnen fremd bleiben, ja der Zwang des Lebens, der Druck, die Unbehaglichkeit so vieler Anforderungen, mit denen Sie gequält werden würden, dürfte gar leicht jede etwanige Täuschung vernichten, und Ihnen desto lebhafter allen Harm, alle Noth der unbequemen Wirklichkeit fühlen lassen. Deshalb kann und darf die Mutter in die Stelle der Frau treten."

Gretchen kam hinein mit dem Umschlagetuch, das sie der Professorin darreichte.

„Ich will," sprach die Professorin, „ich will durchaus keinen raschen Entschluß, lieber Freund! — entscheiden Sie sich erst dann, wenn Sie sich alles recht reiflich überlegt. — Für heute kein Wort, es ist eine alte gute Regel, daß man jede Sache, ehe man sich entschließt, beschlafen müsse."

Damit verließ die Professorin das Glashaus, und nahm Gretchen mit sich fort.

Die Professorin hatte ganz Recht, noch niemals war dem Eugenius etwas von Heirath und Ehe in den Sinn gekommen, und eben nur deshalb hatte ihn der Antrag der Professorin bestürzt gemacht, weil plötzlich ein ganz neues Bild des Lebens ihm vor Augen zu stehen schien. Als er die Sache nun aber recht überlegte, so fand er nichts herrlicheres,

wohlthuenderes, als daß die Kirche einen Bund segne, der ihm eine gute Mutter und die heiligen Rechte des Sohnes erworben.

Gern hätte er der alten Frau sogleich seinen Entschluß kund gethan; da sie ihm aber bis zum andern Morgen zu schweigen geboten, so mußte er wohl an sich halten, unerachtet sein Blick, sein ganzes Wesen, das ganz stilles, frommes Entzücken war, der Alten verrathen mochte, was in seinem Innern vorging.

Als er nun sich aber anschickte, dem Rath der Professorin gemäß, die Sache zu beschlafen, gerade in dem Deliriren des Einschlummerns, ging ihm ein heller Schimmer, ein Traumbild auf, dessen Gestalten aus seinem Andenken sonst ganz entschwunden geschienen. Zu der Zeit, da er als Amanuensis des Professors Helms die Wohnung bei ihm genommen, kam öfters eine junge Großnichte ins Haus — ein ganz hübsches artiges Mädchen — die aber seine Aufmerksamkeit so wenig erregte, daß er, als sie einige Zeit weggeblieben, und es bald darauf hieß, sie werde zurückkommen, und einen jungen Doktor vom Orte heirathen, sich gar nicht mehr auf sie besinnen konnte. Als sie nun wirklich zurückkam, und ihre Hochzeit mit dem jungen Doktor gefeiert werden sollte, war der alte Helms krank, und konnte das Zimmer nicht verlassen. Da sprach aber das fromme Kind, daß es gleich nach der Trauung mit dem Bräutigam ins Haus kommen und von dem ehrwürdigen Paar den Glück und Heil bringenden

Segen erflehen wolle. — Nun geſchahe es, daß Eugenius gerade in dem Augenblick in das Zimmer trat, als das Brautpaar vor den Alten kniete.

Gar nicht jenes Mädchen, jene Großnichte, die er ſonſt ſo oft im Hauſe geſehen, ein ganz anderes, höheres Weſen ſchien ihm die engelſchöne Braut. Sie war in weißem Atlas gekleidet. Eng umſpannte das reiche Gewand den ſchlanken Leib, und floß dann herab in breiten Falten. Durch koſtbare Spitzen ſchimmerte der blendende Buſen, das kaſtanienbraune, zierlich aufgeflochtene Haar ſchmückte reizend der bedeutſame Myrthenkranz. Eine ſüße fromme Begeiſterung ſtrahlte auf dem Antlitz der Holden, alle Anmuth des Himmels ſchien über ſie hingegoſſen. Der alte Helms ſchloß die Braut in ſeine Arme, dann that die Profeſſorin ein gleiches, und führte ſie dem Bräutigam zu, der mit der Inbrunſt des höchſten Entzückens das Engelskind ſtürmiſch an ſeine Bruſt drückte.

Eugenius, den niemand bemerkte, um den ſich niemand kümmerte, wußte nicht, wie ihm geſchah. Eiskalt und dann glühendheiß fuhr es ihm durch alle Glieder, ein unnennbares Weh durchſchnitt ſeine Bruſt, und doch dünkte ihm, es ſey ihm nie wohler geweſen. — „Wie, wenn nun die Braut ſich dir nahte, wenn du ſie auch an deine Bruſt drückteſt?“ — Dieſer Gedanke, der ihn plötzlich traf, wie ein elektriſcher Schlag, ſchien ihm ein ungeheurer Frevel, aber die namenloſe Angſt, die ihn erdrücken wollte, war ja ſelbſt die glühendſte Sehnſucht, das

dürſtendſte Verlangen, es möge ſich das begeben, was ſein ganzes Ich auflöſen müßte in vernichtender Schmerzesluſt.

Jetzt erſt bemerkte ihn der Profeſſor, und ſprach ihn an. „Nun, Herr Eugenius, da haben wir unſer junges glückliches Ehepaar — Sie mögen auch immer der Frau Doktorin Glück wünſchen, das iſt wohl ziemlich.“ — Eugenius war keines Wortes mächtig, doch die holde Braut nahte ſich, reichte ihm mit der anmuthigſten Freundlichkeit die Hand, die Eugenius, ohne zu wiſſen, was er that, an die Lippen drückte. Aber nun ſchwanden ihm auch die Sinne, er hielt ſich mit Mühe aufrecht, er vernahm nichts davon, was die Braut zu ihm ſprach, er fand ſich erſt wieder, als das junge Paar längſt das Zimmer verlaſſen, und der Profeſſor Helms ihn ein wenig ausſchalt, wegen ſeiner unbegreiflichen Schüchternheit, in der er verſtumme, und wie ein lebloſes Weſen erſcheine ohne Theilnahme, ohne Empfindung. — Seltſam genug war es wohl, daß, nachdem Eugenius ein paar Tage durch und durch erſchüttert, wie im Traum umhergegangen, die ganze Begebenheit in ſeinem Innern zerfloß zum wirren Traum.

Die Geſtalt der holden engelſchönen Braut, wie er ſie damals in dem Zimmer des Profeſſors Helms geſchaut, war es nun, die ihm plötzlich in regem glühendem Leben vor Augen ſtand, und alles namenloſe Weh jenes Augenblicks preßte auf's neue ſeine Bruſt zuſammen. Aber es ſchien ihm, als ſey

er selbst der Bräutigam, und die Schönste breite die Arme aus, daß er sie umfange, und an seine Brust drücke. Und da er im Uebermaaß des höchsten Entzückens auf sie losstürzen wolle, fühle er sich festgekettet, und eine Stimme rufe ihm zu: „Thor, was willst du beginnen, du gehörst nicht mehr dir selbst an, du hast deine Jugend verkauft, kein Frühling der Liebe und Lust blüht dir mehr auf, denn in den Armen des eisigen Winters bist du erstarrt zum Greise.“ — Mit einem Schrei des Entsetzens erwachte er aus dem Traum, aber noch war es ihm, als sähe er die Braut, und hinter ihm stehe die Professorin, und bemühe sich mit eiskalten Fingern ihm die Augen zuzudrücken, damit er die geschmückte schöne Braut nicht schauen möge. — „Hinweg,“ rief er, „hinweg, noch ist meine Jugend nicht verkauft, noch bin ich nicht erstarrt in den Armen des eisigen Winters!“ — Mit der glühendsten Sehnsucht flammte ein tiefer Abscheu auf gegen die Verbindung mit der alten sechzigjährigen Professorsfrau.

Eugenius mochte wohl am andern Morgen etwas zerstört aussehen; die Professorin erkundigte sich sogleich nach seinem Befinden, bereitete ihm selbst, da er über Kopfweh und Mattigkeit klagte, einen stärkenden Trank, und pflegte und hätschelte ihn, wie ein verzärteltes krankes Kind.

„Und,“ sprach Eugenius zu sich selbst, „und all' diese mütterliche Liebe und Treue sollte ich lohnen mit dem schwärzesten Undank, in wahnsinniger Bethörtheit mich losreissen von ihr, von allen meinen

Freuden, von meinem Leben? Und das eines Traumbildes halber, das nie für mich aufleben kann, das, vielleicht Verlockung des Satans, mich von schnöder Sinneslust Verblendeten stürzen sollte ins Verderben? — Gibt es da noch zu denken, zu überlegen? Fest, unwandelbar fest steht mein Entschluß!"

Noch an demselben Abend wurde die alte beinahe sechzigjährige Professorin die Braut des jungen Herrn Eugenius, der zur Zeit noch zu den Studenten zu rechnen.

Zweites Kapitel.

Lebensansichten eines weltklugen Jünglings. Der Fluch der Lächerlichen. Der Zweikampf um der Braut willen. Verfehlte Nachtmusik und eingetroffene Hochzeit. Mimosa pudica.

Eugenius war eben beschäftigt, einige Kopfgewächse zu beschneiden, als Sever, der einzige Freund, mit dem er sparsamen Umgang pflegte, zu ihm hineintrat. — So wie aber Sever den in seine Arbeit vertieften Eugenius erblickte, blieb er festgewurzelt stehen, und schlug dann eine übermäßige Lache auf.

Das hätte wohl auch ein anderer gethan, der weniger empfänglich für alles Bizarre, als der joviale lebenslustige Sever.

Die alte Professorin hatte in aller herzlicher Gutmüthigkeit dem Bräutigam die Garderobe des

seeligen Professors erschlossen, und sogar geäußert, daß sie es gern sehen würde, wenn Eugenius, wolle er auch nicht eben in den altmodigen Kleidern über die Straße gehen, doch von den schönen bequemen Morgenanzügen Gebrauch mache.

Da stand nun Eugenius in dem weiten mächtigen Schlafrock des Professors, von indischem mit den bunteſten Blumen jeder Art beſäeten Zeuge, eben eine solche hohe Mütze auf dem Kopf, auf deren Vorderseite gerade ein glühendes Lilium bulbiferum (Feuerlilie) prangte, und sah mit seinem Jünglingsgesicht in dieser Maske aus, wie ein verzauberter Prinz.

„Gott behüte und bewahre," rief Sever, als er sich endlich von seinem Lachen erholt, „ich glaubte, es spucke hier, und der seelige Professor wandle, aus dem Grabe erstanden, unter seinen Blumen, selbst ein artiges Staudengewächs mit den seltsamsten Blüthen! — Sage, Eugenius, wie kamst du zu dieser Maskerade?"

Eugenius versicherte, daß er in diesem Anzuge gar nichts seltsames finde. Die Professorin habe ihm in ihrem jetzigen Verhältniß erlaubt, des verstorbenen Professors Schlafröcke zu tragen, die bequem und noch dazu von solchem kostbaren Zeuge verfertigt wären, wie es kaum in der ganzen Welt mehr aufzutreiben. Alle Blumen und Kräuter wären nämlich auf das genaueste nach der Natur abkonterfeit, und es gäbe in dem Nachlaß noch einige seltene Nachtmützen, die ein vollständiges Herbarium vivum

ich ewig ein unmündiges Kind, durch das Leben führen wird!"

„Höre," sprach Sever, „du nennst dich selbst ein unmündiges Kind, Eugenius! zum Theil bist du es wirklich, und dies gibt mir Welterfahrnen das Uebergewicht, das mir sonst die Jahre nicht zugestehen würden, da ich nur wenig älter als du. Magst du es daher nicht voreilige Hofmeisterei nennen, wenn ich dich versichere, daß du von deinem Standpunkt aus gar nicht vermagst, in der ganzen Sache klar zu sehen. Glaube ja nicht, daß ich gegen die gute harmlose Absicht der Professorin den mindesten Zweifel hege, daß ich nicht überzeugt bin, sie will nur dein Glück, aber sie selbst, guter Eugenius, sie selbst ist in großem Irrthum befangen. Es ist eine alte richtige Bemerkung, daß die Weiber alles vermögen, nur nicht sich außer sich selbst heraus zu versetzen in die Seele des andern. Was sie selbst lebhaft empfinden, gilt ihnen für die Norm alles Empfindens überhaupt, und die eigene innere Gestaltung ist ihnen der Prototypus, nach dem sie das, was in des andern Brust verschlossen, beurtheilen und richten. So wie ich die alte Professorin kenne in all' ihrem Thun und Wesen, muß ich denken, daß sie nie heftiger Leidenschaft fähig war, daß sie jenes Phlegma von jeher besaß, welches die Mädchen und Frauen lange hübsch erhält, denn in der That noch jetzt sieht die Alte für ihre Jahre glatt und glau genug aus. Daß der alte Helms das Phlegma selbst war, wissen wir beide, und kommt nun hinzu, daß

beide nebst der frommen Einfachheit altvorderlicher Sitten eine recht herzliche Gemüthlichkeit in sich trugen, so mußt' es eine recht glückliche, ruhige Ehe geben, in welcher der Mann niemals die Suppe tadelte, die Frau aber niemals die Studierstube zur Unzeit scheuern ließ. Dieses ewige Andante des ehelichen Duetts glaubt nun die Professorin mit dir in aller Gemächlichkeit fortspielen zu können, da sie dir Phlegma genug zutraut, um nicht plötzlich mit einem Allegro hinauszufahren in die Welt. Bleibt in dem botanischen Schlafrock nur alles fein still und ruhig, so ist es am Ende gleich, wer drinnen sitzt, der alte Professor Helms oder der junge Student Eugenius. O, es ist kein Zweifel, die Alte wird dich pflegen, dich hätscheln, ich bitte mich im voraus bei dir zu Gaste auf den herrlichsten Moccakaffee, den je eine alte Frau bereitet, und sie wird es gern sehen, wenn ich mit dir eine Pfeife des feinsten Varinas rauche, die sie selbst gestopft, und die ich mit dem Fidibus anzünde, den sie aus zum Feuertode verdammten Collektaneen des Seligen zugeschnitten und gekniffen. — Aber wenn nun mitten in diese Ruhe, die für mich wenigstens alle Trostlosigkeit einer menschenleeren Wüste hat, wenn nun in diese Ruhe plötzlich der Sturm des Lebens einbricht?"

„Du meinst," unterbrach Eugenius den Freund, „wenn böse Zufälle sich ereignen — Krankheit" —

„Ich meine," fuhr Sever fort, „wenn durch diese Glasfenster einmal ein paar Augen hinein-

blicken, von deren feurigem Strahl die Kruste schmilzt, die dein Inneres überdeckt, und der Vulkan bricht los in verderblichen Flammen" —

„Ich verstehe dich nicht!" rief Eugenius.

„Und," sprach Sever weiter, ohne auf Eugenius zu achten, „und wider solche Strahlen schützt kein botanischer Schlafrock, er fällt in Lumpen herab vom Leibe, und wär' er von Asbest. — Und — abgesehen von dem, was sich in der Art verderbliches ereignen kann, so lastet von Hause aus in diesem wahnsinnigen Bündniß der ärgste aller Flüche auf dir, der Fluch, vor dem auch die kleinste Blüthe des Lebens erkrankt und abstirbt — es ist der Fluch des Lächerlichen."

Eugenius verstand in seiner beinahe kindischen Unbefangenheit wirklich gar nicht recht, was der Freund sagen wollte; er war im Begriff, sich so viel möglich belehren zu lassen über die unbekannte Region, von der Sever schwatze, als die Professorin hineintrat.

Ueber Severs Antlitz zuckten tausend ironische Fältchen, ein spitzes Wort schwebte ihm auf der Zunge. Doch, als die Professorin mit aller gemüthlichen Freundlichkeit, mit aller anmuthigen Würde einer edlen Matrone auf ihn zutrat, als sie ihn mit wenigen herzlichen Worten, die aber recht aus dem Innersten strömten, bewillkommte als den Freund ihres Eugenius, da war weggetilgt alle Ironie, aller schadenfrohe Spott, und es war dem Sever im Augenblick, als gäbe es in der That Wesen und

Verhältniſſe im Leben, von denen der gemeine Weltſinn nichts wiſſe, nichts ahne.

Es ſey hier geſagt, daß die Profeſſorin beim erſten Anblick jeden ſeltſam wohlthuend anſprechen mußte, deſſen Sinn nicht verſchloſſen für den Ausdruck wahrhafter Frömmigkeit und Treue, wie er aus Albrecht Dürer's Matronen ſpricht; denn einer ſolchen Matrone glich die Profeſſorin ganz und gar.

Alſo Sever verſchluckte das ſpitze Wort, das ihm auf der Zunge ſchwebte, und ſelbſt dann kam ihm der Spott nicht wieder, als die Profeſſorin ihn wirklich einlud, da es gerade die Vesperzeit, mit Eugenius Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen.

Sever dankte dem Himmel, als er wieder im Freien, denn die Gaſtlichkeit der alten Frau, der beſondere Zauber der edelſten Frauenwürde, der über ihr ganzes Weſen verbreitet, hatte ihn ſo befangen, daß er in ſeiner tiefſten Ueberzeugung wankte. Ja, daß er wider ſeinen Willen glauben mußte, Eugenius könne in der That glücklich ſeyn in dem widerſinnigen Verhältniß mit der Alten; das war ihm beinahe unheimlich und grauenhaft.

Doch! — wohl geſchieht es im Leben, daß eine ausgeſprochene böſe Ahnung eintrifft im nächſten Moment, und ſo begab es ſich denn auch, daß ſich ſchon andern Tages etwas kund that von dem Fluch des Lächerlichen, deſſen Sever erwähnt wie in feindlicher Verwünſchung.

Eugenius ſeltſamer Bräutigamsſtand war bekannt geworden, und ſo konnte es nicht fehlen, daß,

als er andern Morgens in das einzige Collegium trat, das er noch beſuchte, ihn alle mit lachenden Geſichtern anblickten. Ja noch mehr, als das Collegium geendet, hatten die Studenten bis auf die Straße hinauf eine Doppelreihe gebildet, die der arme Eugenius durchwandern mußte, und nun ſcholl's überall: Gratulor, Herr Bräutigam — grüß' er das liebe ſüße Bräutlein — hm! ihm hängt wohl der Brauthimmel voll Geigen und Pfeifen u. ſ. w.

Dem Eugenius ſtieg aus allen Adern das Blut mächtig zu Kopf. — Schon auf die Straße gekommen, rief ihm ein roher Burſche aus der Reihe zu: Grüß' deine Braut, die alte — Er ſtieß ein garſtiges Schimpfwort aus, aber in dem Augenblick erwachten auch alle Furien des Zorns und der Wuth in Eugenius, mit geballter Fauſt ſchlug er ſeinem Widerſacher ins Geſicht, daß er rücklings überſtürzte. Er raffte ſich auf, und erhob gegen Eugenius den dicken Knotenſtock, mehrere thaten ein Gleiches, da ſprang aber der Senior der Landsmannſchaft, zu der beide, Eugenius und der Burſche, der ihn beſchimpft, gehörten, dazwiſchen, und rief ſtark: „Halt! ſeyd ihr Straßenbuben, daß ihr euch hier prügeln wollt auf offnem Markt? — Es geht euch den Teufel was an, ob Eugenius heirathet, und wer ſeine Braut iſt. Seine Braut hat aber Marcell verunglimpft, hier in unſrer aller Gegenwart auf offner Straße, und zwar ſo plebejiſch, daß er den Schimpf mit Schimpf rügen durfte und mußte auf der Stelle. Marcell weiß nun, was er zu thun

hat; rührt sich aber jetzt einer, so hat er es mit mir zu thun.“ Der Senior nahm den Eugenius unter den Arm, und geleitete ihn nach Hause. „Du bist,“ sprach er dann zu Eugenius, „du bist ein braver Junge, du konntest nicht anders handeln. Aber du lebst zu still, zu eingezogen, man sollte dich beinahe für einen Tuckmäuser halten. Mit dem Schlagen wird es nun nichts seyn; fehlt es dir auch nicht an Muth, so hast du doch keine Uebung, und der Prahlhans Marcell ist einer unserer besten geübtesten Schläger, der setzt dich auf die Erde beim dritten Stoß. Aber das soll nicht seyn, ich schlage mich für dich, ich fechte deine Sache aus; du kannst darauf bauen.“ Der Senior verließ den Eugenius, ohne seine Antwort abzuwarten.

„Siehst du wohl,“ sprach Sever, „siehst du wohl, wie meine Prophezeihungen schon jetzt sich zu bewähren beginnen?“

„O schweige,“ rief Eugenius, „das Blut kocht mir in den Adern, ich kenne mich selbst nicht mehr, mein ganzes Wesen ist zerrissen! — Gott im Himmel! — welcher böse Geist flammte aus mir heraus in diesem wilden Jähzorn! — Ich sage dir, Sever, hatte ich eine Mordwaffe in der Hand, niedergestoßen in dem Augenblick hätt' ich den Unglücklichen! — Aber auch nie hat diese Brust eine Ahnung gehegt, daß es in dem Bereich des Lebens eine Schmach geben könne der Art!“

„Nun,“ sprach Sever, „die bittern Erfahrungen treten ein.“

„Bleibe weg," fuhr Eugenius fort, „bleibe weg mit deiner gepriesenen Weltklugheit. Ich weiß es, Orkane gibt es, die plötzlich hineinbrechen und im Augenblick zerstören, was lange sorgliche Mühe schuf. — O mir ist es, als wenn meine schönsten Blumen zerknickt, todt, vor meinen Füßen lägen."

Ein Student forderte jetzt in Marcells Namen den Eugenius zum Zweikampf auf den andern Morgen. Eugenius versprach, zur rechten Zeit an Ort und Stelle zu seyn.

„Du, der du niemals ein Rappier in der Hand gehabt, du willst dich schlagen?" so fragte Sever ganz erstaunt; Eugenius versicherte aber, daß keine Macht ihn abhalten werde, seine Sache selbst auszufechten, wie es sich gebühre, und daß Muth und Entschlossenheit das ersetzen würden, was ihm an Geschicklichkeit abginge. Sever stellte ihm vor, daß im Zweikampf auf den Stoß, wie er am Orte üblich, der Muthigste dem Geschickten unterliegen müsse. Eugenius blieb indessen standhaft bei seinem Entschluß, indem er hinzufügte, daß er im Stoßen vielleicht geübter sey, als man es glaube.

Da schloß ihn Sever freudig in die Arme, und rief: „der Senior hat Recht, du bist ein braver Junge durch und durch, aber in den Tod sollst du nicht gehen, ich bin dein Secundant, und werde dich schützen, wie ich es nur vermag."

Leichenblässe lag auf Eugenius Antlitz, als er auf den Kampfplatz trat, aber aus seinen Augen flammte ein düstres Feuer, und seine ganze Haltung

war feſter Muth, die Ruhe der Entſchloſſenheit ſelbſt.

Nicht wenig erſtaunte Sever, und eben ſo der Senior, als Eugenius ſich gleich als ein ganz guter Fechter zeigte, dem ſein Gegner beim erſten Gange durchaus nichts anhaben konnte. Beim zweiten Gange traf den Marcell gleich ein geſchickter Stoß in die Bruſt, daß er zuſammenſtürzte.

Eugenius ſollte fliehen, aber nicht von der Stelle wollte er weichen, es möge über ihn ergehen, was es auch ſey. Marcell, den man für todt gehalten, erholte ſich wieder, und nun erſt, da der Wundarzt erklärte, Rettung ſey möglich, begab ſich Eugenius mit Sever von dem Kampfplatz nach Hauſe. „Ich bitte dich," rief Sever, „ich bitte dich, Freund, hilf mir aus dem Traum, denn in der That, zu träumen glaub' ich, wenn ich dich betrachte. Anſtatt des friedlichen Eugenius ſtehet ein gewaltiger Menſch vor mir, welcher ſtößet wie der vortrefflichſte Senior, und eben ſo viel Muth und Gelaſſenheit hat, als dieſer." — „O mein Sever," erwiederte Eugenius, „gäbe der Himmel, du hätteſt Recht, möchte alles nur ein böſer Traum ſeyn. Aber nein, der Strudel des Lebens hat mich erfaßt, und wer weiß, an welche Klippen mich die dunkle Macht ſchleudert, daß ich zum Tode wund, nicht mehr mich retten kann in mein Paradies, das ich unzugänglich glaubte den finſtern wilden Geiſtern."

„Und," fuhr Sever fort, „und dieſe finſtre wilde Geiſter, die jedes Paradies zerſtören, was ſind die

anders, als die Mißverständniſſe, die uns um das Leben betrügen, das heiter und klar vor uns liegt? — Eugenius, ich beſchwöre dich, laß ab von einem Entſchluß, der dich verderben wird! — Ich ſprach von dem Fluch des Lächerlichen, mehr und mehr wirſt du ihn empfinden. Du biſt brav, entſchloſſen, und es iſt vorauszuſehen, daß du, da nun einmal es unmöglich iſt, das Lächerliche deines Verhältniſſes mit der Alten zu vertilgen, dich wohl noch zwanzigmal ſchlagen wirſt deiner Braut halber. Aber je mehr dein Muth, deine Treue ſich bewähren mag, deſto ſchärfer wird die Lauge werden, mit der man dich und deine Thaten übergießt. Aller Glanz deines ſtudentiſchen Heldenthums verbleicht in der abſoluten Philiſterei, die die alte Braut über dich bringen muß."

Eugenius bat den Sever, von einer Sache zu ſchweigen, die unabänderlich in ſeinem Innern feſt ſtehe, und verſicherte nur noch auf Befragen, daß er ſeine Fechtkunſt lediglich dem verſtorbenen Profeſſor Helms verdanke, der als ein ächter Student aus der ältern Zeit, ungemein auf dieſe Kunſt, und überhaupt auf das, was in ſtudentiſcher Sprache „Comment" heißt, gehalten. Beinahe jeden Tages habe er, ſchon der Bewegung halber, ſich ein Stündchen mit dem Alten herumrappieren müſſen, woher ihm denn, ohne daß er jemals den Fechtboden beſucht, hinlängliche Uebung gekommen.

Eugenius erfuhr von Gretchen, daß die Profeſſorin ausgegangen und nicht zu Mittage, ſondern

erſt am Abende nach Hauſe kommen werde, da ſie gar Vieles in der Stadt zu beſorgen. Ihm fiel dieſes deshalb ein wenig auf, weil es ganz aus der Gewohnheit, aus der Lebensweiſe der Profeſſorin lag, das Haus auf ſo lange Zeit zu verlaſſen.

Vertieft in ein wichtiges botaniſches Werk, das ihm eben erſt zur Hand gekommen, ſaß Eugenius in dem Studierzimmer des Profeſſor Helms, das nun das ſeine worden, und hatte in dem Augenblick alles Verhängnißvolle, das ſich am Morgen begeben, beinahe vergeſſen. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen, da hielt ein Wagen vor dem Hauſe, und bald darauf trat die Profeſſorin in Eugenius Zimmer. Er erſtaunte nicht wenig, ſie in dem vollen Staat zu ſehen, den ſie nur an hohen Feſttagen anzulegen pflegte. Das ſchwere faltenreiche Kleid von ſchwarzem Moor, reichlich mit ſchönen Brabanter Spitzen beſetzt, das kleine alterthümliche Häubchen, das reiche Perlenhalsband, eben ſolche Armbänder, der ganze Schmuck gab der hohen vollen Geſtalt der Profeſſorin ein gar herrliches, ehrfurchtgebietendes Anſehen.

Eugenius ſprang auf von ſeinem Sitz, aber mit der ungewöhnlichen Erſcheinung trat, ſelbſt wußte er nicht wie, auch alles Unheil des Tages in ſeiner Seele hervor, und unwillkührlich aus der tiefſten Bruſt rief er: O mein Gott!

„Ich weiß," ſprach die Profeſſorin mit einem Ton, der in erkünſtelter Ruhe nur zu ſehr die tiefſte Bewegung der Seele verrieth, „ich weiß alles, was

seit gestern vorgegangen, lieber Eugenius, ich kann, ich darf Sie nicht tadeln. — Mein Helms hat sich auch einmal meinethalber schlagen müssen, als ich seine Braut, ich hab' es erst erfahren, als wir schon zehn Jahre verheirathet, und mein Helms war ein ruhiger, gottesfürchtiger Jüngling, der gewiß niemandes Tod wollte. Aber es ist nicht anders, hab' ich auch niemals begreifen können, warum es nicht anders seyn kann. Doch die Frau vermag ja manches nicht zu fassen, was sich auf jener dunkeln Kehrseite des Lebens begibt, die ihr, will sie Weib seyn, und des Weibes Ehre und Würde behaupten, fern, dunkel bleiben muß, und mit frommer Ergebung mag sie daran glauben, was der Mann von der Gefahr jener Klippen, die er, ein kühner Pilot, umschifft hat, erzählt, und nicht weiter forschen! — Noch von anderem ist hier aber die Rede. — Ach, so sollte man, — ist die Sinnenlust der Jugend vorüber, sind die grellen Bilder des Lebens verbleicht, — denn das Leben selbst nicht mehr verstehen, sollte der Geist, ist er ganz zugewendet dem ewigen Licht, doch nicht das reine Blau des Himmels schauen können, ohne daß aus dem Pfuhl des Irdischen dunkle Wolken und Gewitter aufsteigen? — Ach! — als mein Helms sich um meinetwillen schlug, da war ich ein blühendes achtzehnjähriges Mädchen, man nannte mich schön — man beneidete ihn. — Und Sie — Sie schlagen sich für eine Matrone, für ein Verhältniß, das die leichtfertige Welt nicht zu fassen vermag, das nichtswürdige Gottlosigkeit mit frechem Spott

begeifert. — Nein, das darf, das soll nicht seyn! — Ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, lieber Eugenius! wir müssen uns trennen!"

„Nimmermehr," schrie Eugenius, indem er der Professorin zu Füßen stürzte, und ihre Hände an seine Lippen drückte; „wie, meinen letzten Tropfen Blut sollt' ich nicht verspritzen für meine Mutter?" — Und nun beschwor er die Professorin unter den heißesten Thränen, zu halten, was sie versprochen, nämlich, daß der Segen der Kirche ihn weihen solle zu ihrem Sohn! — „Doch ich Unglückseliger," fuhr er dann plötzlich auf, „ist nicht alles zerstört, all' mein Hoffen, mein ganzes Lebensglück? Marcell ist vielleicht schon todt — in der nächsten Minute schleppt man mich vielleicht ins Gefängniß."

„Seyn Sie ruhig," sprach die Professorin, indem ein anmuthiges Lächeln die Verklärung des Himmels auf ihrem Antlitz verbreitete, „seyn Sie ruhig, mein lieber frommer Sohn! Marcell ist außer aller Gefahr, der Stoß ist so glücklich gegangen, daß durchaus gar keine edlen Theile verletzt sind. Mehrere Stunden habe ich bei unserm würdigen Rektor zugebracht. Er hat sich mit dem Senior Ihrer Landsmannschaft, mit den Sekundanten, mit mehreren Studenten, die bei dem ganzen Vorfall zugegen waren, besprochen." — „Das ist keine gemeine alberne Rauferei," sprach der edle Greis, „Eugenius konnte die tiefe Schmach nicht anders rügen, und Marcell auch nicht anders handeln. Ich habe nichts erfahren, und werde jeder Angeberei zu begegnen wissen."

Eugenius schrie laut auf vor Wonne und Entzücken, und hingerissen von dem Moment, in dem der Himmel selbst durch seine schönsten Freuden den frommen Sinn des begeisterten Jünglings zu verherrlichen schien, gab die Professorin seinem Flehen nach, daß ihre Hochzeit in ganz kurzer Zeit gefeiert werden solle.

Am späten Abend, als den Morgen darauf die Trauung in möglichster Stille gefeiert werden sollte, ließ sich auf der Straße vor dem Hause der Professorin ein dumpfes Murmeln und leises Kichern vernehmen. Es waren Studenten, die sich versammelten. Aufflammend im Grimm lief Eugenius nach seinem Rappier. Vor Schreck leichenblaß war die Professorin keines Wortes mächtig. Da sprach aber eine rauhe Stimme auf der Straße: „Wollt ihr, so werde ich euch beistehen in dem saubern Ständchen, das ihr dem Brautpaar hier zu bringen im Sinn habt, aber morgen wird sich dann auch keiner weigern, mit mir ein Tänzchen zu machen, so lange, als er sich auf den Beinen aufrecht erhalten kann!“

Die Studenten schlichen einer nach dem andern still fort. Eugenius aus dem Fenster blickend, erkannte im Laternenschimmer sehr deutlich den Marcell, der mitten auf dem Pflaster stand, und nicht eher wich, bis der letzte der Versammelten den Ort verlassen.

„Ich weiß nicht,“ sprach die Professorin, als die paar alten Freunde des verstorbenen Helms, die der Trauung beigewohnt, fortgegangen waren, „ich

weiß nicht, was unſerm Gretchen iſt, warum ſie geweint hat, wie im troſtloſeſten Schmerz. Gewiß glaubt das arme Kind, wir würden uns nun weniger um ſie kümmern. Nein! — mein Gretchen bleibt mein liebes liebes Töchterlein!" — So ſprach die Profeſſorin, und ſchloß Gretchen, die eben hereingetreten, in ihre Arme. „Ja," ſprach Eugenius, „Gretchen iſt unſer liebes gutes Kind, und mit der Botanik wird's auch noch recht gut gehen." Damit zog er ſie zu ſich hin, und drückte, was er ſonſt bei Leibe nicht gethan, einen Kuß auf ihre Lippen. Aber wie leblos ſank Gretchen in ſeinen Armen zuſammen.

„Was," rief Eugenius, „was haſt du, Gretchen? — Biſt du denn eine kleine Mimoſa *), daß du zuſammenfährſt, wenn man dich anrührt?"

„Das arme Kind iſt gewiß krank, der feuchte kalte Dunſt in der Kirche hat ihr nicht wohlgethan;" ſo ſprach die Profeſſorin, indem ſie der Kleinen die Stirne rieb mit ſtärkendem Waſſer. Gretchen ſchlug die Augen auf mit einem tiefen Seufzer, und meinte, es ſey ihr plötzlich geweſen, als bekäme ſie einen Stich ins Herz hinein, aber nun wäre alles vorüber.

---

*) Mimosa pudica — Sinnpflanze. Die vierfach gefingert gefiederten Blätter ziehen oder legen ſich bei der geringſten Berührung zuſammen.

Drittes Kapitel.

Stilles Familienleben. Der Ausflug in die Welt. Der Spanier Fermino Valies. Warnungen eines verständigen Freundes.

Auf den Glockenschlag fünf Uhr, wenn der letzte schöne Morgentraum von dem wohlerhaltenen Exemplar irgend einer seltnen Pflanze entflohen, verließ Eugenius sein Lager, fuhr in den botanischen Schlafrock des Professors und studirte, bis ein feines Glöcklein ertönte. Dies geschah Punkt sieben Uhr, und war ein Zeichen, daß die Professorin aufgestanden, sich angekleidet, und daß der Kaffee in ihrem Zimmer bereit stand. In dies Zimmer begab sich Eugenius, und ergriff, nachdem er zum guten Morgen der Professorin die Hand geküßt, ganz nach der Art, wie wohl ein frommes Kind die Mutter begrüßt, die Pfeife, die schon gestopft auf dem Tische lag, und die er an dem Fidibus anzündete, den ihm Gretchen hinhielt. Unter freundlichem Gespräch wurde es acht Uhr, dann stieg Eugenius hinab in den Garten oder in das Treibhaus, wie es nun eben Witterung und Jahreszeit gestattete, wo er sich mit botanischer Arbeit beschäftigte bis eilf Uhr. Dann kleidete er sich an, und stand Punkt zwölf Uhr an dem gedeckten Tisch, auf dem die Suppe dampfte. Die Professorin war dann gar höchlich erfreut, wenn Eugenius bemerkte, daß der Fisch die gehörige Würze, daß der Braten Saft und Kraft habe ꝛc. „Ganz,“

rief die Professorin, „ganz wie mein Helms, der meine Küche zu loben pflegte, wie selten ein Ehemann, dem es manchmal überall schmeckt, nur nicht im Hause! — Ja, lieber Eugenius, Sie haben ganz und gar das heitere gute Gemüth meines Seligen!“ — Nun folgte ein Zug nach dem andern aus dem stillen einfachen Leben des Verstorbenen, den die Professorin beinahe geschwätzig erzählte, und der den Eugenius, war ihm auch alles längst bekannt, doch wieder auf's neue rührte, und oft schloß sich das einfache Mahl der kleinen Familie damit, daß die letzten Tropfen Weins auf das Andenken des Professors geleert wurden. Der Nachmittag glich dem Vormittage. Eugenius brachte ihn hin mit seinen Studien, bis um sechs Uhr Abends die Familie sich wieder versammelte. Eugenius ertheilte dann ein Paar Stunden hindurch, in Gegenwart der Professorin, dem Gretchen Unterricht in dieser, jener Wissenschaft, dieser, jener Sprache. Um acht Uhr wurde gegessen, um zehn Uhr begab man sich zur Ruhe. So war ein Tag dem andern völlig gleich und nur der Sonntag machte eine Ausnahme. Eugenius ging dann Vormittags stattlich gekleidet in diesen, jenen Sonntagsrock des Professors, von zuweilen etwas seltsamer Farbe und noch seltsamerem Schnitt, mit der Professorin und Gretchen nach der Kirche, und Nachmittags wurde, erlaubt' es die Witterung, eine Spazierfahrt nach einem nicht fern von der Stadt gelegenen Dörfchen gemacht.

So dauerte das klösterliche einfache Leben fort,

aus dem ſich Eugenius nicht hinausſehnte, in dem ihm ſein ganzes Wirken und Seyn eingeſchloſſen ſchien. Wohl mag aber zehrender Krankheitsſtoff ſich im Innern gebähren, wenn der Geiſt, ſeinen eigenen Organismus verkennend, im unſeligen Mißverſtändniß, den Bedingungen des Lebens widerſtrebt. Krankheit zu nennen war nämlich die hypochondriſche Selbſtgenügſamkeit, zu der Eugenius ganzes Treiben erſtarrte, und die, immer mehr ihm ſeine unbefangene Heiterkeit raubend, ihn für alles, was außer ſeinem engen Kreiſe lag, kalt, ſchroff, ſcheu erſcheinen ließ. Da er niemals, außer an den Sonntagen, in Geſellſchaft ſeiner Gattin Mutter das Haus verließ, ſo kam er aus aller Berührung mit ſeinen Freunden; Beſuche vermied er auf das ſorglichſte, und ſelbſt Severs, ſeines alten treuen Freundes, Gegenwart beängſtete ihn ſo ſichtlich, daß dieſer auch wegblieb.

„Es iſt nun einmal ſo mit dir gekommen, du biſt und mußt nun todt ſeyn für uns. — Ein Erwachen würde dich erſt recht tödten.“

So ſprach Sever, als er das letztemal den verlornen Freund verließ, dem es gar nicht einmal einfiel, darüber nachzudenken, was Sever mit jenen Worten wohl habe ſagen wollen.

Die Spuren des geiſtigen Verkränkelns zeigten ſich auch bald auf Eugenius todtbleichem Antlitz. Alles Jugendfeuer in den Augen war erloſchen, er ſprach die matte Sprache des Engbrüſtigen, und ſah man ihn in dem Ehrenkleide des verſtorbenen Profeſſors, ſo mußte man glauben, der Alte wolle den

Jüngling hinaustreiben aus ſeinem Rock, und ſelbſt wieder hineinwachſen. Vergebens forſchte die Profeſſorin, ob der Jüngling, um den ihr bangte, ſich körperlich krank fühle, und des Arztes bedürfe; er verſicherte indeſſen, daß er ſich niemals wohler gefühlt.

Eugenius ſaß eines Tages in der Gartenlaube, als die Profeſſorin hineintrat, ſich ihm gegenüber ſetzte, und ihn ſtillſchweigend betrachtete. Eugenius ſchien, in ein Buch vertieft, ſie kaum zu bemerken.

„Das," begann endlich die Profeſſorin, „das habe ich nicht gewollt, nicht gedacht, nicht geahnt!"

Eugenius fuhr, beinahe erſchreckt durch den fremdartigen ſcharfen Ton, in dem die Profeſſorin jene Worte ſprach, von ſeinem Sitze auf.

„Eugenius," fuhr die Profeſſorin ſanfter und milder fort, „Eugenius, Sie entziehen ſich der Welt ganz und gar, es iſt Ihre Lebensweiſe, die Ihre Jugend verſtört! Ich, meinen Sie, ſollte nicht tadeln, daß Sie in klöſterlicher Einſamkeit ſich einſchließen in das Haus, daß Sie ganz mir und der Wiſſenſchaft leben, aber es iſt dem nicht ſo. Fern ſey von mir der Gedanke, daß Sie Ihre ſchönſten Jahre einem Verhältniß opfern ſollten, das Sie mißverſtehen, indem Sie dieß Opfer bringen. Mein Eugenius, hinaus ſollen Sie in das Leben treten, das Ihrem frommen Sinn nie gefährlich werden kann."

Eugenius verſicherte, daß er gegen alles, was außer dem kleinen Kreiſe, der ſeine einzige Heimath ſey, liege, einen innern Abſcheu hege, daß er ſich

wenigſtens unter den Menſchen beängſtet, unbehaglich fühlen werde, und daß er auch am Ende gar nicht wiſſe, wie er es anfangen ſolle, hinauszutreten aus ſeiner Einſamkeit.

Die Profeſſorin, ihre gewohnte Freundlichkeit wieder gewinnend, ſagte ihm nun, daß der Profeſſor Helms eben ſo, wie er, das einſame, ganz den Studien gewidmete Leben geliebt, daß er aber demunerachtet ſehr oft, und in ſeinen jüngern Jahren beinahe täglich, ein gewiſſes Kaffeehaus beſucht, in dem ſich meiſtens Gelehrte, Schriftſteller, vorzüglich aber Fremde einzufinden pflegten. So ſey er ſtets mit der Welt, mit dem Leben in Berührung geblieben, und oft habe er dort durch mancherlei Mittheilungen reichlich geerndtet für ſeine Wiſſenſchaft. Ein gleiches ſolle Eugenius thun.

Hätte die Profeſſorin nicht darauf beſtanden, ſchwerlich wäre Eugenius dazu gekommen, ſich wirklich hinauszuwagen aus ſeiner Klauſe.

Das Kaffeehaus, deſſen die Profeſſorin gedachte, war in der That der Sammelplatz der ſchriftſtelleriſchen Welt, und nebenher der Ort, den Fremde zu beſuchen pflegten, ſo daß in den Abendſtunden ein buntes Gewühl in den Sälen auf- und abwogte.

Man kann denken, wie ſeltſam dem Klausner Eugenius zu Muthe war, als er zum erſtenmal ſich in dieſem Gewühle befand. Doch fühlte er ſeine Beklommenheit weichen, als er gewahrte, daß niemand ſich um ihn kümmerte. Immer unbefangener geworden, trieb er es bis zu der Keckheit, irgend

eine Erfrischung bei einem müßig dastehenden Kellner zu bestellen, bis ins Tabakszimmer zu bringen, Platz zu nehmen in einer Ecke, und den mannigfachen Gesprächen zuhorchend, wirklich selbst seiner Lieblingsneigung gemäß eine Pfeife zu rauchen. Nun erst gewann er eine gewisse Haltung, und von dem lustigen lauten Treiben um ihn her auf ihm fremde Weise erregt, blies er, ganz fröhlich und guter Dinge, die blauen Wolken vor sich her.

Dicht neben ihm nahm ein Mann Platz, dessen Bildung und Anstand den Fremden verrieth. Er stand in der Blüthe des männlichen Alters, mehr klein als groß, war er sehr wohl gestaltet, jede seiner Bewegungen rasch und geschmeidig, sein Antlitz voll eigenthümlichen Ausdrucks. — Es war ihm unmöglich, sich mit dem herbeigerufenen Kellner zu verständigen, je mehr er sich deßhalb mühte, je mehr er in Hitze gerieth und Zorn, desto wunderlicher wurde das deutsch, das er herausstotterte. Endlich rief er auf spanisch: der Mensch tödtet mich mit seiner Dummheit. Eugenius verstand das Spanische sehr gut, und sprach es so ziemlich. Aller Blödigkeit entsagend, nahte er sich dem Fremden, und erbot sich, den Dollmetscher zu machen. Der Fremde schaute ihn an mit durchbohrendem Blick. Dann versicherte er aber, indem eine anmuthige Freundlichkeit in seinem Gesichte aufglänzte, daß er es für ein besonderes Glück halte, auf jemanden zu treffen, der seine Muttersprache rede, die so selten gesprochen werde, unerachtet sie wohl die herrlichste sey, die es gebe.

Er rühmte Eugenius Ausſprache, und ſchloß damit, daß die Bekanntſchaft, die er der Gunſt des Zufalls verdanke, feſter geknüpft werden müſſe, welches nicht beſſer geſchehen könne, als bei einem Glaſe des geiſtigen feurigen Weins, der auf dem vaterländiſchen Boden wachſe.

Eugenius erröthete über und über, wie ein verſchämtes Kind; als er indeſſen ein paar Gläſer von dem Xeres getrunken, den der Fremde hatte bringen laſſen, fühlte er mit der behaglichen Wärme, die ſein Inneres durchſtrömte, eine ganz beſondere Luſt an des Fremden lebensheiterem Geſpräch.

„Er möge," begann endlich der Fremde, nachdem er den Eugenius einen Augenblick ſtillſchweigend betrachtet, „er möge es ihm nicht übel deuten, wenn er nun geſtehe, daß bei dem erſten Blick er ſich über ſein Aeuſſeres gar verwundert. Sein jugendliches Geſicht, ſeine ganze Bildung, ſtehe nämlich mit ſeiner bis zum Bizarren altfränkiſchen Kleidung in ſolch wunderlichem Widerſpruch, daß er ganz beſondere Beweggründe vermuthen müſſe, die ihn nöthigten, ſich auf die Weiſe zu verunſtalten."

Eugenius erröthete auf's neue, denn einen flüchtigen Blick auf ſeinen zimmtfarbnen Aermel, mit den goldbeſponnenen Knöpfen auf dem Aufſchlag, werfend, fühlte er ſelbſt lebhaft, wie ſeltſam er abſtechen müſſe gegen alle, die im Saal befindlich, vorzüglich aber gegen den Fremden, der nach der letzten Mode ſchwarz gekleidet, mit der feinſten, blendend weißen Wäſche, mit dem Bruſtnadelbrillant, die Eleganz ſelbſt ſchien.

Ohne Eugenius Antwort abzuwarten, fuhr der Fremde fort, „daß es durchaus außer seinem Charakter läge, jemanden seine Lebensverhältnisse abzufragen, indessen flößte ihm Eugenius ein solches hohes Interesse ein, daß er nicht umhin könne, ihm zu gestehen, wie er ihn für einen jungen, vom Unglück, von drückender Sorge, verfolgten Gelehrten halte. Sein blasses abgehärmtes Gesicht spräche dafür, und das altfränkische Kleid sey gewiß das Geschenk irgend eines alten Mäzens, das er in Ermangelung eines andern zu tragen gezwungen. Er könne und wolle helfen, er sehe ihn für seinen Landsmann an, und nur darum bitte er, alle engherzigen Rücksichten bei Seite zu setzen, und so offen zu seyn, als er es gegen den innigsten bewährtesten Freund seyn würde."

Eugenius erröthete zum dritten Mal, nun aber in dem bittern Gefühl, ja beinahe im Zorn über das Mißverständniß, das der unglückselige Rock des alten Helms vielleicht nicht bei dem Fremden allein, sondern bei allen Anwesenden, veranlaßt. Eben dieser Zorn löste ihm aber Herz und Zunge. Er eröffnete dem Fremden sein ganzes Verhältniß, er sprach von der Professorin mit dem Enthusiasmus, den ihm die wahre kindliche Liebe zu der alten Frau einflößte, er versicherte, daß er der glücklichste Mensch sey auf Erden, daß er wünsche, seine jetzige Lage möge fortdauern, so lange er lebe.

Der Fremde hatte sehr aufmerksam alles angehört; dann sprach er mit bedeutendem, scharfen Ton: „ich lebte auch einmal einsam, viel einsamer als Sie,

und glaubte in dieser Einsamkeit, die Andere trostlos genannt hätten, daß das Schicksal keinen Anspruch mehr an mich habe. Da rauschten die Wogen des Lebens hoch auf, und mich ergriff ihr Strudel, der mich hinabzureißen drohte in den Abgrund. Doch bald hob ich, ein kühner Schwimmer, mich hoch empor, und segle nun fröhlich und freudig daher auf silberheller Fluth, und fürchte nicht mehr die hoffnungslose Tiefe, die das Spiel der Wellen verbirgt. Nur auf der Höhe versteht man das Leben, dessen erster Anspruch ist, daß man seine Lust genieße. Und auf den heitern hellen Lebensgenuß wollen wir die Gläser leeren!"

Eugenius stieß an, ohne daß er den Fremden ganz verstanden. Seine Worte, in dem sonoren Spanisch gesprochen, klangen ihm wie fremde, aber recht ins Innere hineintönende Musik. Er fühlte sich zu dem Fremden hingezogen auf besondere Weise, selbst wußte er nicht warum.

Arm in Arm verließen die neuen Freunde das Kaffeehaus. In dem Augenblick, als sie auf der Straße sich trennten, kam Sever, der, als er Eugenius erblickte, voll Erstaunen stehen blieb.

„Sage," sprach Sever, „sage mir um des Himmelswillen, was hat das zu bedeuten? Du auf dem Kaffeehause? Du vertraulich mit einem Fremden? — Und noch dazu siehst du ganz erregt, erhitzt aus, als hättest du ein Glas Wein zu viel getrunken!"

Eugenius erzählte, wie alles gekommen, wie die

Professorin darauf bestanden, daß er das Kaffeehaus besuchen solle, wie er dann die Bekanntschaft des Fremden gemacht.

„Was doch," rief Sever, „was doch die alte Professorin für einen Scharfsinn hat für's Leben! In der That, sie sieht ein, daß der Vogel flügge geworden, und läßt ihn sich versuchen im Fliegen! — O der klugen weisen Frau!"

„Ich bitte dich," erwiederte Eugenius, „schweige von meiner Mutter, die nichts will als mein Glück, meine Zufriedenheit, und deren Güte ich eben die Bekanntschaft des herrlichen Mannes verdanke, der mich so eben verließ."

„Des herrlichen Mannes?" unterbrach Sever den Freund. „Nun, was mich betrifft, ich traue dem Kerl nicht über den Weg. Er ist übrigens ein Spanier und Sekretair des spanischen Grafen Angelo Mora, der seit Kurzem angekommen, und das schöne Landhaus vor der Stadt bezogen hat, das sonst, wie du weißt, dem bankerott gewordenen Bankier Overteen gehörte. — Doch, das wirst du schon alles wissen von ihm selbst."

„Mit nichten," erwiederte Eugenius, „mir fiel es nicht ein, ihn nach Stand und Namen zu fragen."

„Das ist," sprach Sever lachend weiter, „das ist der wahre Weltbürgersinn, wackrer Eugenius! — Der Kerl heißt Fermino Valies, und ist ganz gewiß ein Spitzbube, denn so oft ich ihn sah, fiel mir an ihm ein gewisses heimtückisches Wesen auf, und dann traf ich ihn schon auf ganz besonderen Wegen.

— Hüte dich — nimm dich in Acht, o mein frommer Professorssohn!“

„Nun merk' ich wohl,“ sprach Eugenius voller Unmuth, „daß du es darauf abgesehen hast, mich durch deine liebloſen Urtheile zu kränken, zu ärgern, aber du ſollſt mich nicht irre machen; die Stimme, die in meinem Innern ſpricht, die iſt es, der ich allein traue, der ich allein folge.“

„Füge es,“ erwiederte Sever, „füge es der Himmel, daß deine innere Stimme kein falſches Orakel ſeyn mag!“

Eugenius vermochte erſt ſelbſt nicht zu begreifen, wie es geſchehen können, daß er dem Spanier in den erſten Augenblicken der Bekanntſchaft ſein ganzes Inneres erſchloſſen, und hatte er der Macht des Augenblicks die ſeltſame Aufregung zugeſchrieben, in der er ſich befunden, ſo mußte er nun, da das Bild des Fremden in ſeiner Seele unverwiſcht feſt ſtand, es ſich ſelbſt geſtehen, daß das Geheimnißvolle, ja Wunderbare, wie es in dem ganzen Weſen des Fremden ſich kund that, mit wahrer Zauberkraft auf ihn gewirkt, und eben dieſes Weſen ſchien ihm die Urſache des ſeltſamen Mißtrauens zu ſeyn, das Sever wider den Spanier hegte.

Andern Tages, als Eugenius ſich wieder auf dem Kaffeehauſe einfand, ſchien ihn der Fremde mit Ungeduld erwartet zu haben. Unrecht, meinte er, ſey es geweſen, daß er geſtern Eugenius Vertrauen nicht erwiedert, und nicht auch von ſeinen Lebensverhältniſſen zu ihm geſprochen. Er nenne ſich Fermino Valies, ſey Spanier von Geburt, und zur Zeit

Sekretair des spanischen Grafen Angelo Mora, den er in Augsburg getroffen, und mit dem er hergekommen. Das Alles habe er schon gestern von einem seiner Freunde Namens Sever erfahren, erwiederte Eugenius. Da flammte ein glühend Roth plötzlich auf des Spaniers Wangen, und verschwand eben so schnell. Dann sprach er mit stechendem Blick und beinahe bitter höhnendem Ton: „Nicht glauben konnt' ich, daß Leute, um die ich mich nie gekümmert, mir die Ehre erzeigen würden, mich zu kennen. Doch glaub' ich schwerlich, daß Ihr Freund Ihnen mehr über mich wird sagen können, als ich selbst.“ — Fermino Valies vertraute nun ohne Hehl seinem neuen Freunde, daß er, kaum der Knabenzeit entwachsen, verführt durch die boshafte Arglist mächtiger Verwandten, in ein Kloster gegangen, und Gelübde gethan, gegen die sich später sein Innerstes empört. Ja, bedroht von der Gefahr, in immerwährender namenloser Marter, hoffnungslos hinzusiechen, habe er dem Drange nicht widerstehen können, sich in Freiheit zu setzen, und sey, als die Gunst des Schicksals ihm eine Gelegenheit dazu dargeboten, entflohen aus dem Kloster. Lebendig, mit den glühendsten Farben, schilderte nun Fermino das Leben in jenem strengen Orden, dessen Regel der erfinderische Wahnsinn des höchsten Fanatismus geschaffen, und um so greller stach dagegen das Bild ab, das er von seinem Leben in der Welt aufstellte, und das so reich und bunt war, wie man es nur bei einem geistvollen Abenteurer voraussetzen kann.

Eugenius fand sich wie von Zauberkreisen umfangen, er glaubte, in dem magischen Spiegel des Traums eine ihm neue Welt voll glänzender Gestalten zu erblicken, und unbemerkt erfüllte seine Brust die Sehnsucht, selbst dieser Welt anzugehören. Er gewahrte, daß seine Verwunderung über manches, vorzüglich aber diese, jene Frage, die er unwillkührlich dazwischen warf, dem Spanier ein Lächeln entlockte, das ihm Schaamröthe ins Gesicht trieb. Ihm kam der niederschlagende Gedanke, daß er in Mannesjahren ein Kind geblieben!

Nicht fehlen konnte es, daß der Spanier mit jedem Tage mehr Herrschaft gewann über den unerfahrnen Eugenius. So wie nur die gewöhnliche Stunde schlug, eilte Eugenius nach dem Kaffeehause, und blieb länger und länger, da ihm, mochte er es sich selbst auch nicht gestehen, vor der Rückkehr aus heiterer Welt in die häusliche Einöde graute. Fermino wußte den kleinen Kreis, in dem er sich bis jetzt mit seinem neuen Freunde bewegt, geschickt zu erweitern. Er besuchte mit Eugenius das Theater, die öffentlichen Spaziergänge, und gewöhnlich endeten sie den Abend in irgend einer Restauration, wo hitzige Getränke die aufgeregte Stimmung, in der sich Eugenius befand, bald bis zur Ausgelassenheit steigerten. Spät in der Nacht kam er nach Hause, warf sich auf's Lager, nicht um wie sonst ruhig zu schlafen, sondern um sich hinzugeben verwirrten Träumen, die ihm oft Gebilde vorüberführten, vor denen er sich früher entsetzt haben würde. — Matt und

abgespannt, unfähig zu wissenschaftlicher Arbeit, fühlte er sich dann am Morgen, und erst wann die Stunde schlug, in der er den Spanier zu sehen gewohnt, kamen alle Geister des wildverstörten Lebens in ihm zurück, die unwiderstehlich ihn forttrieben.

Eben zu solcher Stunde, als Eugenius wieder forteilen wollte nach dem Kaffeehause, guckte er, wie er zu thun gewohnt, in das Zimmer der Professorin, um flüchtig Abschied zu nehmen.

„Treten Sie herein, Eugenius, ich habe mit Ihnen zu reden!“ So rief ihm die Professorin entgegen, und in dem Ton, mit dem sie diese Worte sprach, lag so viel strenger ganz ungewohnter Ernst, daß Eugenius festgebannt wurde von jäher Bestürzung.

Er trat ins Zimmer; nicht ertragen konnte er den Blick der Alten, in dem sich tiefer Verdruß mit niederbeugender Würde paarte.

Mit ruhiger Festigkeit hielt nun die Professorin dem Jünglinge vor, wie er sich nach und nach zu einer Lebensart verlocken lassen, die alle Ehrbarkeit, alle gute Sitte und Ordnung verhöhne, und ihn über kurz oder lang ins Verderben stürzen werde.

Wohl mochte es seyn, daß die Alte, die Bedingnisse des Jugendlebens zu sehr nach der Sitte älterer frömmerer Zeit abwägend, in ihrer langen und bisweilen zu heftig werdenden Strafpredigt das richtige Maaß überschritt. So mußte es aber kommen, daß das Gefühl des Unrechts, das erst den Jüngling erfaßt hatte, unterging in dem bittern Un-

muth, den die immer mächtiger werdende Ueberzeugung, wie er sich doch niemals einem eigentlich sträflichen Hange überlassen, in ihm erregte. Wie es denn zu geschehen pflegt, daß der Vorwurf, der nicht ganz trifft ins Innerste hinein, von der Brust des Schuldigen wirkungslos abprallt.

Als die Professorin ihre Strafpredigt endlich schloß mit einem kalten beinahe verächtlichen: „doch! gehen Sie, thun Sie, was Sie wollen!" da kam ihm der Gedanke, wie er in Mannesjahren ein Kind geblieben, mit erneuter Stärke zurück. „Armseliger Schulknabe! — wirst du nie der Zuchtruthe entrinnen?" — So sprach eine Stimme in seinem Innern! — Er rannte von dannen.

Viertes Kapitel.

Der Garten des Grafen Angelo Mora. Eugenius Entzücken und Gretchens Schmerz. Die gefährliche Bekanntschaft.

Ein von dem tiefsten Unmuth, von den widersprechendsten Gefühlen bestürmtes Gemüth verschließt gern sich in sich selbst, und so geschah es denn auch, daß Eugenius, als er schon vor dem Kaffeehause sich befand, statt hineinzutreten, sich schnell entfernte, unwillkührlich hinauslaufend ins Freie.

Er gelangte vor das breite Gitterthor eines Gartens, aus dem ihm balsamische Düfte entgegen-

ſtrömten. Er ſchaute hinein, und blieb im tiefſten Erſtaunen feſtgewurzelt ſtehen.

Ein mächtiger Zauber ſchien die Bäume, die Gebüſche der entfernteſten verſchiedenſten Zonen hieher verſetzt zu haben, die im bunteſten Gemiſch der ſeltſamſten Farben und Geſtaltungen üppig prangten, wie dem heimathlichen Boden entſproſſen. Die breiten Gänge, die den magiſchen Wald durchſchnitten, faßten fremde Gewächſe, Stauden ein, die Eugenius nur dem Namen, der Abbildung nach gekannt, und ſelbſt Blumen, die er wohl gezogen im eigenen Treibhauſe, erblickte er hier in einer Fülle und Vollendung, wie er ſie nie geahnet. Durch den Mittelgang konnte er hinſchauen bis zu einem groſſen runden Platz, in deſſen Mitte aus einem Marmorbecken ein Triton Kryſtallſtrahlen hoch in die Höhe ſpritzte. Silberpfauen ſtolzirten daher, Goldfaſane badeten ſich in dem Feuer der Abendſonne. — Nicht gar zu fern vom Thor blühte eine Datura fastuosa (ſchöner Stechapfel) mit ihren herrlich duftenden großen trichterförmigen Blumen, in ſolch glanzvoller Pracht, daß Eugenius mit Schaam an die ärmliche Geſtaltung dachte, die daſſelbe Gewächs in ſeinem Garten zeigte. Es war das Lieblingsgewächs der Profeſſorin, und allen Unmuth vergeſſend, dachte Eugenius eben: ach! — könnte die gute Mutter ſolch' eine Datura in den Garten bekommen! — Da ſchwebten, wie von den Abendlüften getragen, ſüße Akkorde eines unbekannten Inſtruments aus den fernen Zaubergebüſchen, und leuch-

tend stiegen die wunderbaren Himmelstöne einer weiblichen Stimme empor. — Es war eine jener Melodien, die nur die Liebesbegeisterung des Südens aus der tiefsten Brust hervorzurufen vermag, es war eine spanische Romanze, die die Verborgene sang.

Aller süße namenlose Schmerz der innigsten Wehmuth, alle Gluth inbrünstiger Sehnsucht erfaßte den Jüngling, er gerieth in eine Trunkenheit der Sinne, die ihm ein unbekanntes fernes Zauberland voll Traum und Ahnung erschloß. Er war auf die Kniee gesunken, und hatte den Kopf fest angedrückt an die Stäbe des Gitters.

Tritte, die sich dem Gatterthor nahten, scheuchten ihn auf, und er entfernte sich schnell, um in seinem aufgeregten Zustande nicht von Fremden überrascht zu werden.

Unerachtet die Dämmerung schon eingebrochen, fand Eugenius doch noch Gretchen im Garten mit den Pflanzen beschäftigt.

Ohne aufzublicken sprach sie mit leiser schüchterner Stimme: „Guten Abend, Herr Eugenius!“ — „Was ist dir,“ rief Eugenius, dem des Mädchens seltsame Beklommenheit auffiel, „was ist dir Gretchen? — Schau mich doch an!“

Gretchen blickte zu ihm auf, aber in dem Augenblick quollen ihr auch die hellen Thränen aus den Augen.

„Was ist dir, liebes Gretchen,“ wiederholte Eugenius, indem er des Mädchens Hand faßte. Aber

da schien ein jäher Schmerz des Mädchens Inneres zu durchzucken. Alle Glieder bebten, die Brust flog auf und nieder, ihr Weinen brach aus in heftiges Schluchzen.

Ein wunderbares Gefühl, wohl mehr als Mitleid, durchdrang den Jüngling.

„Um des Himmels willen," sprach Eugenius in der schmerzlichsten Theilnahme, „um des Himmels willen, was hast du, was ist dir geschehen, mein liebes Gretchen? — Du bist krank, sehr krank! — Komm', setze dich, vertraue mir alles!"

Damit führte Eugenius das Mädchen auf eine Gartenbank, setzte sich zu ihr, und wiederholte, indem er ihre Hand leise drückte: „Vertraue mir alles, mein liebes Gretchen!"

Dem Rosenschimmer des erwachten Morgens gleich, brach ein holdes Lächeln durch des Mädchens Thränen. Sie seufzte tief, der Schmerz schien gebrochen, und das Gefühl unbeschreiblicher Lust, süßer Wehmuth, sie zu durchdringen.

„Ich bin," lispelte sie leise mit niedergeschlagenen Augen, „ich bin wohl ein dummes einfältiges Ding, und es ist alles nur Einbildung, lauter Einbildung! — Und doch," rief sie dann stärker, indem ihr Thränen wieder aus den Augen stürzten, „und doch ist es so — doch ist es so!"

„So fasse," sprach Eugenius ganz bestürzt, „so fasse dich doch nur, liebes Gretchen, und erzähle, vertraue mir, was dir denn Böses geschehen, was dich so tief erschüttert hat."

Endlich kam Gretchen zu Worten. Sie erzählte, wie in Eugenius Abwesenheit ein fremder Mann plötzlich durch die Thüre, die sie zu verriegeln vergessen, in den Garten getreten, und sehr eifrig nach ihm gefragt habe. Der Mann habe in seinem ganzen Wesen was Besonderes gehabt, sie aber mit solchen seltsamen, feurigen Augen angeblickt, daß ihr es ganz eiskalt durch alle Glieder gefahren sey, und sie vor lauter Angst und Bangigkeit kaum ein Glied rühren können. Dann habe der Mann sich in ganz wunderlichen Worten, die sie, da er überhaupt gar kein rechtes Deutsch gesprochen, kaum verstanden, nach diesem, jenem erkundigt, und zuletzt gefragt — hier stockte Gretchen plötzlich, indem ihre Wangen Feuerlilien glichen. Als nun aber Eugenius in sie drang, alles, alles herauszusagen, erzählte sie weiter, daß der Fremde sie gefragt, ob sie nicht dem Herr Eugenius recht gut sey. Recht aus der Seele, habe sie erwiedert: O ja, recht von Herzen! Da sey der Fremde dicht an sie herangetreten, und habe sie wieder mit jenem abscheulichen Blick ordentlich durchbohrt, so daß sie die Augen niederschlagen müssen. Noch mehr! recht frech und unverschämt habe der Fremde sie auf die Wangen geklopft, die ihr vor lauter Angst und Bangigkeit gebrannt, dabei gesagt: „du niedliche hübsche Kleine, ja recht gut seyn, recht gut seyn," und dann so hämisch gelacht, daß ihr das Herz im Leibe gezittert. In dem Augenblick sey die Frau Professorin ans Fenster getreten, und der Fremde habe gefragt: ob

das die Frau Gemahlin des Herrn Eugenius sey, und als sie erwiedert: ja, es sey die Mutter, recht höhnisch gerufen: „ey, die schöne Frau! Du bist wohl eifersüchtig, Kleine?" — hierauf wieder so hämisch und arglistig gelacht, wie sie es nie von einem Menschen gehört, dann aber, nachdem er die Frau Professorin nochmals recht scharf ins Auge gefaßt, sich schnell aus dem Garten entfernt.

„Aber," sprach nun Eugenius, „aber in diesem Allem, liebes Gretchen, finde ich noch gar nichts, das dich so tief, so gar schmerzlich hätte betrüben können."

„O Herr," brach Gretchen los, „o Herr des Himmels, wie oft hat die Mutter mir gesagt, daß Teufel in menschlicher Gestalt auf der Erde umherwandelten, die überall Unkraut unter den Waizen säeten, die den Guten allerlei verderbliche Schlingen legten! — O gütiger Gott! — der Fremde, er war der Teufel, der —"

Gretchen stockte. Eugenius hatte gleich gemerkt, daß der Fremde, der Gretchen im Garten überrascht, niemand anders gewesen seyn konnte, als der Spanier Fermino Valies, und wußte nun recht gut, was Gretchen sagen wollte.

Nicht wenig darüber betreten, fragte er nun kleinmüthig: ob er sich denn wirklich seit einiger Zeit in seinem Betragen geändert habe?

Da strömte alles heraus, was Gretchen in der Brust verschlossen. Sie hielt dem Jüngling vor, daß er jetzt im Hause stets trübe, in sich verschlos-

ſen, wortkarg, ja zuweilen ſo ernſt und finſter ſey, daß ſie es gar nicht wage, ihn anzureden. Daß er keinen Abend mehr ſie ſeines Unterrichts würdige, der ihr ach ſo lieb, ja wohl das Beſte geweſen, was ſie auf der Welt gehabt. Daß er gar keine Freude mehr an den ſchönen Gewächſen und Blumen habe — ach! daß er geſtern auf die ſo herrlich blühenden Balſaminen, die ſie allein ſo ſorgſam gezogen, auch nicht einen Blick geworfen, daß er überhaupt gar nicht mehr der liebe gute —

Ein Thränenſtrom erſtickte Gretchens Worte.

„Sey ruhig, laß keine thörichten Einbildungen in dir aufkommen, mein gutes Kind!“ — So wie Eugenius dieſe Worte ſprach, fiel ſein Blick auf Gretchen, die ſich von der Bank, auf der ſie geſeſſen, erhoben, und als zerſtreuten ſich plötzlich Zaubernebel, die ihn geblendet, gewahrte er nun erſt, daß nicht ein Kind, daß eine ſechszehnjährige Jungfrau in der höchſten Anmuth des entfalteten Jugendreizes vor ihm ſtand. — In ſeltſamer Ueberraſchung vermochte er nicht weiter zu reden. Endlich ſich ermannend, ſprach er leiſe: „ſey ruhig, mein gutes Gretchen, es wird noch alles anders werden,“ und ſchlich aus dem Garten ins Haus die Treppe hinauf.

Hatte Gretchens Schmerz, ihr Abſcheu gegen den Fremden, des Jünglings Bruſt auf beſondere Weiſe bewegt, ſo war eben deshalb ſein Groll gegen die Profeſſorin geſtiegen, der er in ſeiner Bethörung allein Gretchens Gram und Leid zuſchrieb.

Als er nun zur Profeſſorin hineintrat, und dieſe

ihn anreden wollte, unterbrach er sie mit den heftigsten Vorwürfen, daß sie dem jungen Mädchen allerlei abgeschmacktes Zeug in den Kopf gesetzt, und über seinen Freund, den Spanier Fermino Valies geurtheilt habe, den sie gar nicht kenne und niemals kennen werde, da der Maaßstab einer alten Professorsfrau zu klein sey, für wahrhaft lebensgroße Gestaltungen.

„So weit ist es gekommen!" rief die Professorin mit dem schmerzlichsten Ton, indem sie die Augen, die gefalteten Hände gen Himmel erhob.

„Ich weiß nicht," sprach Eugenius verdrießlich, „ich weiß nicht, was Sie damit meinen, aber mit mir ist es wenigstens noch nicht so weit gekommen, daß ich mit dem Teufel Gemeinschaft gemacht!"

„Ja!" rief die Professorin mit erhöhter Stimme, „ja, in des Teufels Schlingen sind Sie, Eugenius! Schon hat der Böse Macht über Sie, schon streckt er seine Krallen aus, Sie hinabzureißen in den Pfuhl ewigen Verderbens! — Eugenius! lassen Sie ab von dem Teufel und seinen Werken, es ist Ihre Mutter, die Sie bittet, beschwört" —

„Soll ich," unterbrach Eugenius die Professorin erbittert, „soll ich begraben seyn in diesen öden Mauern? — soll ich freudenlos das kräftigste Leben des Jünglings hinopfern? — Sind die harmlosen Vergnügungen, die die Welt darbietet, Werke des Teufels?"

„Nein," rief die Professorin, indem sie ermattet in einen Stuhl sank, „nein, nein, aber!" — In dem

Augenblick trat Gretchen hinein, und fragte, ob die Professorin, ob Eugenius nicht zu Nacht essen wolle, alles sey bereit.

Sie setzten sich zu Tische, stumm und düster, keines Wortes mächtig vor den feindlichen Gedanken, die das Innere erfüllten.

Am frühen Morgen erhielt Eugenius ein Billet von Fermino Valies des Inhalts:

Sie waren gestern am Gatterthor unsers Gartens. Warum traten Sie nicht hinein? Zu spät hat man Sie bemerkt, um Sie einzuladen. Nicht wahr, Sie haben ein kleines Eden für Botaniker geschaut? — Heute gegen Abend erwartet Sie an demselben Gatterthor

Ihr innigster Freund
Fermino Valies.

Nach dem Bericht der Köchin hatte das Billet ein furchtbarer, ganz schwarzer Mensch überbracht, wahrscheinlich ein möhrischer Diener des Grafen.

Eugenius fühlte sein ganzes Herz aufgehen bei dem Gedanken, daß er nun eintreten sollte in das Paradies voll herrlichen Zaubers. Er hörte die Himmelstöne, die den Gebüschen entstiegen, und seine Brust bebte vor Inbrunst und Verlangen. Zerronnen war aller Unmuth in dem lusterfüllten Gemüth.

Bei Tische erzählte er, wo er gewesen und wie der Garten des Bankiers Overteen vor dem Thore, den der Graf Angelo Mora besitze, sich ganz und gar verändert habe, und jetzt ein wahrer botanischer Zaubergarten sey. Gütig wolle ihn heute Abend

ſein Freund Fermino Valies hineinführen, und er werde nun Alles mit leiblichen Augen in der Natur ſchauen, was er ſonſt nur aus Beſchreibungen und Bildern gekannt. Weitläufig ſprach er nun über alle wunderbare, fernen Zonen entrückte Bäume und Büſche, nannte ihre Namen, gab ſein tiefſtes Erſtaunen darüber zu erkennen, wie ſie das heimathliche Clima hätten entbehren und hier aufgezogen werden können. Dazu kam er auf die Sträucher, auf die Stauden, auf die Gewächſe, und verſicherte, daß alles in dieſem Garten ganz fremdartig und ungewöhnlich ſey, daß er z. B. in ſeinem Leben keine ſolche Datura fastuosa geſehen, wie ſie im Garten blühe. Der Graf müſſe geheimnißvoller Zaubermittel mächtig ſeyn, denn gar nicht zu begreifen wäre ſonſt, wie dies Alles in der kurzen Zeit, während der Graf ſich hier aufhalte, habe bewerkſtelligt werden können. Dann ſprach er von den Himmelstönen der weiblichen Stimme, die den Gebüſchen entſchwebten, und erſchöpfte ſich in Schilderungen der Wonne, die er dabei gefühlt.

Eugenius bemerkte in ſeiner Freude, in ſeinem Entzücken nicht, daß er allein ſprach, und daß die Profeſſorin und Gretchen ſtumm und in ſich gekehrt da ſaßen.

Als er die Mahlzeit geendet, ſprach die Profeſſorin, indem ſie ſich von ihrem Sitze erhob, ſehr ernſt und gelaſſen: „Sie befinden ſich in einem ſehr aufgeregten bedrohlichen Zuſtande, mein Sohn! Der Garten, den Sie mit ſo vielem Eifer beſchreiben, und

deſſen Wunder Sie böſen Zauberkräften des unbekannten Grafen zuſchreiben, hatte ſchon ſeit vielen, vielen Jahren dieſelbe Geſtalt, und dieſe ſeltſame, ja, wie ich zugeben will, wunderbare Geſtaltung, iſt das Werk eines fremden kunſtreichen Gärtners, der in Overteens Dienſten ſtand. Ich war mit meinem lieben Helms ein paarmal dort, der meinte aber, es wäre ihm alles zu künſtlich, und der Zwang, den man der Natur angethan, um das Fremde, einander Entgegengeſetzte, in abenteuerlicher Miſchung zuſammenzubringen, beklemme ihm das Herz."

Eugenius zählte die Minuten; endlich ſank die Sonne, und er durfte ſich auf den Weg machen.

„Die Pforte des Verderbens iſt geöffnet, und der Diener ſteht bereit, das Opfer zu empfahen!" ſo rief die Profeſſorin im Schmerz und Zorn; Eugenius verſicherte dagegen, daß er aus dem Ort des Verderbens geſund und unverſehrt zurückzukommen hoffe.

Der Menſch, der das Billet von dem Fremden gebracht, habe ganz ſchwarz, ganz abſcheulich ausgeſehen, meinte Gretchen.

„Wohl gar," ſprach Eugenius lächelnd, „wohl gar mag es Luzifer ſelbſt, oder wenigſtens ſein erſter Kammerdiener geweſen ſeyn? Gretchen, Gretchen! fürchteſt du dich noch vor dem Schornſteinfeger?" Gretchen ſchlug erröthend die Augen nieder, Eugenius entfernte ſich ſchnell.

Vor lauter Bewunderung der botaniſchen Pracht und Herrlichkeit, die ſich ihm in dem Garten des

Grafen Angelo Mora aufthat, konnte Eugenius gar nicht zu ſich ſelbſt kommen.

„Nicht wahr," ſprach Fermino Valies endlich, „nicht wahr, Eugenius, es gibt noch Schätze, die du nicht kannteſt. Hier ſieht es anders aus, als in deinem Profeſſors Garten."

Es iſt zu bemerken, daß der enger geſchloſſene Bund die Benennung mit dem brüderlichen Du unter den Freunden herbeigeführt hatte.

„O ſprich," erwiederte Eugenius, „ſprich nicht von dem armſeligen öden Plätzchen, wo ich, einer kranken, mühſam vegetirenden Pflanze gleich, ein kümmerliches freudenloſes Leben hingeſchmachtet habe! — O dieſe Pracht — dieſe Gewächſe, dieſe Blumen — Hier zu bleiben — hier zu wohnen!"

Fermino meinte, daß wenn Eugenius ſich dem Grafen Angelo Mora nähern wolle, welches er (Fermino) ſehr gern vermitteln werde, jener Wunſch leicht erfüllt werden könne, in ſo fern es ihm möglich, ſich von der Profeſſorin wenigſtens auf die Zeit zu trennen, während der Graf hier bliebe.

„Doch," fuhr Fermino fort mit ſpöttelndem Tone, „doch das iſt wohl nicht möglich. Wie ſollte ſolch ein junger Ehemann, als du, mein Freund, nicht noch im Entzücken der Liebe ſchwärmen, und ſich nur einen Augenblick ſeine Seligkeit rauben laſſen. — Ich habe heute deine Frau geſehen. In der That für ihre hohen Jahre ein glaues munteres Weiblein. — Es iſt doch erſtaunlich, wie lange Amors Fackel in dem Herzen mancher Weiber zu brennen vermag.

— Sage mir nur, wie dir bei den Umarmungen deiner Sara, deiner Ninon zu Muthe wird? — Du weißt, wir Spanier ſind von feuriger Einbildungskraft, und daher kann ich an dein Eheglück gar nicht denken, ohne in Flammen zu gerathen! — Du biſt doch nicht eiferſüchtig?"

Der ſpitze tödtende Pfeil des Lächerlichen traf des Jünglings Bruſt. Er dachte an Severs Warnungen, er fühlte, daß, ließe er ſich darauf ein, über ſein eigentliches Verhältniß mit der Profeſſorin zu ſprechen, er den Spott des Spaniers nur noch mehr reizen würde. Aber auf's neue ſtand es auch klar vor ſeiner Seele, daß ein falſcher, täuſchender Traum ihn, den unerfahrenen Jüngling, um ſein Leben betrogen. Er ſchwieg, doch die brennende Röthe, die ſein Geſicht überzog, mußte dem Spanier die Wirkung ſeiner Worte verrathen.

„Schön," ſprach Fermino Valies weiter, ohne des Freundes Antwort abzuwarten, „ſchön iſt es hier und herrlich, es iſt wahr, aber nenne darum deinen Garten nicht öde und freudenleer. Eben in deinem Garten fand ich geſtern etwas, was alle Pflanzen, Gewächſe, Blumen auf dem ganzen Erdboden weit, weit übertrifft. — Du weißt, daß ich nichts anderes im Sinn haben kann, als das Engelsbild von Mädchen, die bei dir hauſet. Wie alt iſt die Kleine?"

„Sechszehn Jahre glaub' ich," ſtotterte Eugenius.

„Sechszehn Jahre!" wiederholte Fermino, „ſechszehn Jahre! — hier zu Lande das ſchönſte Alter! — In der That, als ich das Mädchen ſah, wurde mir

manches klar, mein lieber Freund Eugenius! Euer kleiner Haushalt ist wohl recht idyllisch, alles friedlich und freundlich, die gute Alte ist zufrieden, wenn Männlein bei guter Laune bleibt — sechszehn Jahre? — Ob das Mädchen wohl noch unschuldig seyn mag?"

Alles Blut gährte in Eugenius auf bei dieser frechen Frage des Spaniers.

„Sündlicher Frevel," fuhr er den Spanier zornig an, „sündlicher Frevel ist deine Frage; Schmutz, der den himmelsklaren Spiegel, dem des Mädchens reines Gemüth gleicht, nicht zu beflecken vermag."

„Nun nun," sprach Fermino, indem er dem Jüngling einen heimtückischen Blick zuwarf, „nun nun, ereifere dich nur nicht, mein junger Freund! der reinste klarste Spiegel nimmt die Bilder des Lebens auch am lebendigsten auf, und diese Bilder — doch ich merke, daß du nicht gern von der Kleinen hören magst, und schweige daher."

In der That malte sich auf Eugenius Gesicht bittrer Unmuth, der ihn ganz verstörte. Ja, unheimlich wurde ihm dieser Fermino, und aus dem tiefsten Grunde seines Innersten wollte der Gedanke hervorkeimen, daß Gretchen, das ahnende Kind, wohl Recht haben könne, wenn ihr dieser Fermino als ein satanisches Prinzip erschienen.

In diesem Augenblick ließen sich wie Meereswogen anschwellende Akkorde aus dem Gebüsch hören, und jene Stimme ertönte, die gestern alles Entzücken der süßesten Wehmuth in des Jünglings Brust entzündet.

„O Herr des Himmels!“ rief der Jüngling, indem er erstarrt stehen blieb.

„Was ist es?“ fragte Fermino; aber Eugenius gab keine Antwort, sondern horchte dem Gesange zu, ganz verloren in Wonne und Lust.

Fermino schaute ihn an, mit Blicken, die in sein Innerstes dringen zu wollen schienen.

Als der Gesang endlich schwieg, seufzte Eugenius tief auf, und, als könne nun erst alle süße Wehmuth der gepreßten Brust entsteigen, traten ihm helle Thränen in die Augen.

„Dich scheint,“ sprach Fermino lächelnd, „dich scheint der Gesang sehr zu ergreifen!“

„Woher,“ rief Eugenius begeistert, „woher diese Töne des Himmels? — Keiner Sterblichen Brust kann ihre Heimath seyn.“

„Doch,“ sprach Fermino weiter, „doch! — Es ist Gräfin Gabriela, die Tochter meines Herrn, welche nach Landessitte Romanzen singend, und sich auf der Guitarre begleitend, durch des Gartens Gänge lustwandelt.“

Ganz unvermuthet trat Gräfin Gabriela, die Guitarre im Arm, aus dem dunkeln Gebüsch, so, daß sie plötzlich dicht vor Eugenius stand.

Es ist zu sagen, daß Gräfin Gabriela in jedem Betracht schön zu nennen war. Der üppige Bau ihres Körpers, der siegende Feuerblick ihrer großen schwarzen Augen, die hohe Anmuth ihres Wesens, der volle sonore Silberklang der tiefen Stimme,

alles dieſes verrieth, daß ſie unter heiterm ſüdlichem Himmel geboren.

Gefährlich mögen ſolche Reize ſeyn, aber noch gefährlicher für den lebensunerfahrenen Jüngling iſt jener unbeſchreibliche Ausdruck im Antlitz, im ganzen Weſen, der auf ſchon erwachte, im Innern mächtig flammende Liebesgluth deutet. Zu dieſem Ausdruck geſellt ſich denn noch jene geheimnißvolle Kunſt, vermöge der das in Lieb entflammte Weib ihren Anzug, ihren Schmuck ſo zu wählen, zu ordnen vermag, daß ein harmoniſches Ganzes jeden Reiz des Einzelnen noch blendender hervorleuchten läßt.

War nun in dieſer Hinſicht Gräfin Gabriela die Göttin der Liebe ſelbſt, ſo mußte es wohl geſchehen, daß ihre Erſcheinung den ſchon durch den Geſang aufgeregten Eugenius traf, wie ein zündender Blitz.

Fermino ſtellte den Jüngling der Gräfin vor als einen neuerworbenen Freund, der das Spaniſche vollkommen verſtehe und ſpreche, und dabei ein vortrefflicher Botaniker ſey, weshalb ihm hier der Garten ungemeines Vergnügen gewähre.

Eugenius ſtammelte einige unverſtändliche Worte, während die Gräfin und Fermino bedeutende Blicke wechſelten. Gabriela faßte den Jüngling ſcharf ins Auge, dem zu Muthe war, als müſſe er hinſinken in den Staub.

Da gab die Gräfin ihre Guitarre dem Fermino, und hing ſich in des Jünglings Arm, indem ſie mit holder Anmuth erklärte, daß ſie auch ein wenig von

der Botanik verſtehe, über manches wunderbare Geſträuch aber gern belehrt ſeyn wolle, und daher darauf beſtehen müſſe, daß Eugenius nochmals den Garten durchwandle.

Bebend vor ſüßer Angſt wandelte der Jüngling mit der Gräfin fort, aber freier wurde ſeine Bruſt, als die Gräfin nach dieſer, jener ſeltſamen Pflanze fragte, und er ſich in wiſſenſchaftlichen Erklärungen ergießen konnte. Er fühlte den ſüßen Hauch der Gräfin an ſeiner Wange ſpielen; die elektriſche Wärme, die ſein Inneres durchdrang, erfüllte ihn mit namenloſer Luſt, er kannte ſich ſelbſt nicht mehr in der Begeiſterung, die ihn plötzlich umgeſchaffen zu einem ganz andern Weſen.

Immer dichter, immer ſchwärzer wurden die Schleier, in die der Abend Wald und Flur hüllte. Fermino erinnerte, daß es Zeit ſeyn werde, den Grafen in ſeinen Zimmern aufzuſuchen. — Eugenius, ganz außer ſich ſelbſt, drückte der Gräfin Hand ſtürmiſch an die Lippen, und ſchritt dann fort, wie durch die Lüfte getragen, im Gefühl einer Seligkeit, die ſeine Bruſt noch nicht gekannt.

Fünftes Kapitel.

Das Traumbild. Fermino's verhängnißvolle Geschenke. Trost und Hoffnung.

Man kann denken, daß der Aufruhr im Innern keinen Schlaf in Eugenius Augen kommen ließ. Als er endlich, der Morgen war schon angebrochen, in jenen Schlummer fiel, der mehr ein Zustand der Betäubung zwischen Wachen und Schlafen zu nennen, als wirklicher Schlaf, da trat ihm in vollem blendenden Glanz der höchsten Anmuth, wie damals geschmückt, auf's neue das Bild jener Braut entgegen, die er schon einmal im Traum gesehen, und mit verdoppelter Stärke erneute sich der fürchterliche Kampf im Innern, den er damals gekämpft.

„Wie," sprach das Bild mit süßer Stimme, „wie, du wähnst dich fern von mir? — du zweifelst, daß ich dein bin? — du glaubst, daß das Glück deiner Liebe verloren ist? — Schau doch nur auf! Geschmückt mit duftenden Rosen, mit blühenden Myrthen, ist die Brautkammer! — Komm, mein Geliebter, mein süßer Bräutigam! Komm an meine Brust!"

Flüchtig, wie ein Hauch, glitten Gretchens Züge über das Traumbild hin, doch als es näher trat, beide Arme ausbreitend, den Jüngling zu umfangen, da war es Gräfin Gabriela.

In der Raserei wildflammender Liebesgluth wollte Eugenius das Himmelskind umfassen, da

bannte ihn ein eiſiger Starrkrampf feſt, ſo daß er regungslos blieb, als das Traumbild immer mehr und mehr erblaßte, ängſtliche Todesſeufzer ausſtoßend.

Mühſam entwand ſich der Bruſt des Jünglings ein Schrei des Entſetzens.

„Herr Eugenius, Herr Eugenius! erwachen Sie doch nur, Sie träumen ja ſo ängſtlich!“

So rief eine laute Stimme. Eugenius fuhr auf aus dem träumeriſchen Zuſtand, die helle Sonne ſchien ihm ins Geſicht. Es war die Hausmagd, die gerufen, und die ihm nun ſagte, daß der fremde ſpaniſche Herr ſchon da geweſen, und mit der Frau Profeſſorin geſprochen, die ſich unten im Garten befinde, und über den ungewöhnlich langen Schlaf des Herrn Eugenius ſehr beſorgt geweſen, da ſie eine Kränklichkeit vermuthet. Der Kaffee ſtehe im Garten bereit.

Eugenius kleidete ſich ſchnell an, und eilte hinab, die aufgeregte Stimmung, in die ihn der verhängnißvolle Traum geſetzt, mit aller Gewalt bekämpfend.

Nicht wenig verwundert war Eugenius, als er die Profeſſorin im Garten antraf, wie ſie vor einer wunderbar herrlichen Datura fastuosa ſtand, und hingebeugt über die großen trichterförmigen Blumen den ſüßen Geruch wohlgefällig einzog.

„Ei,“ rief ſie dem Eugenius entgegen, „ei Sie Langſchläfer! — Wiſſen Sie wohl, daß Ihr fremder Freund ſchon hier geweſen iſt, und Sie zu ſprechen

verlangt hat? — Nun, am Ende habe ich wohl dem fremden Herrn Unrecht gethan, und auf meine böse Ahnungen zu viel gegeben! — Denken Sie nur, lieber Eugenius, dieſe herrliche Datura fastuosa hat er aus dem Garten des Grafen herſchaffen laſſen, weil er von Ihnen gehört, daß ich dieſe Blume ſehr liebe. — Alſo haben Sie doch in Ihrem Paradieſe der Mutter gedacht, lieber Eugenius! — Die ſchöne Datura ſoll auch recht gepflegt werden."

Eugenius wußte nicht recht, was er von Fermino's Beginnen denken ſollte. Er mochte beinahe glauben, daß Fermino durch die Aufmerkſamkeit, die er bewieſen, den unverdienten Spott habe gut machen wollen, den er ſich über ein Verhältniß erlaubt, das er nicht kannte.

Die Profeſſorin ſagte ihm jetzt, daß der Fremde ihn auf heute Abend wieder in den Garten geladen. Die hohe Gutmüthigkeit, die ſich heute in dem ganzen Weſen der Profeſſorin ausſprach, wirkte wie ein heilender Balſam auf des Jünglings wundes zerriſſenes Gemüth. Es war ihm, als ſey ſein Gefühl für die Gräfin von ſolch hoher Art, daß es nichts gemein haben könne mit den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens. Liebe, die ſich auf irdiſchen Genuß bezieht, mochte er daher jenes Gefühl gar nicht nennen, ja er fand dieß Gefühl entweiht durch den leiſeſten Gedanken an ſinnliche Luſt, unerachtet ihn der verhängnißvolle Traum eines andern hätte belehren ſollen. So kam es aber, daß er, wie es lange nicht geſchehen, ſich heiter und froh zeigte, und die

Alle war in dieſem Augenblick viel zu unbefangen, um die ſeltſame Spannung zu bemerken, die ſich in jener Heiterkeit ausſprach.

Nur Gretchen, das ahnende Kind, blieb dabei, daß der Herr Eugenius ganz ein anderer worden, als die Profeſſorin meinte, daß er wieder zurückgekommen von ſeinem ſonderbaren Weſen.

„Ach," ſprach die Kleine, „ach, er iſt uns nicht mehr ſo gut, als ſonſt, und ſtellt ſich nur ſo freundlich, damit wir nicht nach dem fragen ſollen, was er uns verſchweigen will."

Eugenius fand ſeinen Freund in einem Zimmer des großen Gewächshauſes mit dem Filtriren verſchiedener Flüſſigkeiten beſchäftigt, die er dann einfüllte in Phiolen.

„Ich arbeite," rief er dem Jüngling entgegen, „ich arbeite in deinem Fache, wiewohl auf andere Weiſe, als du es wohl jemals gethan haben magſt!"

Er erklärte nun, wie er ſich auf die geheimnißvolle Bereitung gewiſſer Subſtanzen verſtehe, die das Wachsthum, vorzüglich aber die Schönheit der Gewächſe, Sträucher, Pflanzen ꝛc beförderten, woher es denn komme, daß in dem Garten alles ſo wunderbar herrlich emporkeime und gedeihe. Darauf ſchloß Fermino einen kleinen Schrank auf, in dem Eugenius eine Menge Phiolen und kleiner Schächteichen erblickte.

„Hier," ſprach Fermino, „hier erblickſt du eine ganze Sammlung der ſeltenſten Geheimniſſe, deren Wirkung ganz fabelhaft zu ſeyn ſcheint."

Bald war es ein Saft, bald ein Pulver, das in das Erdreich oder in das Waſſer gemiſcht, die Farbe, den Duft dieſer, jener Blume, den Glanz dieſes, jenes Gewächſes herrlicher und ſchöner machen ſollte.

„Laſſe," ſo ſprach Fermino weiter, „laſſe zum Beiſpiel ein paar Tropfen von dieſem Saft in das Waſſer fallen, womit du die Rosa centifolia aus einer Gießkanne dem ſanften Regen gleich anſprengſt, und du wirſt über die Pracht erſtaunen, mit der die Knospen ſich entfalten. Noch wunderbarer ſcheint aber die Wirkung dieſes ſtaubähnlichen Pulvers. In den Kelch einer Blume geſtreut, miſcht es ſich mit dem Blumenſtaub, und erhöht den Duft, ohne ihn in ſeiner Natur zu ändern. Bei manchen Blumen, wie zum Beiſpiel bei der Datura fastuosa, iſt dieß Pulver vorzüglich anwendbar, nur erfordert der Gebrauch deſſelben eine vorzügliche Behutſamkeit. Eine halbe Meſſerſpitze genügt, die ganze, ja auch nur die Quantität des in dieſer Phiole verſchloſſenen Pulvers, würde aber den ſtärkſten Menſchen augenblicklich tödten, und zwar mit allen Zeichen des Nervenſchlages, ſo daß an eine Spur der Vergiftung gar nicht zu denken. — Nehmen Sie, Eugenius, ich mache Ihnen mit dieſem geheimnißvollen Pulver ein Geſchenk. Die Verſuche, die Sie damit anſtellen möchten, werden nicht mißlingen, doch ſeyn Sie behutſam, und denken Sie daran, was ich Ihnen von der tödtenden Kraft dieſes unbedeutend ſcheinenden farb- und duftloſen Staubes geſagt habe."

Damit reichte Fermino dem Eugenius eine kleine blaue verschlossene Phiole hin, die dieser, die Gräfin Gabriela im Garten gewahrend, gedankenlos einsteckte.

Es genügt zu sagen, daß die Gräfin, ein Weib ganz Liebe und Lust, in ihrem innersten Wesen die Kunst jener höheren Coquetterie tragend, die nur die Ahnung des Genusses gewährt, und so den unlöschbaren Durst der inbrünstigsten Sehnsucht in der Brust zu wecken und zu erhalten weiß, durch ihr folgerechtes Betragen den Jüngling in immer stärkerer, immer verzehrenderer Liebesgluth entflammte. Nur die Stunden, die Augenblicke, wenn er Gabriela sah, galten ihm für das Leben, sein Haus schien ihm ein finstres ödes Gefängniß, die Professorin der böse Geist kindischer Bethörung, der ihn hineingebannt. Er bemerkte nicht den tiefen stillen Gram, der die Professorin verzehrte, nicht die Thränen, die Gretchen vergoß, wenn er sie kaum eines Blicks würdigte, für kein freundliches Wort eine Antwort hatte.

So waren einige Wochen vergangen, als Fermino sich an einem Morgen bei Eugenius einstellte. Es lag etwas gespanntes in seinem ganzen Wesen, das auf irgend ein ungewöhnliches Ereigniß zu deuten schien.

Nach einigen gleichgültigen Worten faßte er den Jüngling scharf ins Auge, und sprach mit seltsam schneidendem Ton: „Eugenius — du liebst die Gräfin, und ihr Besitz ist all' dein Sehnen und Trachten."

„Unglücklicher!" rief Eugenius ganz außer sich, „Unglücklicher! mit tödtender Hand greifst du in

meine Bruſt, und vernichteſt mein Paradies! — Was ſage ich! — Nein! du ſtörſt den Wahnſinnigen auf aus dem Traum ſeiner Bethörung! — Ich liebe Gabriela — ich liebe ſie, wie wohl noch kein Menſch hienieden geliebt haben mag — aber dieſe Liebe führt mich zum troſtloſen Verderben!" — Das ſehe ich nicht ein," ſprach mit Kälte Fermino.

„Sie beſitzen," fuhr Eugenius fort, „ſie beſitzen! — Ha! der armſelige Bettler ſoll trachten nach dem ſchönſten Edelſtein des reichen Peru's! — Ein in dem kleinlichen Elend eines mißverſtandenen Lebens verlorner Unglücklicher, der nichts behielt als die, der inbrünſtigſten Sehnſucht und der troſtloſen Verzweiflung offene Bruſt, und ſie — ſie — Gabriela!" —

„Ich," ſprach Fermino weiter, „ich weiß nicht, Eugenius, ob nur deine freilich miſerabeln Verhältniſſe dich ſo kleinmüthig machen. Ein liebendes Herz darf ſtolz und keck nach dem Höchſten ſtreben."

„Wecke," unterbrach Eugenius den Freund, „wecke nicht trügeriſche Hoffnungen, die mein Elend nur noch vergrößern könnten."

„Hm," erwiederte Fermino, „ich weiß doch nicht, ob das trügeriſche Hoffnung, ob das troſtloſes Elend zu nennen, wenn man mit der höchſten Inbrunſt, die nur in des Weibes Bruſt zu glühen vermag, wiedergeliebt wird."

Eugenius wollte auffahren. „Still! rief Fermino, „mache dir Luft in allerlei Exklamationen, wenn ich ausgeredet und mich entfernt haben werde, aber jetzt höre mich ruhig an."

„Es ist," sprach nun Fermino weiter, „es ist nur zu gewiß, daß Gräfin Gabriela dich liebt, und zwar mit all' dem zerstörenden Feuer, das in der Brust der Spanierin flammt. Sie lebt nur in dir, ihr ganzes Wesen gehört nur dir an. So bist du aber kein armseliger Bettler, kein in dem kleinlichen Elend des mißverstandenen Lebens Verlorner; nein, in Gabriela's Liebe bist du unendlich reich, du stehst an den goldnen Pforten eines glanzvollen Edens, das sich dir erschlossen. Glaube ja nicht, daß dein Stand deiner Verbindung mit der Gräfin entgegen seyn würde. Es gibt gewisse Verhältnisse, die den stolzen spanischen Grafen wohl seinen hohen Stand vergessen, und es ihn selbst auf das eifrigste wünschen lassen würden, dich als seinen Eidam aufzunehmen. Ich, mein lieber Eugenius, wäre nun derjenige, der jene Verhältnisse zur Sprache bringen müßte, und ich könnte dir schon jetzt, um dem Verdacht der unfreundschaftlichen Geheimnißkrämerei zu entgehen, manches darüber sagen, doch besser ist es, ich schweige zur Zeit. — Und um so mehr scheint dieß besser, als eben jetzt ein sehr düsteres schwarzes Gewölk an dem Himmel deiner Liebe heraufgezogen ist. — Du kannst denken, daß ich der Gräfin sorglich deine Verhältnisse verschwiegen habe, und ganz unerklärlich ist es mir, wie die Gräfin es erfahren konnte, daß du vermählt bist, und zwar mit einer mehr als sechszigjährigen Frau. Sie hat mir ihr ganzes Herz ausgeschüttet, sie ist ganz aufgelöst in Schmerz und Verzweiflung. Bald verflucht sie den Augenblick,

als sie dich zum erstenmale sah, verflucht dich selbst: bald nennt sie dich wieder mit den zärtlichsten Namen, und klagt sich selbst, den Wahnsinn ihrer Liebe, an. Sie will dich nie mehr sehen, das hat sie —"

„Heiliger Gott," schrie Eugenius, „gibt es für mich einen gräßlicheren Tod?"

„Das hat," fuhr Fermino schalkisch lächelnd fort, „das hat sie beschlossen in den ersten Augenblicken der Liebesraserei. Doch sollst du, wie ich hoffe, Gräfin Gabriela noch heute zur Mitternachtsstunde sehen. Zu dieser Zeit brechen die Blüthen der großblumigten Fackeldistel in unserm Gewächshause auf, die, wie du weißt, mit dem Aufgang der Sonne wieder hinzuwelken beginnen. So wenig der Graf den gewürzigen durchdringenden Geruch dieser Blüthen ertragen kann, so sehr liebt ihn Gräfin Gabriela. Oder besser gesagt: Gabriela's zur Schwärmerei geneigtes Gemüth findet in dem Wunder dieses Gesträuchs das Mysterium der Liebe und des Todes selbst, das in der Nacht der Blüthe durch das schnelle Aufkeimen zum höchsten Moment der Seligkeit, und eben so schnelles Hinwelken gefeiert wird. Ihres tiefen Schmerzes, ihrer Verzweiflung unerachtet, kommt die Gräfin daher gewiß in das Gewächshaus, wo ich dich verstecken werde. — Sinne auf Mittel, dich von deinen Fesseln zu befreien, entflieh dem Kerker! — Doch alles überlasse ich der Liebe und deinem guten Stern! — Du dauerst mich mehr, als die Gräfin, und daher biete ich alle meine Kräfte auf, dich zu deinem Glück zu führen."

Kaum hatte Fermino den Jüngling verlaſſen, als die Profeſſorin zu ihm trat.

„Eugenius," ſprach ſie mit dem tiefen, niederſchlagenden Ernſt der ehrwürdigen Matrone, „Eugenius, es kann nicht länger zwiſchen uns ſo bleiben!"

Da durchleuchtete den Jüngling, wie ein jäher Blitz, der Gedanke, daß ſein Bund ja nicht unauflöslich ſey, daß der Grund richterlicher Scheidung ja ſchon in dem Mißverhältniß der Jahre liege.

„Ja," rief er im triumphirenden Hohn, „ja, Frau Profeſſorin, Sie haben ganz Recht, es kann zwiſchen uns nicht länger ſo bleiben! Vernichtet werde ein Verhältniß, das eine aberwitzige Bethörung gebahr, und das mich fortreißt ins Verderben. — Trennung — Scheidung — ich biete dazu die Hand."

Die Profeſſorin erblaßte zum Tode, Thränen ſtanden ihr in den Augen.

„Wie," ſprach ſie mit zitternder Stimme, „mich, die dich warnte, als du die Ruhe, den innern Frieden der Seele vorzogſt dem irren Treiben der Welt, mich, deine Mutter, willſt du Preis geben dem Spott, dem Hohngelächter der Böſen? Nein! Eugenius, das willſt, das kannſt du nicht! — Der Satan hat dich verblendet! Gehe in dich! — Doch iſt es nun dahin gekommen, daß du die Mutter, die dich hegte und pflegte, die nichts wollte als dein zeitliches, dein ewiges Wohl, daß du ſie verachteſt, von ihr willſt. Ach, Eugenius, keines irdiſchen Richters wird es bedürfen, uns zu ſcheiden. Bald wird es geſchehen,

daß der Vater des Lichts mich abruft von dieser Welt des Grams und des Jammers! — Wenn ich längst von dem Sohne vergessen im Grabe ruhe, dann genieße deine Freiheit — alles Glück, das dir die Täuschungen des irdischen Seyns gewähren mögen."

Ein Thränenstrom erstickte die Stimme der Professorin, die sich, das Schnupftuch vor den Augen, langsam entfernte.

So verstockt war des Jünglings Herz nicht, daß ihn der tödtende Schmerz der Professorin nicht hätte tief durchdringen sollen. Er sah es ein, daß jeder Schritt zur Trennung ihr mit dem Gefühl der erlittenen Schmach den Tod bringen mußte, und daß auf diese Weise nicht Freiheit zu erringen. Er wollte dulden — untergehen, doch, Gabriela! rief es im Innern, und der tiefste hämische Groll gegen die Alte fand wieder Raum in seiner Seele.

Letztes Kapitel.

Es war eine dunkle schwüle Nacht. Hörbar säuselte der Athem der Natur durch das schwarze Gebüsch, und wie feurige Schlangen strahlten Blitze am fernen Horizont. Die ganze Gegend um den Garten des Grafen erfüllte der wunderbare Geruch der aufgeblühten Fackeldistel. Trunken vor Liebe und brünstigem Verlangen stand Eugenius vor dem

Gatterthor; endlich erſchien Fermino, öffnete und führte ihn in das matt erleuchtete Gewächshaus, wo er ihn in einer dunkeln Ecke verbarg.

Nicht lange dauerte es, ſo erſchien die Gräfin Gabriela, von Fermino und dem Gärtner begleitet. Sie ſtellten ſich hin vor dem blühenden Cactus grandiflorus, und der Gärtner ſchien ſich weitläuftig auszuſprechen über das wunderbare Geſträuch und über die Mühe und Kunſt, mit der er es gepflegt. Endlich führte Fermino den Gärtner fort.

Gabriela ſtand, wie in ſüße Träume verſunken, ſie ſeufzte tief, dann ſprach ſie leiſe: „Könnt' ich leben — ſterben, wie dieſe Blüthe! — Ach Eugenio!"

Da ſtürzte der Jüngling hervor aus ſeinem Verſteck, und warf ſich nieder vor der Gräfin.

Sie ſtieß einen Schrei des Schrecks aus, ſie wollte entfliehen. Doch mit der Verzweiflung der Liebesgluth umfaßte ſie der Jüngling und auch ſie umfing ihn mit den Lilienarmen — kein Wort — kein Laut — nur glühende Küſſe!

Tritte nahten, da drückte die Gräfin den Jüngling noch einmal feſter an ihre Bruſt. „Sey frei — ſey mein — Dich oder Tod!" — So lispelte ſie, ſtieß dann den Jüngling ſanft von ſich, und entfloh ſchnell in den Garten.

Betäubt, beſinnungslos vor Entzücken fand Fermino den Freund.

„Habe," ſprach Fermino endlich, als Eugenius erwacht ſchien, „habe ich Dir zu viel geſagt? —

Kann man glühender, inbrünstiger geliebt seyn, als du es bist? — Doch nach diesem begeisternden Augenblick der höchsten Liebesextase muß ich, mein Freund, für dein irdisches Bedürfniß sorgen. Unerachtet sich Liebende aus sonstigem leiblichen Genuß nicht eben viel zu machen pflegen, so laß es dir doch gefallen, ehe du, wenn der Morgen angebrochen, von hinnen gehst, etwas Stärkendes zu genießen."

Eugenius folgte wie im Traum mechanisch dem Freunde, der ihn in das kleine Gemach führte, wo er ihn einst mit chemischen Operationen beschäftigt angetroffen hatte.

Er genoß etwas von den gewürzreichen Speisen die er aufgetragen fand, und besser noch sagte ihm der feurige Wein zu, den Fermino ihm einnöthigte.

Gabriela, und nur Gabriela war, wie man denken mag, der Inhalt des Gesprächs, das beide, Fermino und Eugenius, führten, und alle Hoffnung des süßesten Liebesglücks glühte auf in des Jünglings Brust.

Der Morgen war angebrochen, Eugenius wollte fort. Fermino begleitete ihn an das Gatterthor. Im Scheiden sprach Fermino: „gedenke, mein Freund, der Worte Gabriela's: sey frei, sey mein, und fasse einen Entschluß, der dich schnell und sicher zum Ziele führt. Schnell, sage ich; denn übermorgen mit dem Anbruch des Tages reisen wir von dannen."

Damit schlug Fermino das Gatterthor zu, und entfernte sich durch einen Seitengang.

Halb entseelt vermochte Eugenius sich nicht von der Stelle zu rühren. Fort, fort sollte sie, und er nicht folgen? — Vernichtet alle Hoffnung durch diesen jähen Blitzschlag! — Endlich lief er von dannen, den Tod im Herzen. Wilder und wilder gährte das Blut in seinen Adern, als er zurückgekommen in sein Haus; die Wände schienen über ihm einzustürzen, er lief hinab in den Garten. Er erblickte die schöne vollblühende Datura fastuosa, jeden Morgen pflegte die Professorin, hingebeugt über die Blüthen, den balsamischen Wohlgeruch einzuziehen. Da stiegen die Gedanken der Hölle in ihm auf, der Satan wurde seiner mächtig, er holte die kleine Phiole hervor, die ihm Fermino Valies gegeben, und die er noch bei sich trug, öffnete sie, und schüttete mit abgewandtem Gesicht das Pulver aus in den Blüthenkelch der Datura fastuosa.

Es war ihm nun, als stehe alles um ihn her in hellem lodernden Feuer; weit von sich warf er die Phiole, und rannte fort und immer weiter fort, bis er in dem nahegelegenen Walde niedersank vor Ermattung. Sein Zustand glich dem des wirren Träumens. Da sprach die Stimme des Bösen in ihm: was harrst du? was weilst du? die That ist geschehen, dein der Triumph! — Du bist frei! — Hin zu ihr — hin zu der, die du gewonnen um den Preis deiner Seligkeit, aber dein ist alle höchste Lust, alles namenlose Entzücken des Lebens!

„Ich bin frei, sie ist mein!" so schrie Eugenius laut, indem er sich aufraffte vom Boden, und dann

schnell fortrannte nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Es war hoher Mittag worden, er fand das Gatterthor fest verschlossen, und niemand kam auf sein Klopfen.

Er mußte sie sehen, sie in seine Arme fassen, alles Uebermaaß des gewonnenen Glücks genießen im ersten Gefühl der theuer erkauften Freiheit. Der Drang des Augenblicks gab ihm ungewöhnliches Geschick, er überkletterte die hohe Mauer. Todtenstille herrschte im ganzen Garten, einsam waren die Gänge. Endlich glaubte Eugenius in dem Pavillon, dem er genaht, ein leises Flüstern zu vernehmen.

„Wenn sie es wäre!“ Mit süßer Angst des brünstigsten Verlangens durchbebte ihn der Gedanke. Näher und näher schlich er heran — sah durch die Glasthüre — erblickte Gabriela, freventlich sündigend, in Fermino's Armen.

Aufbrüllend wie ein wildes, vom Todesstreich getroffenes Thier stürzte er gegen die Thüre, daß sie zusammenbrach, aber in dem Augenblick faßten ihn auch die Eisschauer der Ohnmacht, und er sank bewußtlos nieder auf die steinerne Schwelle des Pavillons.

„Schafft den Wahnsinnigen fort!“ — So schallte es ihm in die Ohren; er fühlte sich mit Riesenkraft gepackt, und hinausgeschleudert durch das Thor, das klirrend sich hinter ihm schloß.

Krampfhaft klammerte er sich fest an das Gatter, gräßliche Flüche und Verwünschungen ausstoßend

gegen Fermino, gegen Gabriela! — Da lachte es hämiſch in der Ferne, und es war, als riefe eine Stimme: Datura fastuosa! — Zähneknirſchend wiederholte Eugenius: Datura fastuosa, aber plötzlich fiel ein Hoffnungsſtrahl in ſeine Seele. Er raffte ſich empor, und rannte in voller Haſt zurück nach der Stadt in ſein Haus. Auf der Treppe begegnete ihm Gretchen, die ſich tief entſetzte über ſein gräßliches Anſehen. Die zerſplitternden Glasſcheiben hatten ſein ganzes Haupt verletzt, das Blut floß ihm über die Stirne, dazu kam ſein verſtörter Blick, der Ausdruck des fürchterlichſten Aufruhrs im Innern, von dem ſein ganzes Weſen zeugte. Keines Wortes war das holde Kind-mächtig, als Eugenius ihre Hand ergreifend, mit wilder Stimme fragte: „iſt die Mutter im Garten geweſen? — „Gretchen," rief er dann noch einmal in tödtender Angſt, „Gretchen, ſey barmherzig — rede — ſprich — iſt die Mutter im Garten geweſen?"

„Ach," erwiederte Gretchen endlich, „ach lieber Herr Eugenius, die Mutter — nein, ſie war nicht im Garten. Als ſie eben hinabgehen wollte, wurde ihr ſo ängſtlich zu Muthe. Sie fühlte ſich krank, blieb oben, legte ſich ins Bette.

„Gerechter Gott!" rief Eugenius, auf beide Kniee niederſtürzend, und die Hände hoch erhebend, „gerechter Gott, du haſt Erbarmen mit dem Verworfenen!"

„Aber," ſprach Gretchen, „aber lieber Herr Eugenius, was iſt denn Furchtbares geſchehen?"

Doch ohne zu antworten lief Eugenius hinab in den Garten, riß wüthend das todtbringende Gewächs aus der Erde, und zertrat die Blüthen in den Staub.

Er fand die Profeſſorin im ſanften Schlummer. „Nein," ſprach er zu ſich ſelbſt, „nein, der Hölle Macht iſt gebrochen, nichts vermag die Kunſt des Satans über dieſe Heilige!" Dann ging er auf ſein Zimmer; die gänzliche Erſchöpfung brachte ihm Ruhe.

Doch bald ging ihm wieder das entſetzliche Bild jenes hölliſchen Truges auf, der ihm unabwendbares Verderben bereitet. Nicht anders glaubte er ſein Verbrechen büßen zu können, als mit dem freiwilligen Tode. Doch Rache, furchtbare Rache ſollte dieſem Tode vorausgehen.

Mit der dumpfen, unheilſchwangern Ruhe, die dem wüthendſten Sturme folgt, und in der erſt die entſetzlichſten Entſchlüſſe zu reifen pflegen, ging er hin, kaufte ſich ein paar gute Doppelpiſtolen, Pulver und Blei, ladete das Gewehr, ſteckte es in die Taſche, und wanderte hinaus nach dem Garten des Grafen Angelo Mora.

Das Gatterthor ſtand offen, Eugenius bemerkte nicht, daß es von Polizeiſoldaten beſetzt war; er wollte eben eintreten, als er ſich von hinten erfaßt fühlte.

„Wo willſt du hin? was willſt du thun?" So ſprach Sever, denn der war's, der den Freund feſthielt.

„Trage," ſprach Eugenius im Ton der düſtern,

auf alles verzichtenden Verzweiflung, „trage ich das Kainszeichen auf der Stirn? glaubst du, daß ich auf dem Wege des Mordes daherschleiche?“

Sever faßte den Freund unter den Arm und zog ihn sanft fort, indem er sprach: „frage mich nicht, mein geliebter Eugenius, woher ich alles weiß, aber ich weiß es, daß man dich durch die Künste der Hölle verlockt hat in die gefährlichsten Schlingen, daß ein satanischer Trug dich bethörte, daß du dich rächen willst an dem schändlichen Bösewicht. Doch deine Rache kommt zu spät. Eben sind beide, der angebliche Graf Angelo Mora nebst seinem saubern Helfershelfer, dem verlaufenen spanischen Mönch Fermino Valies, von Regierungs wegen verhaftet worden, und befinden sich auf dem Wege nach der Residenz. In der angeblichen Tochter des Grafen hat man eine italienische Tänzerin erkannt, die im letzten Carneval sich bei dem Theater St. Benedetto in Venedig befand.“

Sever ließ dem Freunde einige Augenblicke Ruhe, sich zu fassen, und übte dann über ihn die Macht, die jedem festen, klaren Gemüth eigen.

Bei den sanften Vorstellungen, wie es eben der irdische Erbtheil des Menschen sey, daß er oft nicht widerstehen könne der bösen Verlockung, wie aber oft der Himmel ihn errette auf wunderbare Weise, und daß in dieser Rettung eben Sühne und Trost zu finden, erweichte sich der in Verzweiflung erstarrte Sinn des Jünglings. Ein Thränenstrom stürzte ihm aus den Augen, er ließ es geschehen,

daß Sever ihm die Pistolen aus der Tasche zog und abdrückte in die Luft.

Eugenius wußte selbst nicht, wie es sich begeben, daß er plötzlich mit Sever vor dem Zimmer der Professorin stand, durchbebt von der Angst des Verbrechers.

Die Professorin lag erkrankt auf dem Bette. Doch lächelte sie beide Freunde mild an, und sprach dann zu Eugenius: „meine bösen Ahnungen haben mich nicht betrogen. Aus der Hölle hat Sie der Herr des Lichts errettet. Alles, lieber Eugenius, verzeihe ich — doch, o himmlischer Vater! darf ich denn von Verzeihen sprechen, da ich mich selbst anklagen muß? — Ach erst jetzt, erst in meinem hohen Alter, muß ich es einsehen, daß der irdische Mensch festgehalten ist am Irdischen durch Bande, denen er sich nicht entwinden darf, da der Wille der ewigen Macht sie selbst geschlungen. Ja, Eugenius, es ist ein thörichter Frevel, die gerechten Ansprüche des Lebens, wie sie aus der Natur unsers Daseyns entspringen, nicht gelten lassen zu wollen, und hochmüthig zu glauben, man wäre über sie erhaben! — Nicht Sie, Eugenius, ich allein habe gefehlt, ich will auch dafür büßen, und den Spott der Bösen ertragen mit Geduld. — Werden Sie frei, Eugenius!“

Da kniete aber der Jüngling, ganz zerknirscht von der bittersten Reue, vor dem Bette nieder und schwur, indem er die Hand der Professorin mit Küssen und Thränen bedeckte, daß er nie lassen werde von der Mutter, daß er nur ganz in ihrer

Frömmigkeit, in ihrem heiligen Frieden lebend Vergebung ſeiner Sünden hoffen dürfe.

„Sie ſind mein guter Sohn," ſprach die Profeſſorin mit dem ſanften Lächeln himmliſcher Verklärung, „bald, ich fühle es, bald wird Sie der Himmel lohnen!"

Merkwürdig genug war es, daß der ſpaniſche Mönch dem Sever gleiche Schlingen geſtellt hatte, wie dem harmloſen Eugenius, der ſich darin verfing, während der lebenskluge, verſtändige Sever ſich ihnen leicht entzog. Freilich wollte es indeſſen auch ein günſtiger Zufall, daß Sever über das zweideutige Verhältniß des angeblichen Grafen Angelo Mora und ſeiner Begleitung Kunde aus der Reſidenz erhielt.

Beide, der Graf und Fermino, waren nämlich nichts anders, als geheime Emiſſare des Jeſuiten-Ordens, und bekannt iſt das Princip dieſes Ordens, ſich überall Anhänger und ſichere Agenten zu verſchaffen. Eugenius hatte die Aufmerkſamkeit des Mönchs nun gewiß zuerſt durch ſeine Kenntniß der ſpaniſchen Sprache erregt. Fand nun der Mönch bei näherer Bekanntſchaft, daß er es mit einem ganz unerfahrenen harmloſen Jüngling zu thun habe, der noch dazu in ganz gezwungenen, dem Leben widerſtreitenden Verhältniſſen lebe, ſo mußte er eben dieſen Jüngling für ganz bildungsfähig zu den Zwecken des Ordens achten. Eben ſo bekannt iſt es ferner, daß der Orden ſich der ſeltſamſten Myſtificationen bediente, um Anhänger zu werben; nichts kettet aber feſter als das Verbrechen, und Fermino glaubte

daher mit Recht ſich des Jünglings nicht beſſer verſichern zu können, als wenn er die ſchlummernde Leidenſchaft der Liebe mit aller Gewalt weckte, die ihn dann führen ſollte zur fluchwürdigen That.

Bald, nachdem dies alles geſchehen, begann die Profeſſorin immer mehr und mehr zu kränkeln. So, wie der verſtorbene Helms, entſchlummerte ſie, da ſchon Bäume und Gebüſche entlaubt waren, ſanft in Gretchens und Eugenius Armen.

Aber, als die Profeſſorin ſchon zu Grabe getragen, da kam der Gedanke an die gräßliche, fluchwürdige That, die er begangen, in Eugenius zurück. Blieb auch dieſe That ſelbſt wirkungslos, ſo klagte ſich doch Eugenius als den Mörder der Mutter an, und ſein Inneres zerfleiſchten die Furien der Hölle.

Nur dem treuen Freunde Sever gelang es, den Verzweifelnden endlich zur Faſſung zu bringen. Er verſank in ſtillen, zerſtörenden Gram, verließ nicht ſein Zimmer, ſah niemanden, und genoß kaum ſo viel, als zur Erhaltung nöthig.

Ein paar Wochen waren in der Art verfloſſen, als eines Tages Gretchen zu ihm hereintrat in Reiſekleidern, und mit bebender Stimme ſprach: „ich komme, von Ihnen Abſchied zu nehmen, lieber Herr Eugenius! — Die Verwandte in dem kleinen Städtchen, drei Meilen von hier, will mich wieder aufnehmen. — Leben Sie —"

Sie vermochte nicht zu endigen.

Da wand ſich ein ungeheurer Schmerz los aus der Bruſt des Jünglings, und durch dieſen Schmerz

leuchtete plötzlich die Naphtaflamme der reinsten Liebe.

„Gretchen!“ rief er, „Gretchen, wenn du mich verlässest, so sterbe ich den qualvollen Tod des verzweifelnden Sünders! — Gretchen — sey mein.“

Ach, mit welchem treuen Herzen hatte ihn, ohne es selbst zu ahnen, Gretchen längst geliebt. Halb ohnmächtig vor süßem Bangen, vor himmlischer Wonne, sank die Jungfrau dem Jüngling an die Brust.

Sever trat hinein, und sprach, als er die Seligen erblickte, ernst und feierlich: „Eugenius, du hast den Engel des Lichts gefunden, der dir den Frieden deiner Seele wiedergeben wird, und selig wirst du seyn hienieden und dort.“

Meiſter Johannes Wacht.

Zu der Zeit, als die Leute in der schönen freundlichen Stadt Bamberg, um mit dem bekannten Sprichwort zu reden, gut, d. h. unter dem Krummstab wohnten, nämlich gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, lebte daselbst ein Mann, der, dem Bürgerstande angehörend, in jeder Hinsicht selten und ausgezeichnet zu nennen.

Er hieß Johannes Wacht, und war seiner Profession nach ein Zimmermann.

Die Natur verfolgt, ihrer Kinder Schicksal erwägend und bestimmend, ihren eigenen dunkeln, unerforschlichen Weg, und das, was Convenienz, was, im beengten Leben, geltende Meinungen und Rücksichten als wahre Tendenz des Seyns feststellen wollen, ist ihr nur das vorwitzige Spiel sich weise dünkender, bethörter Kinder. Aber der kurzsichtige Mensch findet oft in dem Widerspruch der Ueberzeugung seines Geistes mit jenem dunkeln Walten der unerforschlichen Macht, die ihn erst an ihrem mütterlichen Busen gehegt und gepflegt, und ihn dann verlassen, eine heillose Ironie; und diese Ironie erfüllt ihn mit Grausen und Entsetzen, weil sie sein eigenes Ich zu vernichten droht.

Nicht die Palläſte der Großen, nicht fürſtliche Prunkgemächer, wählt die Mutter des Lebens für ihre Lieblinge. — So ließ ſie unſern Johannes, der, wie der geneigte Leſer es erfahren wird, wohl einer ihrer begünſtigtſten Lieblinge zu nennen, auf dem elenden Strohlager, in der Werkſtatt eines verarmten Drechslermeiſters zu Augsburg, das Licht der Welt erblicken. Die Frau ſtarb vor Jammer und Noth gleich nach der Geburt des Kindes, und der Mann folgte ihr nach wenigen Monaten.

Der Rath mußte ſich des hülfloſen Knaben annehmen, dem der erſte Sonnenblick eines künftigen günſtigen Geſchicks aufging, als der Raths-Zimmermeiſter, ein wohlthätiger ehrwürdiger Mann, es nicht zugab, daß das Kind, in deſſen Antlitz, unerachtet es von Hunger entſtellt, er dennoch Züge fand, die ihm gefielen, in einer öffentlichen Anſtalt untergebracht werde, ſondern es in ſein Haus nahm, um es ſelbſt mit ſeinen Kindern zu erziehen.

In unglaublich kurzer Zeit entwickelte ſich nicht allein die Geſtalt des Kindes, ſo daß man kaum glauben mochte, das kleine unſcheinbare Weſen in der Wiege ſey wirklich die farb- und formloſe Puppe geweſen, aus der, wie ein ſchöner Schmetterling, der lebendige bildhübſche goldgelockte Knabe hervorgegangen. Doch wichtiger ſchien, als mit dieſer Anmuth der Geſtalt, ſich bald bei dem Knaben eine Eminenz der Geiſtesfähigkeiten zeigte, die den Pflegevater ſowohl als ſeine Lehrer in Erſtaunen ſetzte. Johannes wuchs in einer Werkſtatt auf, aus der, da der

Rathszimmermeiſter beſtändig mit den wichtigſten Bauten beſchäftigt war, das Grandioſeſte hervorging, was das Handwerk zu liefern vermag. Kein Wunder, daß des Knaben alles lebendig auffaſſender Sinn dadurch aufgeregt wurde, und er ſich mit ganzer Seele zu einer Profeſſion hingezogen fühlte, deren Tendenz, in ſo fern ſie Großes und Kühnes zu ſchaffen vermag, er in tiefer Seele ahnete. Man kann denken, wie dieſe Neigung des Knaben den Pflegevater erfreute; er fühlte ſich dadurch bewogen, im Praktiſchen ſelbſt ſein ſorgfältiger aufmerkſamer Lehrmeiſter zu ſeyn, ſo wie er den Knaben, da er zum Jüngling heranreifte, in allem, was zum höhern Einſehen und Treiben des Handwerks gehört, wie z. B. in der Zeichenkunſt, Architektur, Mechanik u. ſ. w., von den geſchickteſten Meiſtern unterrichten ließ.

Vier und zwanzig Jahre war unſer Johannes alt, als der alte Zimmermeiſter ſtarb, und ſchon damals war ſein Pflegeſohn ein in allen Theilen ſeines Handwerks völlig erfahrener, durchaus geübter Geſelle, der weit und breit ſeines gleichen ſuchte. Er trat zu der Zeit, mit ſeinem treu verbundenen Kameraden Engelbrecht, die gewöhnliche Wanderſchaft an.

Genug weißt du, geliebter Leſer, aus der Jugendzeit des wackern Wacht, und es dürfte nur noch nöthig ſeyn, mit kurzen Worten zu ſagen, wie es kam, daß er in Bamberg anſäſſig und Meiſter wurde.

Als er nämlich, nach langer Wanderung, auf der Rückkehr in die Heimath, mit seinem Kameraden Engelbrecht durch Bamberg kam, war man dort gerade mit der Hauptreparatur des bischöflichen Pallastes beschäftigt, und zwar sollte eben an der Seite, wo die Mauern aus der Tiefe eines engen Gäßchens himmelhoch empor steigen, ein ganz neuer Dachstuhl aus den größten schwersten Balken gesetzt werden. Es galt eine Maschine, die, den möglichst kleinsten Platz einnehmend, mit concentrirter Kraft die großen Lasten in die Höhe hob. Der fürstliche Baumeister, der auf ein Däuschen herzurechnen wußte, wie die Trajans-Säule in Rom zum Stehen gebracht, und wie dabei hundert Fehler begangen worden, die er nimmermehr sich hätte zu Schulden kommen lassen, hatte auch wirklich eine Maschine, eine Art von Krahn, hingestellt, welche sehr hübsch aussah, und von Allen als ein mechanisches Meisterstück gerühmt wurde. Als aber die Leute die Maschine in Bewegung setzen sollten, fand es sich, daß der Herr Baumeister auf lauter Simsone und Herkulesse gerechnet hatte. Das Räderwerk gab ein gräßliches kreischendes Jammergeschrei von sich, die eingehakten großen Balken blieben sitzen, die Arbeiter erklärten im Schweiß ihres Angesichts, daß sie lieber Holländerbäume steile Treppen heraufstragen, als in der Maschine die angestrengteste Kraft nutzlos vergeuden wollten, und dabei blieb es.

In einiger Entfernung schauten Wacht und Engelbrecht dem Wesen, oder vielmehr dem Unwe-

sen, zu, und es mag seyn, daß Wacht über die Unkenntniß des Baumeisters ein wenig lächelte.

Ein eisgrauer Altgeselle erkannte an der Kleidung der Fremden das Handwerk, trat ohne weiteres auf sie zu, und fragte den Wacht, ob er das Ding mit der Maschine dort denn besser verstehe, da er so klug drein sehe? „Ei nun," erwiederte Wacht ganz unbefangen, „ei nun, mit dem besser Verstehen ist es immer ein mißliches Ding, denn jeder Narr glaubt, er verstehe alles am Allerbesten, aber mich nimmts nur Wunder, daß Ihr hier zu Lande die einfache Vorrichtung nicht kennt, welche das mit Leichtigkeit bewirkt, warum der Herr Baumeister dort vergebens die Leute sich abquälen läßt.

Den eisgrauen Altgesellen verschnupfte die kecke Antwort des jungen Menschen nicht wenig; er wandte sich murrend weg, und bald wußte Jeder, daß ein fremder junger Zimmergeselle den Baumeister mit samt seiner Maschine verhöhnt, und sich berühmt, eine wirksamere Vorrichtung zu kennen. So wie es in der Regel, achtete kein Mensch darauf; sondern der würdige Baumeister, so wie die ehrliche Zimmermannszunft zu Bamberg, meinte: der aus der Fremde würde auch nicht alle Weisheit getroffen haben, und alte erfahrene Meister eines bessern belehren wollen. „Siehst du nun wohl," sprach Engelbrecht zu seinem Kameraden, „siehst du nun wohl, Johannes, wie dein Vorwitz schon wieder die Leute, welche wir noch dazu als Handwerksgenossen begrüßen müssen, gegen dich aufgebracht hat?"

„Wer kann," erwiederte Johannes mit funkelndem Blick, „wer mag es ruhig ansehen, wenn das arme, bedauernswürdige Handlanger-Volk ohne Noth über alle Gebühr geschunden und geplagt wird! Und wer weiß, was mein Vorwitz nicht noch für ersprießliche Folgen haben wird?" — Es traf wirklich so ein.

Ein einziger Mann von solch eminentem Geist, daß seinem Scharfblick kein noch so flüchtig hingeworfener Funke entging, faßte die Aeußerung des Jünglings, die ihm von dem Baumeister selbst als ein vorwitziges Wort eines jungen Kiekindiewelt hinterbracht wurde, gar anders auf, als die Uebrigen. Dieser Mann war der Fürst Bischof selbst. Er ließ den Jüngling vor sich kommen, um ihn näher über seine Aeußerung zu befragen, und wurde nicht wenig von seinem Anblick, von seinem ganzen Wesen, in Erstaunen gesetzt. Der geneigte Leser muß erfahren, woher dieß Erstaunen rührte, und es ist an der Zeit, von Johannes Wachts ganzem Innern und Aeußern mehr zu sagen.

Johannes war, was Antlitz und ganze Gestalt betrifft, ein ausgezeichnet schöner Jüngling zu nennen, und doch erhielten diese edlen Züge, dieser majestätische Wuchs erst im männlicheren Alter die volle Bedeutung. Aesthetische Capitulare nannten den Johannes einen alten Römerkopf, ein jüngerer Domizellar, der auch im strengsten Winter ganz schwarz in Seide einher zu gehen pflegte, und der Schillers Fiesko bereits gelesen, versicherte dagegen, Johannes Wacht sei der leibhaftige Verrina.

Nicht Schönheit und Anmuth der äußern Gestalt übt aber jenen geheimnißvollen Zauber, vermöge deſſen manche hochbegabte Menſchen jeden, dem ſie entgegen treten, auf der Stelle für ſich einnehmen. Man fühlt in gewiſſer Art ihre Ueberlegenheit; aber dieß Gefühl iſt keineswegs, wie man denken ſollte, läſtig, ſondern erregt, indem es den Geiſt erhebt, ein gewiſſes Behagen, das dem ganzen Innern unendlich wohl thut. Die vollkommenſte Harmonie verbindet alle Theile des phyſiſchen und pſychiſchen Organismus zum Ganzen, ſo daß die Erſcheinung, wie ein reiner Akkord, keinen Mißklang duldet. Dieſe Harmonie ſchafft jenen unnachahmlichen Anſtand, jenes — man möchte ſagen — bequeme, in der kleinſten Bewegung, worin ſich das Bewußtſeyn der wahrhaften menſchlichen Würde kund thut. Dieſen Anſtand lehrt kein Tanzmeiſter und kein Prinzenhofmeiſter, und er dürfte wohl deßhalb recht eigentlich der vornehme Anſtand ſeyn, weil ihn die Natur ſelbſt als ſolchen geſtempelt. Es iſt hier nur noch hinzuzufügen, daß Meiſter Wacht, unerſchütterlich in Edelmuth, Treue und Bürgerſinn, mit jedem Jahre mehr ein Mann des Volkes wurde. Er trug alle Tugenden, aber auch jene unbeſiegbaren Vorurtheile in ſich, die gewöhnlich die Schattenſeite ſolcher Männer zu ſeyn pflegen. Der geneigte Leſer wird bald erfahren, worin dieſe Vorurtheile beſtanden.

Erklärt möchte nun auch hinlänglich ſeyn, warum des Jünglings Erſcheinung auf den würdigen Fürſt

Biſchof ſolch einen ungewöhnlichen Eindruck machte. Lange betrachtete er den jungen ſtattlichen Handwerksmann ſchweigend mit ſichtbarem Wohlgefallen, dann fragte er ihn über ſein ganzes bisheriges Leben aus. Johannes antwortete auf alles freimüthig und beſcheiden, und ſetzte zuletzt dem Fürſten mit überzeugender Klarheit auseinander, wie des Baumeiſters Maſchine vielleicht zu andern Zwecken tauglich, die beabſichtigte Wirkung aber niemals hätte hervorbringen können.

Auf die Aeußerung des Fürſten: ob Wacht ſich wohl getraue, ſelbſt eine zweckmäßigere Maſchine anzugeben, die die Laſten emporbringe, erwiederte dieſer, daß er, um eine ſolche Maſchine herzuſtellen, nur eines Tages, unter Hülfe ſeines Kameraden Engelbrechts und einiger geſchickter und williger Handlanger, bedürfe.

Man kann denken, mit welcher boshaften Schadenfreude im Innern der Baumeiſter, und was ihm anhängig, den Morgen kaum erwarten konnten, an dem der vorlaute Fremde mit Schande und Spott nach Hauſe geſchickt werden würde. Es kam aber anders, als wie es dieſe gutherzigen Leute gedacht, und auch wohl gewünſcht hatten.

Drei zweckmäßig angebrachte, in der Wirkung in einander greifende Erdwinden, jede nur mit acht Arbeitern bemannt, hoben die ſchweren Balken ſo leicht bis zur ſchwindelnden Höhe des Daches, daß dieſe in den Lüften zu tanzen ſchienen. Seit dieſem Augenblick war des braven geſchickten Handwerks-

manns Ruf in Bamberg begründet. Der Fürſt drang in ihn, in Bamberg zu bleiben, und das Meiſterrecht zu erlangen, wozu er ihm ſelbſt allen nur möglichen Vorſchub leiſten wolle. Wacht war zweifelhaft, unerachtet es ihm in dem freundlichen wohlfeilen Bamberg ſehr wohl gefiel. Anſehnliche Bauten, die eben im Werke, legten für das Bleiben ein großes Gewicht in die Wagſchale; den Ausſchlag gab aber ein Umſtand, der im Leben gar oft zu entſcheiden pflegt. Johannes Wacht fand nämlich ganz unvermuthet in Bamberg die bildhübſche ehrſame Jungfrau wieder, die er vor mehreren Jahren in Erlangen geſehen, und, welcher er ſchon damals zu tief in die freundlichen blauen Augen geguckt hatte. Mit zwei Worten, Johannes Wacht ward Meiſter, heirathete die ehrſame Jungfrau aus Erlangen, und brachte es durch Fleiß und Geſchicklichkeit bald dahin, daß er ein artiges Haus, welches auf dem Kaulberge belegen, mit einem großen Hofraum nach den Bergen hinaus, kaufen, und ſich ſo ganz anſiedeln konnte. Doch wem leuchtet unwandelbar im gleichen Glanz des Glücks freundlicher Stern! Der Himmel hatte beſchloſſen, unſern wackern Johannes einer Prüfung zu unterwerfen, der vielleicht jeder Andere, weniger ſtark an Geiſt, unterlegen haben würde. Die erſte Frucht der glücklichſten Ehe war ein Sohn, der, ein herrlicher Jüngling, ganz in die Fußſtapfen des Vaters treten zu wollen ſchien. Achtzehn Jahr war dieſer Jüngling alt worden, als in einer Nacht nicht fern von Wachts Hauſe ein bedeu-

tendes Feuer ausbrach. Vater und Sohn eilten, ihrem Beruf gemäß, zur Dämpfung des Brandes herbei. Kühn kletterte der Sohn mit andern Zimmerleuten herauf, um das brennende Dachgerippe so viel als möglich wegzuschlagen. Der Vater, der unten geblieben, um, wie es immer zu geschehen pflegte, das Einreißen und Löschen zu leiten, warf einen Blick hinauf, erkannte die entsetzliche Gefahr, schrie: „Johannes, Leute, hinab, hinab!“ Zu spät — mit fürchterlichem Krachen stürzte die Brandmauer ein — erschlagen lag der Sohn in den Flammen, die, wie im gräßlichen Triumph stärker prasselnd, empor loderten.

Doch nicht dieser entsetzliche Schlag allein sollte den armen Johannes Wacht treffen. Eine unvorsichtige Magd drang mit wüthendem Jammergeschrei in die Stube, wo die Hausfrau, erst halb genesen von einer zerstörenden Nervenkrankheit, in Angst und Noth lag über das Feuer, dessen dunkelrother Widerschein sich an den Wänden spiegelte.

„Euer Sohn, euer Johannes ist erschlagen, begraben in den Flammen hat ihn mit seinem Kameraden die Brandmauer!“

So schrie die Magd.

Wie von jäher Gewalt getrieben, richtete sich die Hausfrau aus dem Bett hoch empor; doch tief aufseufzend sank sie wieder zurück auf das Lager.

Der Nervenschlag hatte sie getroffen, — sie war todt.

„Sehen wir nun,“ sprachen die Bürger, „wie

Meiſter Wacht ſein großes Leid tragen wird. „Oft genug hat er uns geprediget, daß der Menſch dem größten Unglück nicht erliegen, ſondern ſein Haupt emporhalten, und mit der Kraft, die der Schöpfer in jedes Bruſt gelegt, dem bedrohlichen Verderben ſo lange widerſtehen müſſe, als dieſes nicht augenſcheinlich im ewigen Rath beſchloſſen. Laßt uns ſehen, was er uns nun für ein Beiſpiel geben wird.“

Nicht wenig war man verwundert, als man zwar den Meiſter ſelbſt nicht in der Werkſtatt, wohl aber die ununterbrochene Thätigkeit der Geſellen wahrnahm, ſo daß nicht die mindeſte Stockung entſtand, ſondern die begonnenen Werke, ſo, als ob dem Meiſter kein Leid widerfahren, gefördert wurden.

„Engelbrecht,“ ſprach der Meiſter an demſelben Mittage, als er in der Frühe mit ſtandhaftem Muthe, feſten Schrittes, allen Troſt, alle Hoffnung, die ihm ſein Glaube, die wahrhafte Religion, die in ſeinem Innern feſtgewurzelt blieb, gewährte, in dem verklärten Antlitz, den Leichen ſeines Weibes und ſeines Sohnes gefolgt; „Engelbrecht, es iſt nun vonnöthen, daß ich mit meinem Gram, der mir das Herz abſtoßen will, allein bleibe, damit ich vertraut mit ihm werde, und mich gegen ihn ermanne. Du, Bruder, biſt ja mein wackerer thätiger Werkmeiſter, und weißt wohl, was in acht Tagen zu thun; denn ſo lange ſchließ' ich mich in mein Kämmerlein.“

In der That verließ Meiſter Wacht acht Tage hindurch nicht ſeine Stube. Das Eſſen brachte die Magd oft unangerührt wieder hinab, und man ver-

nahm oft auf der Hausflur seine leise, wehmüthige, tief ins Herz dringende Klage: „o mein Weib, o mein Johannes!“

Viele von Wachts Bekannten waren der Meinung, daß man ihn durchaus dieser Einsamkeit nicht überlassen müsse, die ihn, da er beständig seinem Gram nachhänge, zerstören könne. Engelbrecht entgegnete indessen: „laßt ihn gewähren, ihr kennt meinen Johannes nicht, schickte ihm die Macht des Himmels, nach ihrem unerforschlichen Rathschluß, diese harte Prüfung, so gab sie ihm auch die Kraft, sie zu überstehen, und jeder irdische Trost würde ihn nur verletzen. Ich weiß, auf welche Weise er sich hinausarbeitet aus seinem tiefen Schmerz.“

Letzteres sprach Engelbrecht mit beinahe schlauer Miene, ohne sich weiter darüber auslassen zu wollen, was er damit meine. Die Leute mußten zufrieden seyn, und den unglücklichen Wacht in Ruhe lassen.

Acht Tage waren vergangen; am neunten, und zwar an einem heitern Sommermorgen, früh um fünf Uhr, trat Meister Wacht ganz unvermuthet hinaus in den Werkhof unter die Gesellen, die in voller Arbeit. Die Aexte, die Sägen sanken ihnen nieder, und, halb wehmüthig, riefen sie: „Meister Wacht, unser guter Meister Wacht!“

Mit heiterm Antlitz, auf dem die Spuren des überstandenen Grams den Ausdruck inniger Gutmüthigkeit bis zum rührendsten Charakter erhöhten, trat er unter seine Getreuen und verkündigte, wie der gütige Himmel den Geist der Gnade und des

Trostes auf ihn herabgesandt, und wie er nun gestärkt, mit Muth und Kraft, seinen Beruf erfüllen werde. Er begab sich nach dem Gebäude, das in der Mitte des Hofes zum Aufbewahren des Handwerkszeugs, zum Aufzeichnen der Werke u. s. w. bestimmt war.

Engelbrecht, die Gesellen, Lehrburschen, folgten ihm wie im Zuge; als er eintrat, blieb er fest eingewurzelt stehen.

Man hatte im Schutt des abgebrannten Hauses die Axt des armen Johannes, welche an ganz entscheidenden Zeichen kennbar, mit halbverbranntem Stiel, vorgefunden. Diese war von seinen Kameraden hoch an der, der Thüre gegenüber stehenden Wand befestigt, und rund umher mit ziemlich roher Kunst ein Kranz von Rosen und Cypressen gemalt worden. Unter dem Kranz hatten sie aber Namen, Geburtsjahr ihres geliebten Kameraden, so wie das Datum der unglückseligen Nacht seines gewaltsamen Todes gesetzt.

„Armer Hans," rief Meister Wacht, als er dies rührende Monument wahrhaft treuer Gemüther erblickte, und ein Thränenstrom stürzte ihm aus den Augen, „armer Hans, zum letztenmale erhobst du jenes Werkzeug zum Wohl deiner Brüder, aber du ruhst im Grabe, und nimmer wirst du mehr an meiner Seite in wackerer Thätigkeit tüchtige Werke fördern helfen!"

Damit ging Meister Wacht die Reihe umher, schüttelte jedem Gesellen, jedem Lehrburschen, treu-

herzig die Hand, und sprach: „denkt an ihn!“ — Alles ging nun wieder an die Arbeit, nur Engelbrecht mußte bei Wacht zurückbleiben.

„Sieh nur, mein alter Kamerad,“ sprach Wacht, „welchen wunderbaren Weg die ewige Macht gewählt hat, um mich mein großes Leid überstehen zu lassen. In den Tagen, als mich der Gram über Weib und Kind, das ich auf solch entsetzliche Weise verloren, ganz und gar zermalmen wollte, gab mir der Geist den Gedanken eines besonders künstlichen und zusammengesetzten Hängewerks ein, über welches ich schon lange gegrübelt, das mir aber nie ins Klare kommen wollte. Schau her!“

Damit rollte Meister Wacht die Zeichnung auf, an der er die Tage über gearbeitet hatte, und Engelbrecht erstaunte eben so sehr über die Kühnheit und Originalität der Erfindung, als über die ausnehmende Sauberkeit der vollendeten Arbeit. So künstlich, so sinnig war die Mechanik des Werkes angelegt, daß selbst der vielerfahrene Engelbrecht sich nicht gleich darein finden konnte, desto mehr aber in freudige Verwunderung ausbrach, als, nachdem ihm Meister Wacht das kleinste Detail des ganzen Baues erklärte, er sich von der Unfehlbarkeit des Gelingens in der Ausführung überzeugen mußte.

Wachts ganze Familie bestand jetzt nur noch aus zwei Töchtern, doch sollte dieser Hausstand gar bald vermehrt werden.

So arbeitsam, so geschickt auch Meister Engelbrecht sein mochte, doch gelang es ihm nicht, die

niedrigſte Stufe der Wohlhabenheit zu erlangen, welche gleich in der erſten Zeit Wachts Unternehmungen krönte. Der ärgſte Feind des Lebens, gegen den keine menſchliche Kraft etwas vermag, lehnte ſich gegen ihn auf, um ihn zu verderben, und verdarb ihn wirklich; nämlich Siechheit des Körpers. Er ſtarb und hinterließ die Frau mit zwei Knaben in beinahe dürftigen Umſtänden; die Frau begab ſich in ihre Heimath, und Meiſter Wacht hätte gern beide Söhne in ſein Haus genommen, dies war aber nur mit dem älteſten, Sebaſtian, thunlich. Dieſer war ein kräftiger kluger Junge, der, zum Handwerk des Vaters geneigt, ein tüchtiger Zimmermann zu werden verſprach. Eine gewiſſe Störrigkeit des Karakters, die zuweilen bis ans Bösartige zu gränzen ſchien, ſo wie ein gewiſſes rohes Weſen, oft bis zur Wildheit geſteigert, glaubte Wacht durch eine weiſe Erziehung beſiegen zu können. Der jüngere Bruder, Namens Jonathan, war gerade das Gegentheil des ältern; ein kleines bildhübſches ſchwächliches Bübchen, dem die Milde und Herzensgüte aus den blauen Augen lachte. Dieſen Knaben hatte ſchon bei Lebzeit des Vaters der ehrwürdige Doktor des Rechts, ſo wie erſter und älteſter Advokat am Orte, Herr Theophilus Eichheimer, zu ſich genommen, um ihn, da er einen vorzüglichen Geiſt, ſo wie den entſchiedenſten Hang zu den Wiſſenſchaften zeigte, zum Rechtsgelehrten zu erziehen.

Hier zeigte ſich nun eines jener unbeſiegbaren Vorurtheile unſeres Wacht, von denen ſchon oben

die Rede gewesen. Wacht trug nämlich die vollkommenste Ueberzeugung in sich, daß alles, was man unter dem Namen Rechtsgelehrsamkeit verstehe, nichts anderes als künstlich ergrübelte Menschensatzung wäre, die nur dazu diene, das wahre Recht, das in jedes Tugendhaften Brust geschrieben stehe, zu verwirren. Konnte er die Einrichtung der Gerichtshöfe auch nicht geradehin verwerfen, so hatte er doch seinen ganzen Haß auf die Advokaten geworfen, welche er insgesammt, wo nicht geradezu für elende Betrüger, doch für solche nichtswürdige Menschen hielt, die mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten auf der Welt schändlichen Wucher trieben. Man wird sehen, wie der verständige, sonst alle Lebensverhältnisse klar durchschauende Wacht in diesem Punkt dem Rohesten aus dem gemeinsten Volke glich. Daß er für's Andere unter den Anhängern der katholischen Kirche keine Frömmigkeit, keine Tugend statuirte, daß er keinem Katholiken traute, möchte ihm eher zu verzeihen seyn, da er in Augsburg die Grundsätze eines beinahe fanatischen Protestantismus eingesogen. Man kann denken, wie es dem Meister Wacht das Herz zerschnitt, den Sohn seines treuesten Freundes eine Laufbahn beginnen zu sehen, die er so tief verabscheute.

Doch war ihm des Verstorbenen Wille heilig, und es war so viel gewiß, daß der schwächliche Jonathan nicht zu irgend einem Handwerk, das nur einigermaßen körperliche Kraft erforderte, erzogen werden konnte; so wie, daß wenn der alte Herr Theophilus Eichheimer mit dem Meister über das

göttliche Geschenk der Wissenschaften sprach, und dabei den kleinen Jonathan als einen frommen verständigen Knaben lobte, der Meister in dem Augenblick den Advokaten, die Rechtsgelehrsamkeit, und sein Vorurtheil vergaß. Meister Wacht hatte seine ganze Hoffnung darauf gestellt, daß Jonathan, des Vaters Tugenden im Herzen, ein Metier in dem Augenblick verlassen werde, als er an Jahren gereift, dessen ganze Schändlichkeit einzusehen im Stande.

War Jonathan ein stiller, frommer, dem häuslichen Studiren ergebener Junge, so trieb es Sebastian desto ärger mit ausgelassenem tollem Wesen. Da er aber Rücksichts seines Handwerks ganz der Vater wurde, und an dem Fleiß, so wie an der Nettigkeit seiner Arbeit, nie etwas auszusetzen war, so maß Meister Wacht die bisweilen doch zu argen Streiche dem ungeläuterten Feuer der aufbrausenden Jugend bei, vergab sie dem Jüngling und meinte, er werde sich auf der Wanderschaft wohl die Hörner ablaufen.

Diese Wanderschaft trat Sebastian bald an, und Meister Wacht hörte auch nicht früher etwas von ihm, als bis er, majorenn geworden, von Wien aus sich sein kleines väterliches Erbtheil ausbat, welches ihm Meister Wacht von Heller zu Pfennig übersandte, und worüber er eine, von den Gerichten zu Wien ausgefertigte Quittung erhielt.

Eben eine solche Verschiedenheit der Gemüthsart, die die Engelbrechts trennte, fand auch bei

Wachts beiden Töchtern ſtatt, von denen die älteſte Rettel, die jüngere aber Nanni geheißen.

In aller Eil kann hier bemerkt werden, daß nach der allgemeinen, in Bamberg herrſchenden Meinung, der Vorname Nanni der allerſchönſte und herrlichſte iſt, den ein Mädchen führen kann. Frägſt du daher, geliebter Leſer, in Bamberg ein hübſches Kind: „wie heißen Sie, mein ſüßer Engel?“ ſo wird die Holde verſchämt die Augen niederſchlagen, an der ſchwarz ſeidnen Schürze zupfen, und etwas erröthend freundlich liſpeln: „I nun, Nanni, Ihr Gnoden!“

Rettel, Wachts älteſte Tochter, war ein kleines rundes Ding mit hochrothen Wangen und recht freundlichen ſchwarzen Aeugelein, mit denen ſie in den Sonnenſchein des Lebens, wie er ihr aufgegangen, keck hineinſchaute, ohne zu blinzeln. Sie war Rückſichts ihrer Bildung und ihres ganzen Weſens auch nicht eine Linie hoch über die Sphäre des Handwerks geſtiegen. Sie klatſchte mit den Frau Baſen, putzte ſich gern, wiewohl in bunten Staat ohne Geſchmack; ihr eigentliches Element, worin ſie lebte und webte, war aber die Küche. Keiner, und auch der ausgelernteſten Köchin weit und breit, konnte der Haſen- und Gänſepfeffer ſo ſchmackhaft gerathen, über die Sulzen herrſchte ſie nach freier Willkühr, wie z. B. Mirſchieg, Keesköhl, bereitete Rettels kunſtreiche Hand ohne Gleichen, da ein feiner untrüglicher Sinn ſie über das plus oder minus des Fetts auf der Stelle entſcheiden ließ, und ihre Krapfen ſpot-

teten der wohlgerathensten Erzeugnisse der luxuriösesten Kirchweihen.

Vater Wacht war mit der Kochkunst seiner Tochter sehr wohl zufrieden, und meinte einmal, es sey unmöglich, daß der Fürst-Bischof schmackhaftere Schunkennudeln auf seiner Tafel haben könne. Das ging denn nun der guten Rettel so tief ins freudige Herz, daß sie im Begriff stand, eine gewaltige Schüssel mit besagten Schunkennudeln, und zwar an einem Festtage, dem Fürst-Bischof auf's Schloß zu schicken. Zum Glück kam Meister Wacht zeitig genug dahinter, und verhinderte unter herzlichem Lachen die Ausführung des kühnen Gedankens.

War die kleine dicke Rettel eine tüchtige Wirthschafterin, eine perfekte Köchin, und dabei die Gutmüthigkeit, kindliche Treue und Liebe selbst, so mußte sie Vater Wacht als ein wohlgerathenes Kind recht zärtlich lieben.

Geistern von Wachts Art ist indessen, trotz ihres Ernstes, wohl eine gewisse ironische Schalkheit eigen, die sich im Leben anmuthig bewegt bei irgend einem Anstoß, so wie der tiefe Bach den über ihn hinwegstreifenden Windhauch mit silbernen spielenden Wellen begrüßt.

Es war nicht anders möglich, als daß Rettelchen mit ihrem ganzen Wesen diese Schalkheit oft anregen mußte, und so erhielt das ganze Verhältniß mit der Tochter oft eine seltsam nuancirte Farbe. Der geneigte Leser wird künftig Beispiele von der Art genug erfahren; vor der Hand mag nur Eines

hier stehen, welches lustig genug zu nennen. In Meister Wachts Hause fand sich ein stiller, hübscher, junger Mann ein, der bei der fürstlichen Kammer angestellt war, und sein reiches Auskommen hatte. Er freite nach gerader deutscher Sitte bei dem Vater um die älteste Tochter, und Meister Wacht konnte, ohne dem jungen Mann und seiner Rettel Unrecht zu thun, nicht umhin, ihm den Zutritt in sein Haus zu verstatten, damit er Gelegenheit fände, sich um Rettels Zuneigung zu bewerben. Rettel, von des Mannes Absicht unterrichtet, sah ihn mit gar freundlichen Augen an, in denen man zuweilen lesen konnte: zu unserer Hochzeit, Liebster, back' ich die Kuchen selbst.

Dem Meister Wacht war diese Zuneigung seiner Tochter gar nicht recht, weil ihm der bischöfliche Herr Kastner gar nicht recht war.

Für's erste war der Mann natürlicher Weise Katholik, für's zweite glaubte Wacht bei näherer Bekanntschaft an dem Herrn Kastner ein gewisses schleichendes zurückhaltendes Wesen wahrzunehmen, das auf einen befangenen Geist schließen ließ. Gern hätte er den unangenehmen Freier wieder aus dem Hause entfernt, ohne jedoch der Rettel wehe zu thun. Meister Wacht beobachtete sehr scharf, und wußte seine Beobachtungen schlau und verständig zu nutzen. So hatte er wahrgenommen, daß der Herr Kastner sich nicht viel aus gut bereiteten Speisen machte, sondern alles ohne sonderlichen Geschmack, und noch dazu auf etwas widerwärtige Weise herunterschluckte.

Eines Sonntags, als, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, der Herr Kastner bei dem Meister Wacht zu Mittag aß, begann dieser, jede Speise, die die geschäftige Rettel auftragen ließ, gar sehr zu loben und zu preisen, und forderte den Herrn Kastner nicht allein auf, in dieses Lob einzustimmen, sondern fragte auch besonders, was er von dieser oder jener Bereitung der Speisen halte? Der Herr Kastner versicherte aber ziemlich trocken, er sey ein mäßiger nüchterner Mann, und seit Jugend auf an die äußerste Frugalität gewöhnt. Mittags genüge ihm ein Löffelchen Suppe und ein Stücklein Ochsenfleisch, nur müsse dieses hart gekocht seyn, da es so in geringer Quantität genossen mehr sättige, und man sich den Magen mit großen Bissen nicht zu überladen brauche; zur Nacht sey er gewöhnlich mit einer Untertasse guten Eierschmalzes und einem geringen Schnäpschen abgefunden, übrigens ein Glas extra Bier um sechs Uhr Abends, wo möglich in der schönen Natur genossen, sein ganzes Labsal. Man kann denken, mit welchen Blicken Rettelchen den unglückseligen Kastner ansah. Und doch sollte noch das Aergste geschehen. Es wurden baiersche Dampfnudeln aufgetragen, die hoch — hoch angeschwollen, das Meisterstück der Tafel schienen; der frugale Herr Kastner nahm sein Messer, und zerschnitt die Nudel, die ihm zu Theil worden, mit der ruhigsten Gleichgültigkeit in viele Stücken. Rettel stürzte mit einem lauten Jammergeschrei zur Thüre hinaus.

Der mit der Behandlung baierscher Dampf-

nudeln unbekannte Leser mag erfahren, daß sie beim Genuß geschickt zerrissen werden müssen, da sie zerschnitten, allen Geschmack verlieren, und die Ehre der Köchin zu Schande machen.

Rettel hielt von dem Augenblicke an den frugalen Herrn Kastner für den abscheulichsten Menschen unter der Sonne; Meister Wacht widersprach ihr keinesweges, und der wilde Bilderstürmer im Gebiete der Kochkunst hatte die Braut auf immer verloren.

Hat der kleinen Rettel buntes Bild beinahe zu viel Worte gekostet, so werden dem geneigten Leser ein paar Züge hinreichen, sich Antlitz, Gestalt, ganzes Wesen der holden anmuthigen Nanni ganz vor Augen zu bringen.

Im südlichen Deutschland, vorzüglich in Franken, und zwar beinahe nur ausschließlich in der Bürgerklasse, trifft man solche feine, zierliche Gestalten, solche liebliche fromme Engelsgesichtlein, süße Sehnsucht des Himmels in den blauen Augen, des Himmels Lächeln auf den Rosenlippen, daß man wohl gewahrt, wie die alten Maler die Originale zu ihren Madonnen nicht weit suchen durften. So ganz diese Gestalt, dies Antlitz, dies Wesen war die Erlanger Jungfrau, welche Meister Wacht freite, und Nanni ihr treuestes Ebenbild.

Die Mutter war Rücksichts der zartesten Weiblichkeit, Rücksichts der wohlthuenden Bildung, die nichts ist als der richtige Takt des Lebens, ganz das, was den Meister Wacht als Mann karakterisirte.

Weniger ernſt und feſt als die Mutter, mochte die Tochter ſeyn, dafür aber die Lieblichkeit ſelbſt, und man hätte ihr nur vorwerfen können, daß ihr weibliches Zartgefühl, eine Empfindſamkeit, die einer verſchwächten Organiſation zuzuſchreiben, und ſich daher leicht bis zur weinerlichen Empfindelei ſteigert, ſie für's Leben zu verletzbar machte.

Meiſter Wacht konnte das liebe Kind nicht ohne Rührung anſehen, und liebte es auf eine Weiſe, die ſonſt einem ſtarken Gemüth eben nicht eigen.

Es konnte ſeyn, daß Meiſter Wacht die zarte Nanni von Hauſe aus ein wenig verzärtelte; wodurch aber jene oft in ſüßliche Empfindelei ausartende Zartheit ganz beſonders Stoff und Nahrung erhielt, wird ſich ſehr bald zeigen.

Nanni kleidete ſich gern höchſt einfach, jedoch in die feinſten Zeuge, und nach einem Schnitt, der über die Sphäre ihres Standes hinaus ging. Wacht ließ ſie gewähren, da ſo gekleidet das holde Kind gar zu hübſch und anmuthig ausſah.

Ganz geſchwinde muß hier ein Bild vertilgt werden, das dem Leſer aufgehen könnte, der vor langen Jahren in Bamberg war, und der an den abſcheulichen geſchmackloſen Kopfputz denkt, der damals die hübſcheſten Geſichter der Mädchen entſtellte. Eine glatte an den Kopf ſchließende Haube, die nicht das kleinſte Löckchen zum Vorſchein kommen ließ — ein ſchwarzes, nicht zu breites, an die Stirne feſtſchließendes Band, das hinten tief in den Nacken mit einer höchſt ſervilen Schleife zuſammenfuhr.

daß sein Rechtsstudium für vollendet geachtet, und er zur Advokatur gelassen werden konnte, welches denn auch wirklich geschah.

Er wollte mit dieser frohen Nachricht, die ihm seinen Standpunkt im Leben sicherte, eines Sonntags den Meister Wacht überraschen. Doch wie erbebte er vor Entsetzen, als Wacht ihn mit einem flammensprühenden Blick, nie hatte er ihn so aus des Vaters Augen hervorblitzen sehen, durchbohrte: „Was," rief Vater Wacht mit einer Stimme, daß die Wände erdröhnten, „was, du elender Taugenichts, die Natur hat deinen Körper vernachlässigt, aber dich mit herrlichen Geistesgaben reichlich geschmückt, und diese willst du wie ein hinterlistiger Böswicht mißbrauchen auf schändliche Weise, und so das Messer gegen deine eigene Mutter kehren? Mit dem Recht willst du Handel treiben, wie mit einer feilen schnöden Waare auf öffentlichem Markt, und es zuwägen mit falscher Wage den armen Bauern, dem gedrückten Bürger, der vor des starren Richters Polsterstuhl vergebens winselte, und dich zahlen lassen mit dem blutigen Heller, den der Arme dir, in Thränen gebadet, hinreicht?"

„Mit lügnerischen Menschensatzungen willst du dein Hirn anfüllen, und Lug und Trug treiben, wie ein einträgliches Handwerk, wovon du dich mästest? Ist denn alle Tugend des Vaters aus deinem Herzen gewichen?"

„Dein Vater — du heißest Engelbrecht — nein, wenn ich dich so nennen höre, so will ich nicht glau-

ben, daß es der Name meines Kameraden sey, der die Tugend und Rechtschaffenheit selbst war, sondern daß der Satan im äffenden Spott der Hölle den Namen über seinem Grabe hinrufe, und so die Menschen verführe, den jungen lügnerischen Rechtsbuben wirklich für den Sohn des wackern Zimmermanns Gottfried Engelbrecht zu halten — fort — nicht mehr mein Pflegesohn — eine Schlange, die ich von meinem Busen reiße — ich verstoße" —

In dem Augenblick stürzte Nanni mit einem kreischenden, die Brust zerreißenden Jammergeschrei dem Meister Wacht zu Füßen.

„Vater!" rief sie ganz aufgelöst in wildem Schmerz und trostloser Verzweiflung, „Vater, wenn du ihn verstößest, so verstößest du auch mich, mich deine liebste Tochter, er ist mein, mein Jonathan; nicht lassen kann ich von ihm in dieser Welt."

Ohnmächtig schlug die Arme mit dem Kopf gegen den Wandschrank, daß Blutstropfen die zarte weiße Stirn benetzten. Barbara und Rettel sprangen herbei, und brachten die Ohnmächtige auf das Kanapee. Jonathan stand da, erstarrt, wie vom Blitz getroffen, nicht der leisesten Bewegung mächtig.

Es möchte schwer seyn die Bewegung zu beschreiben, die von innen heraus sich auf Wachts Antlitz kund that. Statt der Flammenröthe überzog jetzt Leichenblässe das Gesicht, ein dunkles Feuer glühte nur noch in den stieren Augen, kalter Todesschweiß schien auf seiner Stirne zu stehen; er starrte einige Augenblicke schweigend vor sich hin:

dann machte ſich die gepreßte Bruſt Luft, und er ſprach mit ſeltſamem Ton: „das war es alſo!“ — Langſam ſchritt er dann nach der Thüre, in der er noch einmal ſtehen blieb, und halb zurückgewandt, den Weibern zurief: „ſpart nicht kölniſches Waſſer und die Faxen ſind bald vorüber.“

Bald darauf ſah man den Meiſter zum Hauſe heraus ſchnell nach den Bergen wandeln.

Man kann denken, in welches tiefe Herzensleid die Familie verſenkt war. Rettel und Barbara konnten eigentlich gar nicht begreifen, was denn Entſetzliches vorgegangen, und es wurde ihnen dann erſt recht Angſt und bange, als der Meiſter, wie er es noch niemals gethan, nicht zum Eſſen wiederkehrte, ſondern bis ſpät in die Nacht ausblieb.

Dann hörte man ihn kommen, die Hausthüre aufmachen, heftig zuwerfen, die Treppe mit ſtarken Schritten hinaufſteigen und ſich in ſeiner Stube einſchließen.

Die arme Nanni erholte ſich bald wieder, und weinte ſtill vor ſich hin. Jonathan ließ es aber an wilden Ausbrüchen troſtloſer Verzweiflung nicht fehlen, und ſprach auch mehrmals vom Erſchießen; ein Glück, daß Piſtolen eben nicht zum Mobiliar junger empfindſamer Advokaten nothwendig gehören, oder wenigſtens, befinden ſie ſich darunter, gewöhnlich kein Schloß haben, oder ſonſt nicht im Stande ſind.

Nachdem Jonathan einige Straßen durchrannt, wie ein toller Menſch, führte ihn inſtinktmäßig ſein Lauf zu ſeinem hohen Gönner, dem er ſein ganzes

unerhörtes Herzeleid unter den Ausbrüchen des wüthendſten Schmerzes klagte. Es darf kaum hinzugefügt werden, ſo ſehr verſteht es ſich von ſelbſt, daß der junge verliebte Advokat nach ſeinen verzweiflungsvollen Betheurungen der erſte und einzige Menſch auf der ganzen Erde war, dem ſolch Ungeheures geſchehen, weßhalb er denn auch das Schickſal und alle feindliche Mächte, als nur gegen ihn verſchworen, anklagte.

Der Domizellar hörte ihn ruhig und mit einer gewiſſen Theilnahme an, die indeſſen doch das ganze Gewicht des Schmerzes, wie es der Adokat zu fühlen wähnte, nicht ganz zu erwägen ſchien.

„Mein lieber junger Freund," ſprach der Domizellar, indem er den Advokaten freundlich bei der Hand nahm, und ihn zu einem Seſſel führte, „mein lieber junger Freund, ich habe bisher den Herrn Zimmermeiſter Johannes Wacht für einen in ſeiner Art großen Mann gehalten, ich ſehe aber jetzt ein, daß er dabei auch ein ſehr großer Narr iſt. Große Narren ſind wie ſtättiſche Pferde, man bringt ſie ſchwer zur Wendung, iſt dieſes aber gelungen, ſo traben ſie den geebneten Weg luſtig fort. Des heutigen böſen Auftritts halber, des unſinnigen Zorns des Alten unerachtet, dürfet Ihr die ſchöne Nanni keineswegs aufgeben."

„Doch ehe wir über euren, in der That anmuthigen und romanesken Liebeshandel weiter reden, laßt uns hier ein kleines Frühſtück zu uns nehmen. Ihr ſeyd um den Mittag bei dem alten Wacht

gekommen, und ich dinire erſt um vier Uhr im Seehof."

Auf dem kleinen Tiſch, an dem Beide, der Domizellar und der Advokat ſaßen, war in der That ein gar appetitliches Frühſtück aufgetragen. Bayonner Schinken, rund umher mit Scheiben portugieſiſcher Zwiebeln garnirt, ein kaltes geſpicktes Rebhuhn von der rothen Art, mithin auch ein Fremdling, in rothem Wein gekochte Trüffeln, ein Teller mit ſtraßburger Gänſeleberpaſtete, zuletzt ein Teller mit echtem Strachino, und ein anderer mit Butter, ſo gelb und glänzend, wie die Mai-Blumen ſelbſt.

Der geneigte Leſer, der nach Bamberg kommt, und dergleichen appetitliche Butter liebt, wird ſich freuen, ſie auf das ſchönſte und reinſte zu erhalten, zugleich ſich aber ärgern, wenn er erfährt, daß ſie von den Einwohnern aus übertriebener Wirthſchaftlichkeit zu einem Schmalz eingeſchmolzen wird, der gewöhnlich ranzig ſchmeckt, und alle Speiſen verdirbt.

Dazu perlte in einer ſchön geſchliffenen Kryſtallflaſche edler Champagner von der nicht mouſſirenden Sorte. Der Domizellar, der die vorgebundene Serviette, mit der er den Advokaten empfangen, gar nicht losgeknüpft hatte, legte, nachdem der Kammerdiener ein zweites Couvert ſchnell herbeigebracht, dem verzweiflungsvollen Liebhaber die ſchönſten Biſſen vor, ſchenkte ihm Wein ein, und langte dann ſelbſt tapfer zu. Es hat Jemand einmal frech genug behauptet, daß der Magen mit dem ganzen übrigen phyſiſchen Theil des Menſchen al pari ſtünde. Das iſt eine

gottlose abscheuliche Meinung, aber so viel ist gewiß, daß der Magen oft als despotischer Tyrann, oder ironischer Mystifikant, seinen eigenen Willen durchsetzt.

Das geschah eben jetzt.

Denn instinktmäßig, ohne daran deutlich zu denken, hatte der Advokat in wenigen Minuten ein mächtiges Stück bayonner Schinken verzehrt, in der portugiesischen Garnitur schreckliche Verwüstungen angerichtet, ein halbes Rebhuhn, eine nicht geringe Anzahl von Trüffeln, so wie mehr straßburger Pasteten vertilgt, als einem jungen schmerzerfüllten Advokaten ziemlich. Dazu ließen sich beide, der Domizellar und der Advokat, den Champagner so wohl schmecken, daß der Kammerdiener die Krystallflasche bald noch einmal füllen mußte.

Der Advokat fühlte eine angenehme wohlthuende Wärme sein ganzes Inneres durchdringen, und sein Herzeleid erfaßte ihn nur mit seltsamen Schauern, die eigentlich elektrischen Schlägen glichen, welche schmerzen und doch wohlthun. Er war empfänglich für die Trostreden seines Gönners, der, nachdem er das letzte Glas Wein behaglich eingeschlürft, und sich zierlich den Mund geputzt hatte, sich in Positur setzte, und in folgender Art begann.

„Für's erste, mein lieber guter Freund, müßt ihr nicht so thöricht seyn zu glauben, daß ihr der einzige Mensch auf Erden seyd, dem der Vater die Hand seiner Tochter verweigert. Doch das thut hier gar nichts zur Sache. Wie ich euch schon gesagt habe, ist die Ursache, warum euch der alte Narr

haßt, ſo höchſt abgeſchmackt, daß es damit keinen Beſtand haben kann, und mag es euch in dieſem Augenblick widerſinnig vorkommen, oder nicht, ich kann den Gedanken kaum ertragen, daß ſich alles ganz nüchtern mit einer Hochzeit endigen, und daß man von der ganzen Sache nichts weiter ſagen wird, als, Peter hat um Grete gefreit, und Grete und Peter ſind Mann und Weib worden."

„Die Situation iſt ſonſt neu und herrlich, da blos der Haß gegen einen Stand, den der geliebte Pflegeſohn ergriffen, der einzige Hebel iſt, welcher eine neue und auserleſene Tragik der Handlung in Bewegung ſetzen könnte; — doch zur Sache, ihr ſeyd Dichter, mein Freund, und dieß verändert alles. Eure Liebe, euer Leid, muß euch als poetiſches Prachtſtück, im vollen Glanz der heiligen Dichtkunſt erſcheinen; ihr vernehmt die Akkorde der Lyra, die die euch nahe Muſe anſchlägt, und in göttlicher Begeiſterung empfangt ihr die geflügelten Worte, die eure Liebe, euer Leid ausſprechen. Als Dichter ſeyd ihr in dieſem Augenblick der glücklichſte Menſch auf Erden zu nennen, da eure tiefſte Bruſt wirklich verwundet iſt, ſo daß euer Herzblut quillt; ihr bedürft alſo keiner künſtlichen Anregung, um euch poetiſch zu ſtimmen, und gebt Acht: dieſe Zeit des Grams wird euch Großes und Vortreffliches erzeugen laſſen."

„Aufmerkſam muß ich euch darauf machen, daß in dieſen erſten Momenten eurem Liebesſchmerz ſich ein ſeltſames ſehr unangenehmes Gefühl beimiſchen

wird, das sich in keine Poesie einfügen lassen will, doch dieß Gefühl verrauscht bald. Damit ihr mich aber versteht! Wenn z. B. der unglückliche Liebhaber von dem erzürnten Vater sattsam abgeprügelt und zum Hause herausgeworfen wird, wenn die beleidigte Mama das Mägdlein in ihre Kammer sperrt, und den versuchten Sturm des verzweiflungsvollen Liebhabers durch den bewaffneten Hausstand zurückschlagen läßt, wenn sogar die plebejesten Fäuste vor dem feinsten Tuch keine Scheu tragen (der Domizellar seufzte bei diesem Worte ein wenig) so muß diese aufgegährte Prosa der erbärmlichen Gemeinheit erst verdampfen, damit als Niederschlag der reine poetische Liebesschmerz sich setze. Ihr seyd garstig ausgescholten worden, mein lieber junger Freund, und dieß war die bittere zu überwindende Prosa; ihr habt sie überwunden, ergebt euch jetzt ganz der Poesie."

„Hier habt Ihr Petrarka's Sonette, Ovid's Elegien, nehmt, les't, dichtet, les't mir vor. was hr gedichtet habt. Vielleicht kommt unterdessen mir auch irgend ein Liebesschmerz, wozu mir nicht alle Hoffnung abgeschnitten, da ich mich wahrscheinlich in eine Fremde verlieben werde, die im weißen Lamm auf dem Steinwege abgestiegen ist, und von der der Graf Nesselstädt behauptet, sie sey die Schönheit und Anmuth selbst, unerachtet er sie nur ganz flüchtig am Fenster erblickt. Dann, o Freund! wollen wir, wie die Dioskuren, die gleiche glanzvolle Laufbahn in Poesie und Liebesschmerz verwandeln. Bemerkt,

Freundchen, welchen großen Vortheil mir mein Stand gibt, der jede Liebe, die mich erfaßt, als ein nie zu erfüllendes Sehnen und Hoffen zum Tragiſchen hinaufſteigert. Doch nun, mein Freund, hinaus, hinaus in den Wald, wie es ziemlich."

Dem geneigten Leſer müßte es gewiß ſehr langweilig, ja unerträglich ſeyn, wenn nun hier weitläuftig und wohl gar in allerlei überaus zierlichen Worten und Redensarten geſchildert werden ſollte, was Jonathan und Nanni alles in ihrem Schmerz begannen. Dergleichen findet ſich in jedem ſchlechten Roman, und es iſt oft luſtig genug, wie der preßhafte Autor ſich gar wunderlich geberdet, um nur neu zu erſcheinen.

Gar wichtig ſcheint es dagegen, den Meiſter Wacht auf ſeinem Spazier- oder vielmehr auf ſeinem Ideengange zu verfolgen.

Sehr merkwürdig muß es ſcheinen, daß ein Mann, ſtark und mächtig im Geiſte, wie Meiſter Wacht, der das Entſetzlichſte, was ihm geſchah, und das andere, minder kräftige Gemüther zermalmt haben würde, mit unerſchütterlichem Muthe, mit unbeugſamer Standhaftigkeit zu tragen vermochte, durch einen Vorfall auſſer ſich geſetzt werden konnte, den jeder andere Familienvater für ein gewöhnliches, leicht zu beſeitigendes Ereigniß gehalten haben, und auf dieſe oder jene, ſchlechte oder gute Weiſe, wirklich beſeitigt haben würde. Gewiß iſt der geneigte Leſer auch der Meinung, daß dieß ſeinen guten pſychologiſchen Grund hatte. Nur der widerwärtige Mißklang in

Wachts Seele erzeugte den Gedanken, daß die Liebe der armen Nanni zu dem unschuldigen Jonathan ein sein ganzes Leben verstörendes Unglück sey. Eben darin aber, daß dieser Mißklang überhaupt in dem harmonischen Wesen des sonst durchaus großartigen Alten fort tönen konnte, lag auch die Unmöglichkeit, ihn zu dämpfen, oder ganz zum Schweigen zu bringen.

Wacht hatte das weibliche Gemüth von einer einfachen, aber zugleich herrlichen und erhabenen Seite kennen gelernt. Sein eigenes Weib hatte ihn in die Tiefe des wahrhaft weiblichen Wesens blicken lassen, wie in einen spiegelhellen See; er kannte den weiblichen Heros, der stets mit unbesiegbaren Waffen kämpft. Sein elternloses Weib hatte die Erbschaft einer steinreichen Base, die Liebe aller ihrer Verwandten verscherzt, dem harten, ihr Leben durch manche Qual erbitternden Eindringen der Kirche mit unerschütterlichem Muth widerstanden, als sie, selbst in der katholischen Religion erzogen, den protestantischen Wacht heirathete, und kurz vorher aus reiner, glühender Ueberzeugung in Augsburg selbst zu diesem Glauben übergetreten war. Alles dieses kam dem Meister Wacht in den Sinn, und er vergoß heiße Thränen, als er gedachte, mit welchen Empfindungen er die Jungfrau zum Traualtar geführt. Nanni war ganz und gar die Mutter, Wacht liebte das Kind mit einer Inbrunst, der nichts zu vergleichen, und dieses war wohl mehr als hinreichend, jede auch nur im mindesten gewaltsam scheinende Maßregel,

die Liebenden zu trennen, als abscheulich, ja als satanisch zu verwerfen. Ueberdachte er auf der andern Seite Jonathans ganzes Leben, so mußte er sich zugestehen, daß nicht leicht alle Tugenden eines frommen, fleißigen, bescheidenen Jünglings so glücklich vereinigt werden konnten, als in Jonathan, dessen schönes, ausdrucksvolles Gesicht mit vielleicht ein wenig zu weichlichen, beinahe weiblichen Zügen, dessen kleiner und schwächlicher, aber zierlicher Körperbau von einem zarten, geistvollen Innern zeugte. Ueberlegte er ferner, wie die beiden Kinder immer zusammen gewesen waren, wie offenbar sich ihre Gemüthsart zu einander neigte, so konnte er selbst nicht begreifen, wie er das, was geschehen, nicht hatte vermuthen und zur rechten Zeit Mittel ergreifen können. Nun war es zu spät.

Durch die Berge wurde er fortgetrieben von einer sein Inneres gewaltsam zerreißenden Stimmung, die er noch nie gekannt, und die er für Versuchungen des Satans zu halten geneigt war, da mancher Gedanke in seiner Seele aufstieg, der ihm im nächsten Augenblick selbst höllisch vorkommen mußte. Er konnte zu keiner Fassung, viel weniger zu irgend einem Entschluß kommen. Schon war die Sonne im Sinken, als er in dem Dorfe Buch anlangte; er kehrte im Gasthofe ein, und ließ sich etwas Gutes zu essen und eine Flasche vortreffliches Felsenbier auftragen.

„Ei! schönen guten Abend, ei! welch eine seltsame Erscheinung, den lieben Meister Wacht hier zu

ſehen in dem ſchönen Buch an dem herrlichen Sonntags-Abend. Fürwahr, ich traute meinen Augen nicht. Werthe Familie wahrſcheinlich anderswo über Land ?"

So wurde Meiſter Wacht von einer gellenden, quäckenden Stimme angerufen. Es war, Niemand anders, als der Herr Pickard Leberfink, ſeiner Profeſſion nach ein Lackirer und Vergolder, einer der drolligſten Menſchen auf der Welt, der den Meiſter Wacht in ſeinen Betrachtungen unterbrach.

Schon Leberfinks Aeußeres fiel jedem ſeltſam und abenteuerlich ins Auge. Er war klein, unterſetzt, hatte einen etwas zu langen Leib und kurze Säbelbeinchen; dabei aber kein häßliches, gutmüthiges, rundes Antlitz mit rothen Bäckchen und grauen lebhaft genug blickenden Aeuglein. Alltags ging er nach einer verjährten, franzöſiſchen Mode, hoch friſirt und gepudert; an Sonntagen war aber ſein Anzug durchaus merkwürdig. So trug er z. B. einen lila und kanariengelb geſtreiften ſeidenen Rock mit ungeheuren ſilberbeſponnenen Knöpfen, eine buntgeſtickte Weſte, zeiſiggrüne Atlashoſen, weiß und himmelblau fein geſtreifte ſeidene Strümpfe und glänzend ſchwarz lackirte Schuhe, auf denen große Steinſchnallen blitzten. Rechnet man dazu den zierlichen Gang des Tanzmeiſters, eine gewiſſe katzenartige Geſchmeidigkeit des Körpers, eine ſeltene Virtuoſität der Beinchen in ſchicklichen Momenten, z. B. beim Ueberſpringen einer Goſſe, ein Entrechat zu ſchlagen, ſo mußte es geſchehen, daß der kleine Lackirer ſich überall als eine

absonderliche Creatur auszeichnete. Sein übriges Wesen wird der geneigte Leser bald kennen lernen.

Dem Meister Wacht war es gerade nicht unangenehm, auf diese Weise in seinen schmerzhaften Betrachtungen unterbrochen zu werden.

Der Lackierer und Vergolder, Herr, oder besser, Monsieur Pickard Leberfink, war ein großer Geck, dabei aber die treueste, ehrlichste Seele von der Welt, von der liberalsten Gesinnung, freigebig gegen Arme, dienstfertig gegen Freunde. Er trieb sein Metier nur hin und wieder aus purer Liebhaberei, da er dessen nicht bedurfte.

Er war reich, sein Vater hatte ihm ein schönes Grundstück mit einem herrlichen Felsenkeller hinterlassen, das nur durch einen großen Garten von Meister Wachts Grundstück getrennt wurde.

Meister Wacht hatte den drolligen Leberfink gern, seiner Ehrlichkeit halber, und weil er auch ein Glied der kleinen protestantischen Gemeinde war, der man die Uebung ihres Religionskultus gestattet hatte. Mit auffallender Bereitwilligkeit nahm Leberfink Wachts Vorschlag an, sich zu ihm zu setzen, und noch eine Flasche Felsenbier zu trinken. Schon längst, begann Leberfink, habe er den Meister Wacht in seinem Hause aufsuchen wollen, da er mit ihm über zwei Dinge zu reden, wovon eins ihm beinahe das Herz abdrücke. Wacht meinte, Leberfink kenne ihn ja, und wisse, daß man, sey es, was es sey, mit ihm gerade heraussprechen könne.

Leberfink eröffnete nun dem Meister im Ver-

trauen, daß der Weinhändler seinen schönen Garten mit dem massiven Gartenhause, der ihre, Wachts und Leberfinks Grundstücke, trenne, ihm unter der Hand zum Kauf angeboten habe. Er glaube, sich zu erinnern, daß Wacht einmal geäußert, wie ihm der Besitz des Gartens sehr angenehm seyn würde; zeige sich nun eine Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, so erbiete er — Leberfink — sich dazu, den Unterhändler zu machen, und alles in Ordnung zu bringen.

In der That hatte Meister Wacht längst den Wunsch in sich getragen, sein Grundstück durch einen schönen Garten zu vergrößern; insbesondere, weil Nanni sich stets nach den schönen Büschen und Bäumen sehnte, die in üppiger Fülle duftend aus jenem Garten emporstiegen. In diesem Augenblick schien es ihm überdem noch eine anmuthige Gunst des Schicksals, daß gerade zur Zeit, als die arme Nanni solch tiefen Schmerz erfahren, sich unvermuthet eine Gelegenheit darbot, ihr Gemüth zu erfreuen.

Der Meister redete sogleich das Nöthige mit dem dienstfertigen Lackierer ab, welcher versprach, daß der Meister künftigen Sonntag in dem Garten, als in seinem Eigenthum, lustwandeln solle. „Nun!“ rief Meister Wacht, „nun, Freund Leberfink, heraus damit, was Euch das Herz abdrücken will.“

Da begann Herr Pickard Leberfink auf die erbärmlichste Art zu seufzen, die absonderlichsten Gesichter zu schneiden, und kauderwelsches Zeug zu schwatzen, woraus Niemand recht klug werden konnte. Meister

Wacht wurde aber doch klug daraus, schüttelte ihm die Hand, sprach: „dafür kann Rath werden“ und lächelte für sich über die wunderbare Sympathie verwandter Seelen.

Die ganze Episode mit Leberfink hatte dem Meister Wacht wohlgethan; er glaubte auch einen Entschluß gefaßt zu haben, vermöge dessen er dem schwersten entsetzlichsten Ungemach, das nach seiner verblendeten Meinung ihn erfaßt, widerstehen, ja es gar überwinden wollte. Nur das, was er that, kann den Ausspruch des Tribunals im Innern kund thun und vielleicht, sehr geneigter Leser! hat dies Tribunal zum ersten Male etwas geschwankt. — Mag hier doch eine kleine Andeutung stehen, die sich später vielleicht nicht füglich einschieben lassen würde. Wie es in derlei Fällen dann wohl geschieht, so hatte sich die alte Barbara an den Meister Wacht gedrängt, und das Liebespaar vorzüglich deshalb verklagt, weil es beständig weltliche Bücher mit einander gelesen. Der Meister ließ sich ein paar Bücher, die Nanni hatte, herausgeben. Es war ein Werk von Göthe; leider weiß man nicht, was für ein Werk es gewesen. Nachdem er es durchgeblättert, gab er es der Barbara zurück, um es dort wieder hinzulegen, wo sie es heimlich weggenommen. Niemals entschlüpfte ihm ein einziges Wort über Nanni's Lectüre, sondern nur einmal sagte er bei Tische, als es irgend eine Gelegenheit gab: „es steigt ein ungemeiner Geist unter uns Deutschen auf, Gott gebe ihm Gedeihen. Meine Jahre sind vorüber, meines

Alters, meines Berufs ist es nicht mehr; — doch dich, Jonathan, beneide ich um so manches, was der künftigen Zeit entsprießen wird!"

Jonathan verstand Wachts mystische Worte um so deutlicher, als er erst vor einigen Tagen zufällig, unter andern Papieren halb versteckt, auf Meister Wachts Arbeitstisch den Götz von Berlichingen entdeckt hatte. Wachts großes Gemüth hatte den ungemeinen Geist, aber auch die Unmöglichkeit erkannt, einen neuen Flug zu beginnen.

Andern Tages hing die arme Nanni das Köpfchen, wie eine kranke Taube. „Was ist meinem lieben Kinde," sprach Meister Wacht mit dem liebreichen Tone, der ihm so eigen, und mit dem er alles hinzureißen verstand, „was ist meinem lieben Kinde, bist du krank? ich will es nicht glauben; du kommst zu wenig an die frische Luft; sieh, schon lange habe ich gewünscht, daß du mir einmal mein Vesperbrod auf die Werkstatt hinaus brächtest. Thue es heute, wir haben den schönsten Abend zu erwarten. Nicht wahr, Nanni, liebes Kind, du thust es, du bereitest mir selbst die Butterwecken, das wird herrlich munden."

Damit nahm Meister Wacht das liebe Kind in die Arme, strich ihr die braunen Locken von der Stirne, küßte, herzte, hätschelte es, kurz, übte alle Gewalt des liebevollsten Betragens, wie es in seiner Macht stand, und dessen unwiderstehlichen Zauber er wohl kannte.

Ein Thränenstrom entstürzte Nanni's Augen,

ein gewiſſes herziges Ding ſich ſo nach dieſen Bäumen, Büſchen, nach dieſen ſchönen duftenden Blumenbeeten ſehnte."

Da warf ſich Nanni dem Alten an die Bruſt, und rief: „o! Vater, Vater! du zerreißeſt mir das Herz mit deiner Milde, mit deiner Güte, ſey barm —" „Still, ſtill," unterbrach Meiſter Wacht das leidende Kind, „ſey nur gut, es kann ſich alles fügen auf wunderbare Weiſe; in dieſem kleinen Paradieſe iſt viel Troſt zu finden." — „Ja wohl, ja wohl," rief Nanni wie begeiſtert, „o ihr Bäume, ihr Büſche, ihr Blumen, ihr fernen Berge, du ſchönes fliehendes Abendgewölk, mein ganzes Gemüth lebt in euch, ich finde mich ſelbſt wieder, wenn eure lieblichen Stimmen mich tröſten."

Damit ſprang Nanni wie ein junges flüchtiges Reh zur offenen Thür des Pavillons hinaus ins Freie, und der junge Advokat, den wohl in dieſem Augenblick keine Macht zurückgehalten haben würde, verfehlte nicht, eiligſt zu folgen. Monſieur Pikkard Leberfink bat ſich die Erlaubniß aus, Rettelchen in dem neuen Beſitzthum herumzuführen. Der alte Wacht ließ ſich indeſſen unter die Bäume nahe am Abhang der Berge, wo er hinabſchauen konnte ins Thal, Bier und Tabak bringen, und bließ die blauen Wolken des ächten Holländers recht froh und gemüthlich in die Lüfte. Gewiß iſt der geneigte Leſer über dieſe Gemüthsſtimmung des Meiſter Wachts ſehr verwundert, ja, er weiß ſich nicht zu erklären, wie ſie bei einem ſolchen Geiſte möglich iſt.

Meiſter Wacht war nicht ſo wohl zu irgend einem Entſchluß, als zu der Ueberzeugung gelangt, daß die ewige Macht ihn unmöglich das entſetzlichſte Unglück erleben laſſen könne, ſeinem liebſten Kinde einen Advokaten, mithin den Satan ſelber, verbunden zu ſehen.

Es geſchieht was, ſprach er zu ſich ſelbſt, es muß was geſchehen, wodurch das unglückliche Verſtändniß aufgehoben, oder Jonathan der Hölle entriſſen wird, und es wäre Vorwitz, ja vielleicht verderblicher Frevel, der gerade das Gegentheil bewirken könnte, wenn man verſuchen wollte, mit ohnmächtiger Hand hineinzugreifen in das große Schwungrad des Geſchicks.

Es iſt kaum zu glauben, welche elende, ja oft alberne Gründe der Menſch hervorſucht, ſich ein Herannahen des Unglücks als abwendbar zu denken. So gab es Augenblicke, in denen Wacht darauf rechnete, daß die Ankunft des wilden Sebaſtian, den er ſich als einen in der vollſten Blüthe der Jugend ſtehenden rüſtigen Jüngling, im Begriff, die Mannesjahre zu erreichen, dachte, in dem ganzen Getriebe der Angelegenheiten, wie ſie jetzt ſtanden, eine Aenderung hervorbringen würde. Der gemeine, wiewohl leider nur oft allzuwahre Gedanke kam ihm in den Sinn, daß ausgeſprochene Männlichkeit dem Weibe zu ſehr imponire, um es nicht zuletzt zu beſiegen. Als die Sonne zu ſinken begann, lud Monſieur Pickard Leberfink die Familie ein, in ſeinem anſtoßenden Garten einen kleinen Imbiß zu ſich zu nehmen.

Dieſer Garten des edeln Lackierers und Vergolders bildete nun gegen Wachts neues Beſitzthum den lächerlichſten und ſeltſamſten Kontraſt. Beinahe ſo klein, daß man ihm nur die ſchöne Höhe hätte nachrühmen können, war er nach holländiſcher Art angelegt, und Baum und Hecke unter der ſorgfältigſten pedantiſchen Scheere gehalten. Sehr hübſch nahmen ſich die himmelblauen, roſenrothen, eigelben u. ſ. w. Stämme der dünnen Obſtbäume aus, die in den Blumenbeeten ſtanden. Leberfink hatte ſie lackiert, und alſo die Natur verſchönert. Auch erblickte man in den Bäumen die Aepfel der Hesperiden.

Doch noch mehrere Ueberraſchungen gab es. Leberfink bat die Mädchen, ſich einen Strauß zu pflücken, doch ſo wie ſie die Blumen abpflückten, gewahrten ſie zu ihrem Erſtaunen, daß Stengel und Blätter vergoldet. Sehr merkwürdig war es überdem, daß alle Blätter, die der Rettel zur Hand kamen, wie Herzen geſtaltet waren.

Der Imbiß, womit Leberfink ſeine Gäſte regalirte, beſtand in dem auserleſenſten Kuchen, dem feinſten Zuckerwerk und altem Rheinwein und herrlichem Muskateller. Rettel war über das Gebackene ganz außer ſich, und behauptete inſonderheit, daß das zum Theil herrlich verſilberte und vergoldete Zuckerwerk gar nicht in Bamberg fabrizirt ſeyn könne; da verſicherte ihr Monſieur Pickard Leberfink heimlich mit dem ſüßeſten Schmunzeln, daß er ſelbſt ſich ein wenig auf die Kuchen- und Zuckerbäckerei verſtehe, und der glückliche Autor aller dieſer Süßig-

keiten sey. Rettel hätte vor Ehrfurcht und Erstaunen vor ihm auf die Knie sinken mögen, und doch stand ihr noch die größte Ueberraschung bevor.

In der tiefen Dämmerung wußte Monsieur Pickard Leberfink die kleine Rettel sehr geschickt in eine kleine Laube zu locken. Kaum war er aber mit ihr allein, als er ganz rücksichtslos, unerachtet er wieder die Zeisig-Atlashosen angelegt, mit beiden Knien ins feuchte Gras nieder plumpte, und ihr unter vielen seltsamen, unverständlichen Jammertönen, den nächtlichen Elegien des Katers Hinz nicht unähnlich, einen ungeheuern Blumenstrauß überreichte, in dessen Mitte die schönste aufgeblühte Rose prangte, die man nur sehen konnte.

Rettel that, was jeder thut, dem ein Strauß überreicht wird, sie fuhr damit nach der Nase, fühlte aber in demselben Augenblick einen empfindlichen Stich. Erschrocken wollte sie den Strauß wegwerfen.

Welches liebliche Wunder hatte sich indessen begeben! Ein kleiner, schön lackierter Liebesgott war aus dem Kelch der Rose gesprungen, und hielt der Rettel mit beiden Händen ein flammendes Herz entgegen. Aus dem Munde hing ihm aber ein Zettelchen, worauf die Worte standen:

„voilà le coeur de Monsieur Pikard Leberfink, que je vous offre!“

„O Jemine,“ rief Rettel ganz erschrocken, „o Jemine, was thun Sie, lieber Herr Leberfink? knieen Sie doch nicht vor mir, wie vor einer Prinzessin; die schönen atlassenen — bekommen in dem

feuchten Grase Flecken und Sie, Bester, den Schnupfen; dafür hilft Fliederthee und weißer Kandies.“

„Nein,“ rief der wilde Liebhaber, „nein, o Margaretha, nicht eher entsteigt der Sie auf das Innigste liebende Pickard Leberfink dem feuchten Grase, bis Sie ihm gelobt, die Seine zu werden.“ — „Heirathen wollen Sie mich?“ sprach Rettel, „nun denn, frisch aufgestanden. Sprechen Sie mit meinem Vater, liebstes Leberfinkchen, und trinken Sie heute Abend ein paar Tassen Fliederthee.“

Was soll der geneigte Leser mit Leberfinks und Rettels Albernheiten noch länger ermüdet werden? für einander geschaffen, wurden sie ein Brautpaar, und Vater Wacht hatte recht seine schalkische Freude daran.

Durch Rettels Brautschaft kam ein gewisses Leben in Wachts Haus; selbst das Liebespaar gewann, weniger beobachtet, mehr Freiheit. Es sollte sich etwas besonderes ereignen, um diese behagliche Ruhe, in der sich alles bewegte, zu stören.

Der junge Advokat schien auf besondere Weise zerstreut, mit irgend einer Sache, die sein ganzes Wesen einnahm, beschäftigt; er begann sogar sparsamer Wachts Haus zu besuchen, und vorzüglich an Abenden auszubleiben, die er sonst nie zu versäumen pflegte.

„Was mag unserem Jonathan geschehen seyn, er ist ja ganz zerstreut, ganz ein anderer worden, als er sonst war;“ so sprach Meister Wacht, unerachtet er die Ursache, oder vielmehr das Ereigniß,

das auf den jungen Advokaten so sichtlich einwirkte, wenigstens der äußern Erscheinung nach, sehr wohl kannte. Ja, er hielt dies Ereigniß für die Schickung des Himmels, durch die er vielleicht dem großen, sein ganzes Leben verstörenden, Unglück entgehen werde, von dem er sich bedroht glaubte.

Vor wenigen Monaten war nämlich eine junge unbekannte Dame in Bamberg angekommen, deren ganze Erscheinung mystisch und sonderbar zu nennen. Sie wohnte im weißen Lamm. Ihre ganze Umgebung bestand nur in einem eisgrauen Diener und in einer alten Kammerfrau.

Die Meinungen über sie waren sehr verschieden. Manche behaupteten, sie sey eine vornehme, steinreiche ungarische Gräfin, welche Zwistigkeiten der Ehe nöthigten, einen momentanen, einsamen Aufenthalt in Bamberg zu nehmen. Andere machten sie dagegen zu einer gewöhnlichen Didone abandonnata; noch Andere zu einer verlaufenen Sängerin, die bald die vornehmen Schleier abwerfen und als Konzertgeberin auftreten werde; wahrscheinlich müsse es ihr an Empfehlungen an den Fürst-Bischof fehlen; genug, die mehrsten Stimmen einigten sich dahin, die Fremde, die übrigens nach den Aussagen der wenigen Personen, die sie erblickt hatten, von ausnehmender Schönheit seyn sollte, für eine höchst zweideutige Person zu halten.

Man hatte nun bemerkt, daß der alte Diener der Fremden dem jungen Advokaten so lange nachgeschlichen war, bis er ihn eines Tages am Brun-

nen auf dem Markt, den die Statue des Neptun ziert (welchen die ehrlichen Bamberger gewöhnlich den Gabelmann zu nennen pflegen) festhielt, und lange, sehr lange mit ihm sprach. Aufmerksame Gemüther, die Niemanden begegnen können, ohne lebhaft zu fragen: „wo mag er gewesen seyn? wo mag er hingehen? was mag er treiben?" u. s. w. hatten heraus gebracht, daß der junge Advokat sehr oft, beinahe täglich, zu nächtlicher Weile zu der schönen Unbekannten hinschlich, und mehrere Stunden bei ihr zubrachte. Stadtgespräch wurde es bald, daß der junge Advokat sich in die gefährlichen Liebesnetze der jungen unbekannten Abenteurerin verstrickt habe.

Meister Wachts ganzem Wesen mußte es gänzlich fremd seyn und bleiben, diese scheinbare Verirrung des jungen Advokaten, als Waffe gegen die arme Nanni zu gebrauchen. Daß sie alles haarklein und gewiß noch mit vergrößerten Umständen erfahre, dafür ließ er die Frau Barbara nebst dem ganzen Anhange der Basen sorgen. Der ganzen Sache setzte die Krone auf, daß der junge Advokat mit der Dame eines Tages ganz schnell abreisete, Niemand wußte, wohin.

„So gehts mit dem Leichtsinn, hin ist des vorwitzigen Herrn Praxis," sprachen die klugen Leute. Dies war aber nicht der Fall; denn, zu nicht geringem Erstaunen aller, besorgte der alte Eichheimer selbst die Praxis seines Pflegesohnes auf das Pünktlichste, und, eingeweiht in das Geheimniß mit der

Dame, schien er alle Maaßregeln seines Pflegesohns zu billigen.

Meister Wacht schwieg über die ganze Angelegenheit, und wenn einmal die arme Nanni ihren Schmerz nicht bergen konnte, sondern mit, von Thränen halberstickter Stimme leise klagte: „warum hat uns Jonathan verlassen?" so sprach Meister Wacht mit wegwerfendem Ton: „ja die Advokaten machen es nicht anders; wer weiß, was für eine Intrigue, die ihm Geld und Nutzen schafft, Jonathan mit der Fremden angesponnen?"

Dann pflegte aber Herr Pickard Leberfink Jonathans Partei zu nehmen, und zu versichern, daß er seinerseits überzeugt sey, wie die Fremde nichts Geringeres seyn könne, als eine Prinzessin, die sich in einer äußerst delikaten Rechtssache an den schon weltberühmten jungen Advokaten gewandt. Er kramte dabei so viel Geschichten von Advokaten aus, die durch besondere Sagacität, durch besondern Scharfblick und Geschicklichkeit, die verworrensten Knoten entwickelt, die geheimsten Dinge ans Tageslicht gebracht, daß Meister Wacht ihn bat, um des Himmels Willen still zu schweigen, da ihm übel und weh werde, wogegen Nanni sich an allem, was Leberfink hervorbrachte, innig labte, und neue Hoffnungen faßte.

Nanni's Schmerz hatte eine merkliche Beimischung von Verdruß, und zwar in den Augenblicken, wenn es ihr ganz unmöglich schien, daß Jonathan ihr hätte untreu werden sollen. Hieraus war zu

folgern, daß Jonathan ſich nicht zu entſchuldigen geſucht, ſondern über ſein Abenteuer hartnäckig geſchwiegen.

Einige Monde waren vergangen, als der junge Advokat in der fröhlichſten Stimmung nach Bamberg zurückkehrte, und Meiſter Wacht mußte aus den leuchtenden Augen, womit Nanni ihn anblickte, wohl ſchließen, daß er ſich ganz gerechtfertigt. Es dürfte dem geneigten Leſer nicht unlieb ſeyn, die ganze Begebenheit, die ſich mit der fremden Dame und dem jungen Advokaten zugetragen, hier gleich einer epiſodiſchen Novelle eingeſchaltet zu ſehen.

Der Ungariſche Graf Z..., im Beſitz von mehr als einer Million, heirathete aus reiner Zuneigung ein blutarmes Fräulein, die den Haß der Familie ſchon dadurch auf ſich lud, daß ſie, außerdem daß über ihre Familie ein völliges Dunkel herrſchte, keine andern Schätze beſaß, als alle Tugend, Schönheit und Anmuth des Himmels.

Der Graf verſprach ſeiner Gemahlin, mittelſt Teſtaments, ſein ganzes Vermögen, auf den Fall ſeines Todes, zuzuwenden.

Einſt, als ihn diplomatiſche Geſchäfte von Paris nach Petersburg gerufen hatten, und er nach Wien in die Arme ſeiner Gemahlin zurückkehrte, erzählte er dieſer, daß er in einem Städtchen, deſſen Namen er ganz vergeſſen, von einer ſchweren Krankheit befallen, und die Augenblicke ſeiner Geneſung ſogleich dazu benutzt habe, um ein Teſtament zu Gunſten ihrer aufzuſetzen, und den Gerichten zu

übergeben. Es müsse daher kommen, daß ihn einige Meilen weiter ein neuer Anfall der bösen Nervenkrankheit mit verdoppelter Gewalt gepackt habe, daß ihm Name des Orts, des Gerichts, wo und bei wem er testirt, gänzlich aus dem Gedächtnisse entschwunden, so wie, daß der von den Gerichten über die Niederlegung des Testaments erhaltene Empfangschein ihm verloren gegangen sey. Wie es wohl zu geschehen pflegt, verschob der Graf von Tage zu Tage die Errichtung eines neuen Testaments, bis ihn der Tod übereilte, und die Verwandten nicht unterließen, den ganzen Nachlaß in Anspruch zu nehmen, so daß die arme Gräfin das überreiche Erbe, bis auf die geringe Summe einiger kostbaren Geschenke des Grafen zusammenschmelzen sah, die ihr die Verwandten nicht entreißen konnten. Mancherlei Notizen über diesen Hergang der Sache waren in den Papieren des Grafen enthalten; da aber solche Notizen, daß ein Testament vorhanden sey, das Testament selbst nicht ersetzen können, so schufen sie der Gräfin nicht den mindesten Nutzen.

Viele Rechtsgelehrte hatte die Gräfin über ihren bösen Fall zu Rathe gezogen, bis sie endlich nach Bamberg kam, und sich an den alten Eichheimer wandte, der sie aber an den jungen Engelbrecht wies, welcher, weniger beschäftigt, ausgerüstet mit vorzüglichem Scharfsinn und großer Liebe zur Sache, vielleicht doch das unglückliche Testament erspüren, oder einen andern künstlichen Beweis über die wirkliche Existenz desselben antreten würde.

Der junge Advokat begann damit, sich bei den kompetenten Behörden die nochmalige genaue Nachforschung in den Papieren des Grafen auf dem Schlosse auszubitten. Er ging selbst mit der Gräfin hin, und unter den Augen der Beamten des Gerichts fand sich in einem bisher nicht beachteten Nußbaum-Schrank ein altes Portefeuille, worin zwar nicht der gerichtliche Empfangschein über die Niederlegung des Testaments, wohl aber ein Papier befindlich, was dem jungen Advokaten im höchsten Grade wichtig seyn mußte.

Dieses Papier enthielt nämlich die genaue Beschreibung aller Umstände bis ins kleinste Detail, unter denen der Graf, zu Gunsten seiner Gemahlin, ein Testament errichtet und einem Gerichtshofe übergeben hatte. Die diplomatische Reise von Paris nach Petersburg brachte den Grafen nach Königsberg in Preußen. Hier fand er zufällig einige ostpreußische Edelleute, die er früher auf einer Reise in Italien getroffen. Der Eilfertigkeit, womit der Graf reisen wollte, unerachtet, ließ er sich doch bereden, eine kleine Streiferei in Ostpreußen zu unternehmen, vorzüglich da die reichen Jagden aufgegangen und der Graf ein passionirter Jäger. Er nannte die Städte Wehlan, Allenburg, Friedland u. s. w., wo er gewesen. Unmittelbar wollte er nun, ohne nach Königsberg zurückzukehren, vorwärts nach der russischen Grenze.

In einem kleinen Städtchen, dessen Ansehen der Graf nicht erbärmlich genug beschreiben konnte, ver-

fiel er aber plötzlich in die Nervenkrankheit, die ihm mehrere Tage hindurch alle Sinnen raubte. Zum Glück befand sich am Orte ein junger recht geschickter Arzt, der dem Uebel kräftigen Widerstand leistete, so daß der Graf nicht allein zu sich kam, sondern auch im Stande war, in wenigen Tagen seine Reise fortzusetzen. Schwer fiel es ihm aber auf's Herz, daß ein zweiter Anfall ihn auf der Reise tödten und seine Gemahlin in die tiefste Armuth versetzen könne. Er erfuhr von dem Arzt zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Ort, seiner Kleinheit und seines erbärmlichen Ansehens unerachtet, doch der Sitz eines preußischen Landeskollegiums sey, und daß er mit aller Förmlichkeit sein Testament dort deponiren könne, so bald es ihm nur gelänge, die Identität seiner Person nachzuweisen. Dies war aber der harte Punkt. Denn wer kannte den Grafen in dieser Gegend?

Doch wie wunderbar ist das Spiel des Zufalls! Gerade als der Graf in dem Städtchen aus dem Wagen stieg, stand ein alter invalider Greis von beinahe achtzig Jahren, der auf einem benachbarten Dorfe wohnte, sich vom Korbflechten nährte, und nur selten nach der Stadt zu kommen pflegte, in der Thüre des Wirthshauses. Dieser hatte in seiner Jugend in der östreichischen Armee gedient, und war fünfzehn Jahr hindurch Reitknecht bei dem Vater des Grafen gewesen. Auf den ersten Blick erinnerte er sich des Sohnes seines Herrn, und er und sein Weib wurden die völlig unverdächtigen

Rekognoszenten des Grafen, wie man denken kann, nicht zu ihrem Schaden. Der junge Advokat sah sogleich ein, daß, um Näheres auszumitteln, es hier nur allein auf die Lokalität und deren genaue Vergleichung mit den Notizen des Grafen ankomme, um die nähere Spur, wo der Graf krank geworden sey und testirt habe, zu ermitteln.

Er reiste mit der Gräfin nach Ostpreußen; hier wollte er, wo möglich, durch Einsicht der Postbücher die Reiseroute ausmitteln, die der Graf damals genommen. Doch nach vielem vergeblichen Mühen brachte er nur heraus, daß der Graf Postpferde von Eylau nach Allenburg genommen. Hinter Allenburg verlor sich jede Spur, jedoch war so viel gewiß, daß der Graf seine Tour nach Rußland durch das Preußische Lithauen genommen, und zwar um so mehr, als in Tilsit des Grafen Ankunft und Abreise mit Extrapost wieder eingetragen war. Von hier aus verlor sich auf's neue jede Spur. Auf dem kleinen Wege von Allenburg nach Tilsit schien indessen dem jungen Advokaten, daß man die Lösung des Räthsels suchen müsse. Ganz mißmuthig und voller Sorgen traf er einst an einem regnigten Abend mit der Gräfin in dem kleinen Landstädtchen Insterburg ein. Von seltsamen Ahnungen fühlte er sich befangen, als er in die elenden Zimmer des Wirthshauses trat. Es kam ihm so heimisch darin vor, als wenn er schon selbst da gewesen, oder als wenn ihm der Aufenthalt auf das Genaueste geschildert worden. Die Gräfin begab sich nach ihrem

Schlafgemach; der junge Advokat wälzte sich unruhig auf dem Lager. Als die Morgensonne hell ins Zimmer schien, fiel sein Blick auf die Tapete in einer Ecke des Zimmers. Er gewahrte, daß von einem großen Fleck die blaue Farbe, womit das Zimmer nur übertüncht, abgesprungen, und die widerwärtige hochgelbe Grundfarbe zum Vorschein gekommen, worauf allerlei scheußliche Gesichter, als anmuthige Arabesken im Neu-Seeländischen Geschmack, angebracht waren.

Ganz außer sich vor Freude und Entzücken sprang der junge Advokat aus dem Bette; er befand sich in dem Zimmer, in welchem Graf Z... das verhängnißvolle Testament gemacht hatte. Die Schilderung traf zu genau ein; es war nicht daran zu zweifeln.

Was nun noch den Leser mit all' den Kleinigkeiten ermüden, die nach und nach eintrafen. Genug, Insterburg war wie noch jetzt der Sitz eines preußischen Obergerichts, damals Hofgericht geheißen. Der junge Advokat begab sich sofort mit der Gräfin zu dem Präsidenten; durch die mitgebrachten, in der authentischsten Form ausgefertigten Papiere wurde die Legitimation der Gräfin auf das Vollständigste geführt, die Publikation des Testaments als unzweifelhaft vorgenommen, und die Gräfin, welche trostlos in großer Dürftigkeit ihr Vaterland verlassen, kehrte wieder, im Besitz aller Rechte, die ein feindliches Geschick ihr hatte rauben wollen.

Der Nanni erschien der Advokat wie ein himmlischer Heros, der die verlassene Unschuld gegen die Bosheit der Welt siegreich geschützt. Auch Leberfink ergoß sich in übertriebenen Lobeserhebungen, den Scharfsinn und die Thätigkeit des jungen Advokaten hoch bewundernd. Meister Wacht rühmte ebenfalls nicht ohne Nachdruck Jonathans Betriebsamkeit, wiewohl er eigentlich nichts als seine Schuldigkeit gethan, und es ihn, den Meister Wacht, bedünken wollte, daß alles auf viel kürzerem Wege zu erlangen gewesen seyn würde.

Diese Angelegenheit, sprach Jonathan, halte ich für einen wahren Glücksstern, der mir in meiner kaum begonnenen Laufbahn aufgegangen.

Die Sache hat viel Aufsehen erregt. Alle ungarische Magnaten waren in Bewegung. Mein Name ist bekannt geworden, und was nicht das schlimmste dabei ist, die Gräfin war liberal genug, mir zehntausend Stück brabanter Thaler zu verehren.

Schon während der ganzen Erzählung des jungen Advokaten hatte auf Meister Wachts Gesicht ein seltsames Muskelspiel begonnen, das sich bis zum Ausdruck des tiefsten Verdrusses steigerte.

„Was!“ fuhr er endlich mit Flammenblicken und mit einer Löwenstimme heraus, „was! hab' ich's nicht gesagt? das Recht hast du verkauft; dafür, daß die Gräfin ihr rechtmäßiges Erbe von den betrügerischen Verwandten heraus bekam, mußte sie Geld zahlen, mußte sie dem Mammon opfern. Pfui, pfui, schäme dich!“

Alle vernünftigen Vorstellungen des jungen Advokaten, so wie der übrigen Personen, die gerade anwesend waren, fruchteten auch nicht das Allermindeste. Meister Wacht blieb, unerachtet eine Sekunde hindurch die Vorstellung Platz zu greifen schien, daß wohl nie eine Person mit freudigerem Gemüthe ein Geschenk gegeben, als die Gräfin bei der plötzlichen Entscheidung ihres Falles, und daß, wie Leberfinkchen auch genau wissen wollte, nur der junge Advokat selbst daran Schuld war, daß das Honorar nicht viel stärker und nicht mehr dem Gewinn gemäß ausgefallen, dennoch bei seiner Rede, und zugleich kehrten die alten starrsinnigen Worte zurück: so bald von Recht die Rede ist, gibt es kein Geld auf der Erde.

„Es ist wahr," fuhr Wacht nach einer Weile beruhigter fort, „bei dieser Geschichte kommen manche Umstände vor, die dich wohl entschuldigen können, und zum schnöden Eigennutz verleiten konnten, doch thue mir den Gefallen, und halt das Maul von der Gräfin, dem Testament, den zehntausend Thalern; es könnte mir manchmal bedünken wollen, daß du an den Platz dort, den du an meinem Tische einnimmst, nicht hingehörtest."

„Ihr seyd sehr hart, sehr ungerecht gegen mich, Vater," sprach der junge Advokat mit vor Wehmuth bebender Stimme. Nanni vergoß stille Thränen; Leberfink, als ein gewandter socialer Mann, brachte schnell das Gespräch auf die neuen Vergoldungen zu St. Gangolph.

Man kann ſich das geſpannte Verhältniß wohl denken, in dem jetzt die Familie Wacht lebte. Wo war die Freiheit des Geſprächs, wo aller friſche Lebensmuth, wo aller muntre Sinn? Ein tödtender Verdruß nagte langſam an Wachts Herzen, und auf ſeinem Antlitz ſtand das geſchrieben.

Von Sebaſtian Engelbrecht ging durchaus nicht die mindeſte Nachricht ein, und ſo ſchien auch die letzte ſchwache Hoffnung, die dem Meiſter Wacht geſchimmert, unterzugehen.

Meiſter Wachts Altgeſell, Andreas geheißen, war ein treuer, ehrlicher, ſchlichter Menſch, der ihm anhing mit einer Liebe ohne gleichen. „Meiſter," ſprach dieſer eines Morgens, als ſie eben miteinander Balken abſchnürten, Meiſter, ich kann's nicht länger tragen, es ſtößt mir das Herz ab, euch ſo leiden zu ſehen! Jungfer Nanni! der arme Herr Jonathan!"

Da warf Meiſter Wacht ſchnell das Schnürbündel fort, trat auf ihn zu, packte ihn bei der Bruſt, und rief: „Menſch, vermagſt du aus dieſem Herzen die Ueberzeugung, was wahr und recht, wie ſie die ewige Macht mit Flammenzügen hinein gezeichnet hat, herauszureißen, ſo mag das geſchehen, deſſen du gedenkeſt!"

Andreas, der nicht der Mann war, ſich mit ſeinem Meiſter auf Conteſtationen der Art einzulaſſen, kratzte ſich hinter den Ohren und meinte verlegen ſchmunzelnd: „ſo würde wohl auch ein gewiſſer Morgenbeſuch eines vornehmen Herrn auf der Werkſtatt

von keiner sonderlichen Wirkung seyn.“ Meister Wacht merkte den Augenblick, daß es auf einen Sturm gegen ihn abgesehen sey, den höchst wahrscheinlich der Graf von Kösel dirigiren werde.

Mit dem Glockenschlage neun Uhr kam Nanni, der die alte Barbara mit dem Frühstück folgte, auf die Werkstatt. Es war dem Meister unangenehm, daß Nanni kam, da dieß außer der Regel und die verabredete Karte schon jetzt hervorguckte.

Nicht lange dauerte es, so erschien denn auch wirklich der Domizellar, gestriegelt und geschniegelt wie ein Püppchen; ihm folgte auf dem Fuß der Lackierer und Vergolder, Monsieur Pickard Leberfink in allerlei bunte Farben gekleidet, und einem Frühlingskäfer nicht unähnlich. Wacht that hoch erfreut über den Besuch, dem er sogleich die Ursache unterschob, daß der Herr Domizellar wahrscheinlich seine neuesten Modelle sehen wolle.

Meister Wacht trug in der That große Scheu, die weitläufigen Sermone zu hören, in die sich der Domizellar nutzlos ergießen würde, um Rücksichts Nanni's und Jonathans seinen Entschluß zum Wanken zu bringen. Der Zufall rettete ihn, indem er wollte, daß in dem Augenblick, als der Domizellar, der junge Advokat und der Lackierer neben einander standen, und der Domizellar schon mit den zierlichsten Worten die süßen Verhältnisse des Lebens berührte, der dicke Hans rief: „Holz her!“ der große Peter auf der andern Seite aber so derb zuschob, daß der Domizellar heftig an der Schulter berührt.

auf den Monsieur Pickard stürzte; dieser prallte aber auf den jungen Advokaten, und im Nu waren alle drei verschwunden. Hinter ihnen befand sich nämlich ein hoch aufgethürmter Haufen von Holzsplittern, Sägespänen u. a.

In diesen Haufen waren die Unglücklichen begraben, so, daß man von ihnen nichts mehr erblickte, als vier schwarze und zwei chamois-farbene Füße; letztere waren aber die Gallastrümpfe des Herrn Lackierer und Vergolder Pickard Leberfink. Es konnte nicht anders möglich seyn, die Gesellen und Bursche brachen in ein schallendes Gelächter aus, unerachtet Meister Wacht Ernst und Ruhe gebot.

Am schrecklichsten sah der Domizellar aus, dem die Sägespäne in alle Falten des Kleides und sogar auch in die Locken der zierlichen Frisur gedrungen waren; er floh beschämt, wie auf den Flügeln des Windes, und ihm folgte der junge Advokat auf dem Fuße; nur Monsieur Pickard Leberfink blieb froh und freundlich, unerachtet es für gewiß anzunehmen, daß die chamois Strümpfe nicht mehr brauchbar, da besonders feindliche Späne die Pracht der Zwickel gänzlich vernichtet. So hatte ein lächerlicher Vorfall den Sturm, der auf Wacht gewagt werden sollte, vereitelt.

Der Meister hatte keine Ahnung, wie noch heute ihn Entsetzliches treffen würde.

Meister Wacht hatte abgegessen, und stieg so eben die Treppe herab, um sich nach dem Werkhofe zu begeben; da hörte er vor dem Hause eine brutale

Stimme rufen: „Heda! wohnt der alte spitzbübische Kerl, der Zimmermann Wacht, nicht hier?“ Eine Stimme von der Straße antwortete: „ein alter spitzbübischer Kerl wohnt nicht hier, wohl ist dieß aber das Haus des ehrsamen Bürgers und Zimmermeisters, Herrn Johannes Wacht.“

In dem Augenblick wurde mit einem starken Schlag die Hausthür eingestoßen, und ein großer starker Kerl von wildem Ansehen stand vor dem Meister. Die schwarzen Haare spießten sich durch die durchlöcherte Soldatenmütze, und überall konnte der zerlumpte Kittel den eckelhaften von Schmutz und Witterung gebräunten Körper nicht verbergen; an den Füßen trug der Kerl Soldatenschuhe, und die blauen Striemen an den Knöcheln zeigten die Spur getragener Ketten.

„Hoho!“ rief der Kerl, „ihr kennt mich wohl nicht mehr? Ihr kennt wohl nicht mehr den Sebastian Engelbrecht, den ihr um sein Erbe betrogen?“ Meister Wacht trat dem Kerl mit aller imponirenden Majestät seines Aeußern einen Schritt entgegen, indem er unwillkührlich die Hand mit dem Rohrstock vorstreckte. Da war es, als träfe den wilden Kerl ein Blitz; er taumelte ein paar Schritte zurück, streckte die geballten Fäuste drohend empor, und schrie: „Hoho! ich weiß, wo mein Erbtheil ist, ich will es mir verschaffen trotz dir, du alter Sünder!“

Er rannte pfeilschnell den Kaulberg herab, von dem Volke verfolgt.

Erstarrt blieb Meister Wacht einige Sekunden

in der Flur ſtehen, bis er auf den angſtvollen Zuruf Nanni's: „um Gott, Vater, das war Sebaſtian!“ in die Stube hinein mehr ſchwankte als ging, erſchöpft auf einen Lehnſeſſel ſank, beide Hände vor's Geſicht hielt, und mit erſchütternder Stimme rief: „ewige Barmherzigkeit des Himmels, das iſt Sebaſtian Engelbrecht!“

Es entſtand Lärm auf der Straße, das Volk ſtrömte den Kaulberg herab, und ganz aus der Ferne riefen Stimmen: „Mord! Mord!“

Von den entſetzlichſten Ahnungen ergriffen, rannte der Meiſter hinab nach Jonathans Wohnung, die eben ganz am Fuße des Kaulbergs belegen.

Ein dichter Volkshaufe wälzte ſich vor ihm her; in der Mitte deſſelben gewahrte er den wie ein wildes Thier ſich ſträubenden Sebaſtian, der ſo eben von der Wache zu Boden geworfen, ſo überwältigt, an Händen und Füßen geſchloſſen, und abgeführt wurde.

„Jeſus! Jeſus! der Sebaſtian hat ſeinen Bruder erſchlagen!“ ſo wehklagte das Volk, welches ſich aus dem Hauſe drängte. Meiſter Wacht machte ſich Platz, und fand den armen Jonathan unter den Händen der Aerzte, die ſich mühten, ihn in's Leben zurück zu rufen; drei mit der vollſten Kraft eines ſtarken Mannes geführte Fauſtſchläge auf den Kopf ließen das Schlimmſte ahnen.

Nanni hatte, wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, durch liebreiche Freundinnen ſogleich den ganzen Hergang der Sache erfahren, und war nach des

Geliebten Wohnung gestürzt, wo sie in dem Augenblicke angelangt, als der junge Advokat, Kraft der verschwendeten Naphta, wieder die Augen aufschlug, und die Chirurgen vom Trepaniren sprachen. Man kann sich das Uebrige denken.

Nanni war trostlos; Rettel, trotz ihrer Brautschaft, in Trauer versenkt, und selbst Monsieur Pickard Leberfink versicherte, indem ihm die Thränen vor Wehmuth über die Backen liefen: „Gott solle dem gnädig seyn, auf dessen Caput eine Zimmermannsfaust niederfalle; der Verlust des jungen Herrn Jonathans sey unersetzlich. Indessen solle der Lack seines Sarges an Glanz und Schwärze unübertrefflich seyn, die Versilberung der Todtenköpfe und anderer anmuthiger Embleme ihres Gleichen vergebens suchen."

Es ergab sich, daß Sebastian einem Trupp Landstreicher, der vom baier'schen Militär durch das Bambergische transportirt wurde, entsprungen, und in die Stadt gelaufen war, um einen wahnsinnigen Vorsatz auszuführen, den er längst im Innern getragen. Sein Lebenslauf war nicht der eines verworfenen verruchten Bösewichts, sondern gab nur das Beispiel eines durchaus leichtsinnigen Menschen, der, der vortrefflichsten Gaben, die ihm die Natur verlieh, unerachtet, sich jeder Verlockung des Bösen preis-

gibt, und zuletzt auf der höchsten Stufe des Lasters untergeht, in Elend und Schmach.

Im Sächsischen war er einem Kabulisten in die Hände gefallen, der ihm weiß machte, daß er von dem Meister Wacht bei der Auszahlung der väterlichen Erbschaft merklich verkürzt worden, und das zwar zu Gunsten seines Bruders Jonathan, dem er sein liebstes Töchterlein, Namens Nanni, zum Weibe versprochen. Wahrscheinlich hatte der alte Betrüger sich dieß Mährchen aus verschiedenen Aeußerungen Sebastians selbst zusammengesetzt. Der geneigte Leser weiß bereits, wie Sebastian sich Recht verschaffen wollte mit wilder Gewalt. Unmittelbar, als er den Meister Wacht verlassen, war er nämlich hinauf gestürmt in Jonathans Zimmer, wo dieser gerade vor dem Arbeitstische saß, eine Rechnung in Ordnung brachte, und Geldrollen zählte, die vor ihm aufgehäuft lagen.

Der Schreiber saß in der andern Ecke des Zimmers.

„Ha, Verruchter!“ schrie Sebastian wüthend, „sitzest du bei deinem Mammon, zählst du, was du geraubt hast, her damit, was der alte Bösewicht mir gestohlen und dir zugewandt hat. Du schwächlich Ding von geitzigem lüsternem Satan!“ Da Sebastian auf ihn eindrang, hielt Jonathan instinktmäßig abwehrend, beide Hände vor, und rief laut: „Bruder! um Gottes willen, Bruder!“ dafür versetzte ihm aber Sebastian mit der geballten Faust mehrere harte Schläge an den Kopf, so daß Jonathan ohnmächtig niedersank, packte eiligst einige Geldrollen zusammen,

und wollte damit fort, welches ihm natürlicher Weise nicht gelang.

Zum Glück fand es sich, daß keine von Jonathans Wunden, die äußerlich nur starke Beulen schienen, eine bedeutende Hirnerschütterung verursacht hatte, mithin für lebensgefährlich zu achten. Nach Verlauf von zwei Monaten, als Sebastian nach der Zuchtanstalt, wo er den versuchten Raubmord mit schwerer Strafe büßen sollte, abgeführt wurde, fühlte der junge Advokat sich völlig wieder hergestellt.

Der entsetzliche Vorfall hatte auf Meister Wacht so zerstörend eingewirkt, daß ein zehrender Mißmuth davon die Folge war. Diesmal war die stammhafte Eiche von dem Wipfel bis zur tiefsten Wurzel erschüttert.

Oft, wenn man ihn mit ganz andern Dingen beschäftigt glaubte, vernahm man, wie er leise murmelte: Sebastian! Brudermörder, du mir das gethan! und dann schien er aus einem tiefen Traum zu erwachen. Nur die stärkste angestrengteste Arbeit erhielt ihn aufrecht.

Doch wer ermißt die unerforschlichen Tiefen, in denen sich der verborgene Organismus der Gefühle so seltsam verkettet, wie in Meister Wachts Seele! Der Abscheu gegen Sebastian und seine verruchte That verblaßte, indem das Bild des durch Jonathans Liebe verstörten Lebens sich immer in frischer Farbe lebendig erhielt.

Mancherlei kurze Aeußerungen Meister Wachts bewiesen diese Gemüthsstimmung. „Also dein Bru-

der sitzt auf dem Bau in Ketten? — die gegen dich gerichtete That hat ihn dahin gebracht? — Es ist doch schlimm, Schuld daran zu seyn, daß der eigene Bruder den Bruder auf den Bau gebracht hat — möchte nicht in der Stelle dieses Bruders seyn — doch Juristen denken anders, die wollen das Recht, d. h. sie wollen mit der Puppe spielen, die sie ausputzen und ihr einen Namen geben, wie sie wollen."

Dergleichen bittere, ja unverständige Worte mußte der junge Advokat nur zu oft von Meister Wacht hören. Nutzlos würde jeder Versuch der Widerlegung geblieben seyn. Der junge Advokat entgegnete daher nichts, sondern brach oft, wenn ihm der verderbliche Wahn des Alten, in dem sein ganzes Glück unterging, die Brust zermalmen wollte, in Uebermaß des Schmerzes aus: „Vater, Vater, ihr thut mir Unrecht, himmelschreiendes Unrecht!"

Eines Tages, als die Familie bei dem Lackierer Leberfink versammelt und Jonathan auch zugegen war, sprach Meister Wacht davon, daß jemand gemeint, wie der Sebastian Engelbrecht, sey er auch als Verbrecher verhaftet, doch Ansprüche gegen den Meister Wacht, als seinen gewesenen Vormund, im Wege des Rechts geltend machen könne. „Das wäre," sprach der Meister giftig lachend, indem er sich zu Jonathan wandte, „das wäre so ein hübscher Prozeß für einen jungen Advokaten; ich dächte, du unternähmst den Rechtshandel, du bist vielleicht dabei selbst im Spiele, vielleicht habe ich dich auch betrogen." Da fuhr der junge Advokat in die Höhe,

seine Augen flammten, seine Brust flog auf und nieder, er schien plötzlich ein ganz Anderer; er streckte die Hand gen Himmel empor, und rief: „nein, ihr seyd nicht mehr mein Vater, ihr seyd ein Wahnsinniger, der einem lächerlichen Vorurtheil ohne Bedenken Ruh' und Glück der liebsten Kinder opfert; nie seht ihr mich wieder; ich gehe auf die Anträge, die mir heute der amerikanische Konsul gemacht hat, ein, fort nach Amerika!" — „Ja," rief Wacht, ganz Zorn und Wuth, „ja, fort aus meinen Augen, du dem Satan Verkaufter, du Bruder des Brudermörders!"

Mit einem vollen Blick, in dem alle trostlose Liebe, aller Schmerz, alle Verzweiflung des hoffnungslosesten Abschiedes lag, auf die halbohnmächtige Nanni, verließ der Advokat schnell den Garten.

Schon früher während des Laufs der Geschichte wurde, als der junge Advokat sich a la Werther todt schießen wollte, bemerkt, wie gut es sey, daß die dazu nöthigen Pistolen mehrentheils nicht gleich bei der Hand. Hier ist es eben so ersprießlich, anzuführen, daß der junge Advokat zu seinem eigenen Besten sich nicht gleich auf der Regnitz einschiffen konnte, um geraden Weges nach Philadelphia hinüberzuschiffen.

So geschah es, daß die Drohung, Bamberg und die geliebte Nanni auf ewig zu verlassen, auch

in dem Augenblick noch unausgeführt geblieben, als endlich, nachdem aufs Neue über zwei Jahre vergangen, der Hochzeitstag des Herrn Lackierer und Vergolder Leberfink herangekommen war.

Untröstlich würde Leberfink über diesen unbilligen Aufschub seines Glücks, den freilich das Entsetzliche, was in Wachts Hause Schlag auf Schlag geschehen, herbeiführen mußte, gewesen seyn, hätte er nicht dadurch Gelegenheit erhalten, die Verzierungen seines Prunkzimmers, welche sehr sauber in himmelbau und Silber glänzten, in hochroth umzulackieren, mit gehöriger Vergoldung, da er seinem Rettelchen abgemerkt, daß ein rother Tisch, rothe Stühle u. s. w. ihrem Geschmack besser zusagen würden.

Meister Wacht widerstand nicht einen Augenblick dem Andringen des glücklichen Lackierers, den jungen Advokaten auf seiner Hochzeit zu sehen, und der junge Advokat — ließ es sich auch gefallen.

Man kann denken, in welcher Stimmung sich die beiden jungen Leute, die seit jenem entsetzlichen Augenblick sich wirklich nicht gesehen hatten, wieder erblickten. Die Versammlung war groß, aber kein einziges, ihnen befreundetes Gemüth ermaß ihren Schmerz.

Schon stand man im Begriff, sich nach dem Gotteshause zu begeben, als Meister Wacht einen starken Brief erhielt, und dann, kaum hatte er einige Zeilen gelesen, heftig erschüttert zur Thüre hinausstürzte, zu nicht geringem Schreck der andern, die neues Böses ahnen wollten.

Nicht lange dauerte es, so rief Meister Wacht den jungen Advokaten heraus, und als sie nun beide allein in dem Arbeitszimmer des Meisters sich befanden, so begann dieser, indem er vergeblich die tiefste Erschütterung zu verbergen sich mühte: „es sind die außerordentlichsten Nachrichten von deinem Bruder eingegangen; hier ist ein Brief von dem Direktor der Gefangenanstalt, der umständlich schreibt, wie sich alles begeben. Du kannst das nicht alles wissen, ich müßte dir daher, um das Unglaubliche dir glaublich zu machen, haarklein alles sagen: aber die Zeit drängt." — Bei diesen Worten sah Meister Wacht dem Advokaten scharf ins Gesicht, der beschämt erröthend die Augen niederschlug.

„Ja, ja," fuhr der Meister Wacht mit erhöhter Stimme fort, „du weißt nichts davon, daß dein Bruder kaum wenige Stunden auf dem Bau von einer Reue ergriffen worden ist, wie sie wohl kaum jemals eines Menschen Brust zerrissen hat. Du weißt nichts davon, daß der Versuch des Raubmords ihn zermalmt hat. Du weißt nicht, daß er in wahnsinniger Verzweiflung Tag und Nacht geheult und gefleht hat, daß der Himmel ihn vernichten oder retten möge, damit er fortan durch die strengste Tugend sich rein wasche von der Blutschuld."

„Du weißt nicht, daß bei Gelegenheit eines wichtigen Anbaues des Gefangenhauses, bei dem Züchtlinge als Handlanger gebraucht wurden, sich dein Bruder so sehr als ein geschickter kenntnißreicher Zimmermann auszeichnete, daß er bald, ohne daß

jemand daran dachte, wie ſich das begebe, die Stelle des Poliers vertrat. Du weißt nicht, daß ihm dabei ſein ſtilles frommes Weſen, ſeine Beſcheidenheit mit der Beſtimmtheit des geläuterten Verſtandes gepaart, alle zu Freunden machte."

„Das weißt du alles nicht, darum mußte ichs dir ſagen. Was weiter! Der Fürſt-Biſchof hat deinen Bruder begnadigt, er iſt Meiſter worden; aber wie war das alles möglich ohne Geldzuſchüſſe?" — „Ich weiß," ſprach der junge Advokat ſehr leiſe, „ich weiß, daß ihr, mein guter Vater, monatlich Geld der Direktion zugeſendet habt, um meinen Bruder von den übrigen Gefangenen abſondern und beſſer verpflegen zu können. Ihr habt ihm ſpäter Handwerkszeug geſchickt."

Da trat Meiſter Wacht auf den jungen Advokaten zu, faßte ihn bei beiden Armen, und ſprach mit einer Stimme, die in Entzücken, Wehmuth, Schmerz auf unbeſchreibliche Weiſe ſchwankte: „hätte das dem Sebaſtian, ſproßte auch ſeine urſprüngliche Tugend mächtig hervor, wieder zur Ehre, Freiheit, Bürgerrecht, Beſitzthum verhelfen können? Ein unbekannter Menſchenfreund, dem Sebaſtians Schickſal beſonders am Herzen liegen muß, hat zehntauſend große Thaler beim Gericht niedergelegt, um" — Weiter konnte Meiſter Wacht vor gewaltſamer Bewegung nicht ſprechen, er riß den jungen Advokaten an ſeine Bruſt, und rief, indem er mit Mühe die Worte herauspreßte: „Advokat, mache, daß ich eindringe in die Tiefe des Rechts, wie es in deiner

Bruſt lebendig worden, und daß ich beſtehe vor dem ewigen Weltgericht, wie du dereinſt beſtehen wirſt. Doch," fuhr Meiſter Wacht nach einigen Sekunden fort, indem er den jungen Advokaten von ſeiner Bruſt ließ, „doch, mein geliebter Jonathan, wenn nun Sebaſtian als ein frommer thätiger Bürger wiederkehrt, und mich an mein gegebenes Wort mahnt, wenn Nanni" — „So trag' ich," ſprach der junge Advokat, „meinen Schmerz, bis er mich tödtet. — Ich fliehe nach Amerika."

„Bleibe hier," rief Meiſter Wacht ganz begeiſtert von Wonne und Luſt, „bleibe hier, mein Herzensjunge! Sebaſtian heirathet ein Mädchen, das er früher verführt und verlaſſen hatte; Nanni iſt dein!" Noch einmal umhalste der Meiſter den jungen Advokaten und rief:

„Junge, wie ein Schulknabe ſtehe ich vor dir, und möchte dir alle Schuld, alles Unrecht abbitten, das ich dir angethan! — Doch kein Wort weiter; andere Leute warten auf uns."

Damit faßte Meiſter Wacht den jungen Advokaten, riß ihn fort in das Hochzeitszimmer hinein, und ſprach, indem er ſich mit Jonathan mitten in den Kreis ſtellte, mit erhöhter feierlicher Stimme:

„Ehe wir zur heiligen Handlung ſchreiten, lade ich euch alle, ihr ehrſamen Männer und Frauen, ihr tugendbelobten Jungfrauen und Jünglinge, über ſechs Wochen zu einer gleichen Feier in meiner Behauſung ein; denn hier ſtelle ich euch den Herrn Advokaten Jonathan Engelbrecht vor, dem ich in

dieſem Augenblick meine jüngſte Tochter Nanni feierlich verlobe!“

Die Liebenden ſanken ſich ſelig in die Arme.

Nur ein Hauch der tiefſten Verwunderung durchlief die ganze Verſammlung, doch der alte fromme Andreas ſprach leiſe, indem er das kleine dreieckige Zimmermannshütlein vor die Bruſt hielt:

„des Menſchen Herz iſt ein wunderliches Ding, aber der wahre fromme Glaube überwindet wohl die ſchnöde, ja ſündliche Tapferkeit eines verhärteten Gemüths, und alles wendet ſich, wie der liebe Gott es will, zum Guten.“

Die Marquiſe de la Pivardière.

Ein Menſch gemeinen Standes, Namens Barré, hatte ſeine Braut zu ſpäter Abendzeit in das boulogner Holz gelockt, und ſie dort, da er ihrer überdrüſſig, um eine andere buhlte, mit vielen Meſſerſtichen ermordet.

Das Mädchen, die Gartenfrüchte feil hielt, war ihrer ausnehmenden Schönheit, ihres ſittlichen Betragens halber, allgemein bekannt unter dem Namen der ſchönen Antoinette. So kam es, daß ganz Paris erfüllt war von Barrés Unthat, und daß auch in der Abendgeſellſchaft, die ſich bei der Herzogin d'Aiguillon zu verſammeln pflegte, von nichts anderem geſprochen wurde, als von der entſetzlichen Ermordung der armen Antoinette.

Die Herzogin verlor ſich gern in moraliſche Betrachtungen, und ſo entwickelte ſie auch jetzt mit vieler Beredtſamkeit, daß nur heilloſe Vernachläßigung des Unterrichts und der Religioſität bei dem gemeinen Volk Verbrechen erzeuge, die den höheren in Geiſt und Gemüth gebildeten Ständen fremd bleiben müßten.

Der Graf von St. Hermine, ſonſt das rege Leben jeder Geſellſchaft, war an dem Abend tief in ſich

gekehrt, und die Bläſſe ſeines Geſichts verrieth, daß irgend ein feindliches Ereigniß ihn verſtört haben mußte. Er hatte noch kein Wort geſprochen; jetzt, da die Herzogin ihre moraliſche Abhandlung geſchloſſen, begann er: „Verzeiht, gnädigſte Frau! Barré lieſt vortrefflich, ſchreibt eine ſchöne Hand, kann ſogar rechnen, ſpielt überdies nicht übel die Geige; und was ſeine Religion betrifft, ſo hat er Freitags in ſeinem Leben niemals auch nur eine Unze Fleiſch genoſſen, regelmäßig ſeine Meſſe gehört und noch an dem Morgen, als er Abends darauf den Mord beging, gebeichtet. Was könnt ihr gegen ſeine Bildung, gegen ſeine Religioſität einwenden?“

Die Herzogin meinte, daß der Graf durch ſeine bittere Bemerkung ihr und der Geſellſchaft den unausſtehlichen Unmuth entgelten laſſen wolle, der ihm heute ſeine ganze Liebenswürdigkeit raube. Man ſetzte das vorige Geſpräch fort, und ein junger Mann ſtand im Begriff, noch einmal alle Umſtände der That Barré's auf das genaueſte zu beſchreiben, als der Graf von Saint Hermine ſich ungeduldig von ſeinem Sitze erhob und auf das heftigſte erklärte, man würde ihn augenblicklich verjagen, wenn man nicht ein Geſpräch ende, das mit ſcharfen Krallen in ſeine Bruſt greife und eine Wunde aufreiße, deren Schmerz er wenigſtens auf Augenblicke in der Geſellſchaft zu verwinden gehofft.

Alle drangen in ihn, nun nicht länger mit der Urſache ſeines Unmuths zurückzuhalten. Da ſprach er: „Man wird es nicht mehr Unmuth nennen, was

mich heute langweilig, unausstehlich erscheinen läßt; man wird es mir, meinem gerechten Schmerz, verzeihen, daß ich das Gespräch über Barré's Unthat nicht zu ertragen vermag, wenn ich offenbare, was mein ganzes Inneres tief erschüttert. Ein Mann, den ich hochschätzte, der sich in meinem Regiment stets brav, tapfer, mir innig ergeben bewies, der Marquis de la Pivardière ist vor drei Nächten auf die grausamste Weise in seinem Bette ermordet worden."

„Himmel," rief die Herzogin, „welche neue entsetzliche Unthat! wie konnte das geschehen! Die arme unglückliche Marquise!"

Auf dies Wort der Herzogin vergaß man den ermordeten Marquis, bedauerte nur die Marquise und erschöpfte sich in Lobeserhebungen der anmuthigen geistreichen Frau, deren strenge Tugend, deren edler Sinn als Muster gegolten und die schon als Demoiselle dü Chauvelin die Zierde der ersten Zirkel in Paris gewesen sey.

„Und," sprach der Graf mit dem ins Innere dringenden Ton der tiefsten Erbitterung, „und diese geistreiche tugendhafte Frau, die Zierde der ersten Zirkel in Paris, diese war es, die ihren Gemahl erschlug mit Hülfe ihres Beichtvaters, des verruchten Charost!"

Stumm, von Entsetzen erfaßt, starrte alles den Grafen an, der sich vor der Herzogin, die der Ohnmacht nahe, tief verbeugte und dann den Saal verließ.

Franziska Margarethe Chauvelin hatte in früher Kindheit ihre Mutter verloren, und so war ihre

Erziehung ganz das Werk ihres Vaters geblieben, eines geistreichen, aber strengen, ernsten Mannes. Der Ritter Chauvelin glaubte daran, daß es möglich sey, das weibliche Gemüth zur Erkenntniß seiner eigenen Schwächen zu bringen, und daß diese eben dadurch weggetilgt werden könnten. Sein starrer Sinn verschmähte jene hohe Liebenswürdigkeit der Weiber, die sich aus der subjektiven Ansicht des Lebens von dem Standpunkte aus, auf den sie die Natur gestellt hat, erzeugt; und eben in dieser Ansicht liegt ja der Ursprung aller der Aeußerungen einer innern Gemüthsstimmung, die in demselben Augenblick, da sie uns launisch, beschränkt, kleinartig bedünken will, uns unwiderstehlich hinreißt. Der Ritter meinte ferner, daß, um zu jenem Zweck zu gelangen, es vorzüglich nöthig sey, jeden weiblichen Einfluß auf das junge Gemüth zu verhindern; auf das sorglichste entfernte er daher von seiner Tochter alles, was nur Gouvernante heißen mag, und wußte es auch geschickt anzufangen, daß keine Gespielin es dahin brachte, sich mit Franziska in gleiche Farbe zu kleiden und ihr die kleinen Geheimnisse eines durchtanzten Balls ꝛc. zu vertrauen. Nebenher sorgte er dafür, daß Franziska's nothwendigste weibliche Bedienung aus geckenhaften Dingern bestand, die er dann als Scheubilder des verkehrten weiblichen Sinns aufstellte. Vorzüglich richtete er auch, als Franziska in die Jahre gekommen, daß davon die Rede seyn konnte, die vernichtenden Pfeile seiner Ironie gegen die süße Schwärmerei der Liebe, die den weiblichen Sinn erst

recht nach seiner innersten Bedeutung gestaltet, und die wohl nur bei einem Jünglinge oft ins fratzenhafte abarten mag.

Glück für Franziska, daß des Ritters Glaube ein arger Irrthum war. So sehr er sich mühte, dem tief weiblichen Gemüth Franziska's die Kaltsinnigkeit eines männlichen Geistes, der das Spiel des Lebens verachtet, weil er es zu verstehen, es durchzuschauen vermeint, anzuerziehen; es gelang ihm nicht, die hohe Anmuth und Liebenswürdigkeit, der Mutter Erbtheil, zu zerstören, die immer mehr herausstrahlte aus Franziska's Innern, und die er in seltsamer Selbsttäuschung für die Frucht seiner weisen Erziehung hielt, ohne daran zu denken, daß er ja eben dagegen seine gefährlichsten Waffen gerichtet.

Franziska konnte nicht schön genannt werden, dazu waren die Züge ihres Antlitzes nicht regelmäßig genug; der geistreiche Feuerblick der schönsten Augen, das holde Lächeln, das um Mund und Wangen spielte, eine edle Gestalt im reinsten Ebenmaß der Glieder, die hohe Anmuth jeder Bewegung, alles dieses gab indessen Franziska's äußerer Erscheinung einen unnennbaren Reiz. Kam nun noch hinzu, daß die viel zu gelehrte Bildung, die ihr der Vater gegeben, und die sonst nur zu leicht das innerste, eigentliche Wesen des Weibes zerstört, ohne daß ein Ersatz möglich, ihr nur diente, richtig zu verstehen, aber nicht abzusprechen, daß die Ironie, die ihr vielleicht von des Vaters Geist zugekommen, sich in ihrem Sinn und Wesen zum gemüthlichen lebens-

vollen Scherz umgestaltete: so konnte es nicht fehlen, daß sie, als der Vater, den Ansprüchen des Lebens nachgebend, sie einführte in die sogenannte große Welt, bald der Abgott aller Zirkel wurde.

Man kann denken, mit welchem Eifer sich Jünglinge und Männer um die holde, geistreiche Franziska bemühten. Diesen Bemühungen stellten sich nun aber die Grundsätze entgegen, die der Ritter dü Chauvelin seiner Tochter eingeflößt. Hatte sich auch irgend ein Mann, dem die Natur alles verliehen, um den Weibern zu gefallen, Franziska'n mehr und mehr genähert, wollte ihr Herz sich ihm hinneigen, dann trat ihr plötzlich der fratzenhafte Popanz eines verliebten Weibes vor Augen, den der Vater herbeigezaubert, und der Schreck, die Furcht vor dem Scheubilde, tödtete jedes Gefühl der Liebe im ersten Aufkeimen. Da es unmöglich war, Franziska stolz, spröde, kalt zu nennen, so gerieth man auf den Gedanken eines geheimen Liebesverständnisses, auf dessen Entwicklung man begierig wartete, wiewohl vergebens. Franziska blieb unverheirathet bis in ihr fünfundzwanzigstes Jahr. Da starb der Ritter, und Franziska, seine einzige Erbin, kam in den Besitz des Ritterguts Nerbonne.

Die Herzogin d'Aiguillon (wir haben sie in dem Eingange der Geschichte kennen gelernt) fand es nun nöthig, sich um Franziska's Wohl und Weh, um ihre Verhältnisse zu kümmern, da sie es nicht für möglich hielt, daß ein Mädchen, sey sie auch fünfundzwanzig Jahre alt geworden, sich selbst berathen

könne. Gewohnt, alles auf gewisse feierliche Weise zu betreiben, versammelte sie eine Anzahl Frauen, die über Franziska's Thun und Lassen Rath hielten und endlich darin übereinkamen, daß ihre jetzige Lage es durchaus erfordere, sich zu vermählen.

Die Herzogin übernahm selbst die schwierige Aufgabe, das eheſcheue Mädchen zur Befolgung dieſes Beſchluſſes zu bewegen, und freute ſich im voraus über den Triumph ihrer Ueberredungskunſt. Sie begab ſich zu der Chauvelin und bewies ihr in einer wohlgeſetzten Rede, die ihr nicht wenig Kopfbrechens gekoſtet, daß ſie endlich den Bedingniſſen des Lebens nachgeben, ihren Starrſinn, ihre Sprödigkeit ablegen, rückſichtslos dem Gefühl der Liebe Raum laſſen, und einen Mann, der ihrer werth, mit ihrer Hand beglücken müſſe.

Franziska hatte die Herzogin mit ruhigem Lächeln angehört, ohne ſie ein einzigesmal zu unterbrechen. Nicht wenig erſtaunte die Herzogin aber jetzt, als Franziska erklärte, daß ſie ganz ihrer Meinung ſey, daß ihre Lage, der Beſitz der weitläufigen Güter, die Verwaltung des Vermögens durchaus erfordere, ſich durch die Vermählung mit einem ehrenwerthen Manne ihres Standes im Leben feſtzuſtellen. Sie ſprach dann von dieſer Vermählung wie von einem Geſchäft, das von ihrem Verhältniß herbeigeführt, nothwendig abgeſchloſſen werden müſſe, und meinte, daß ſie vielleicht bald im Stande ſeyn werde, unter ihren Bewerbern den zu wählen, der ſich als den vernünftigſten, ruhigſten bewährt.

„Fräulein," rief die Herzogin, „Fräulein, sollte euer reiches Gemüth, euer empfänglicher Sinn denn ganz verschlossen seyn dem schönsten Gefühl, das die Sterblichen beglückt? — Habt ihr denn niemals, niemals geliebt?"

Franziska versicherte, daß dieß niemals der Fall gewesen sey, und entwickelte dann die Theorie ihres Vaters über ein Gefühl, das ein böses Prinzip in der Natur mit heilloser Ironie in die menschliche Brust gelegt, da es die Urkraft des menschlichen Geistes breche, und nichts herbeiführe, als ein durch Demüthigungen, durch lächerliche Narrheiten aller Art verstörtes Leben.

Die Herzogin gerieth ganz außer sich über die abscheulichen Grundsätze, und begann Franziska tüchtig auszuschelten, daß sie in einer Lehre gefolgt, die sie geradezu ruchlos und teuflisch nannte, da sie der innersten Natur des Weibes zuwider sey und eben das bewirken müsse, was sie dem höchsten Gefühle schuld gebe, nämlich ein armseliges verstörtes Leben. Zuletzt faßte sie des Fräuleins Hand und sprach, indem ihr die Thränen in die Augen traten: „nein, mein gutes theures Kind, nein, es ist nicht möglich, du täuschest dich selbst, du gibst dich uns schlechter, als du wirklich bist; fremd sind dir jene Grundsätze eines strengen, starren Mannes, der dem Leben feindlich entgegen trat! — Du hast geliebt, und widerstrebtest nur im angekünstelten Eigensinn deiner innern Regung! — Sey aufrichtig, erwäge jeden Augenblick deines Lebens! — Es ist nicht möglich, daß es keinen

geben ſollte, in dem nicht das Gefühl der Liebe plötzlich eindrang in dein eizumpanzertes Herz!“

Franziska ſtand im Begriff, der Herzogin zu antworten, als plötzlich ein Gedanke wie ein Blitz ſie zu durchzucken ſchien. Ueber und über erröthend, dann zum Tode erbleichend, ſtarrte ſie zur Erde nieder; ein tiefer Seufzer ſtieg aus der Bruſt empor, dann begann ſie: „Ja, ich will aufrichtig ſeyn. — Ja, es gab in meinem Leben einen Moment, in dem mich mit zerſtörender Gewalt ein Gefühl überraſchte, das ich verabſcheuen lernte und noch verabſcheue!“

„Weh dir!“ rief die Herzogin, „weh dir, aber ſprich!“

„Ich hatte,“ erzählte Franziska, „eben mein ſechszehntes Jahr zurückgelegt, als mein Vater mich in eure Zirkel, gnädigſte Frau, einführte. Ihr verſtandet meine Befangenheit zu beſiegen, mich dahin zu bringen, meiner Laune mich ganz hinzugeben. Man fand das, was ich jetzt als ausgelaſſen verwerfen würde, damals über die Maßen liebenswürdig, und ich hätte eitel genug ſeyn können, mich für die gefeierte Königin der Geſellſchaft zu halten.“

„Das wart ihr, das wart ihr!“ unterbrach die Herzogin das Fräulein.

„Ich weiß nicht mehr,“ fuhr das Fräulein fort, „was ich eben ſprach, aber es erregte die Theilnahme der ganzen Geſellſchaft ſo ſehr, daß in dem tiefſten Stillſchweigen aller Blicke ſtarr auf mich gerichtet waren und ich beſchämt die Augen niederſchlug.“

„Es war mir, als vernähme ich ganz in meiner Nähe den Namen, Franziska! wie einen leiſen

Seufzer. — Unwillkührlich ſchaue ich auf — mein Blick fällt auf einen Jüngling, den ich ſo lange noch gar nicht bemerkt; — aber ein unbekanntes Feuer ſtrahlt aus ſeinen dunklen Augen und durchdringt mein Innerſtes wie ein glühender Dolch, — mich erfaßt ein namenloſer Schmerz, — es iſt mir, als müſſe ich ſterbend niederſinken, aber der Tod ſey das höchſte ſeligſte Entzücken des Himmels. — Keines Wortes mächtig, vermag ich nur von ſüßer Qual gepeinigt tief aufzuſeufzen — Thränen ſtrömen mir aus den Augen. — Man hält mich für plötzlich erkrankt, man bringt mich in ein Nebenzimmer, man ſchnürt mich auf, man braucht alle Mittel, die zur Hand ſind, mich aus dem entſetzlichen Zuſtande zu reißen. — In tödtender Angſt, ja in Verzweiflung verſichere ich endlich, daß alles vorüber, daß mir wieder wohl ſey. — Ich verlange zurück in die Geſellſchaft. — Meine Augen ſuchen, finden ihn — ich ſehe nichts als ihn — ihn! — Ich erbebe vor dem Gedanken, daß er ſich mir nähern könne, und doch iſt es eben dieſer Gedanke, der mich mit dem ſüßeſten, nie gefühlten, nie geahneten Entzücken durchſtrömt! — — Mein Vater mußte meinen überreizten Zuſtand bemerken, konnte er auch vielleicht deſſen Urſache nicht erforſchen; er führte mich ſchnell fort aus der Geſellſchaft."

„So jung ich war, mußte ich doch wohl erkennen, daß das böſe verſtörende Prinzip auf mich eingedrungen, vor dem mich der Vater ſo ſehr gewarnt, und eben die Gewalt, der ich beinahe erlegen, ließ

mich die Wahrheit alles deſſen, was er darüber geſagt, vollkommen einſehen. Ich kämpfte einen ſchweren Kampf; aber ich ſiegte; das Bild des Jünglings verſchwand, ich fühlte mich froh und frei, ich wagte mich wieder in eure Geſellſchaft, gnädigſte Frau; aber ich fand den Gefürchteten nicht wieder. Dem Schickſal, oder vielmehr jenem böſen Princip des Lebens genügte aber nicht mein Sieg; ein ſchwererer Kampf ſtand mir bevor. — Mehrere Wochen waren vergangen, als ich, da eben die Abenddämmerung einzubrechen beginnt, im Fenſter liege und hinausſehe auf die Straße. Da erblicke ich jenen Jüngling, der zu mir hinaufſchaut, mich grüßt, und dann gerade zu losſchreitet auf die Thür des Hauſes. — Weh mir! — mit verdoppelter Kraft ergreift mich jene entſetzliche Macht! — Er kommt, er ſucht dich auf! — Dieſer Gedanke, — Entzücken, — Verzweiflung — raubt mir die Sinne! — Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte, lag ich ausgekleidet auf dem Sopha; mein Vater ſtand bei mir, ein Naphtafläſchchen in der Hand. Er fragte, ob mir etwas Beſonderes begegnet. Er habe die Thüre meines Zimmers öffnen, wieder verſchließen und dann Tritte die Treppe herab gehen gehört, die ihm männliche hätten bedünken wollen, mich aber zu ſeinem nicht geringen Schreck ohnmächtig auf der Erde liegend gefunden. Ich konnte, ich durfte ihm nichts ſagen; doch ſchien er das Geheimniß zu ahnen, denn des Nervenfiebers, das mich an den Rand des Grabes brachte, unerachtet, traf mich ſeine bittere Ironie, die er gegen

verfängliche Ohnmachten eines verdrießlichen Liebesfiebers richtete. Ich danke ihm das; denn er verhalf mir zum zweiten Siege, der mir glorreicher schien, als der erste.“

Die Herzogin umarmte, küßte und herzte voller Freude das Fräulein. Sie versicherte, daß nun alles sich gar herrlich fügen werde; auf den erfochtenen Sieg gebe sie ganz und gar nichts; vielmehr werde sie, da sie ein Tagebuch führe, in dem jede Person, die ihre Abendgesellschaft besucht und was dabei vorgefallen, genau aufgezeichnet stehe, sehr leicht den Jüngling ausfindig machen, der Franziska's Liebe errungen, und so ein Liebespaar vereinen, das abscheuliche Grundsätze eines starrsinnigen Vaters getrennt.

Franziska versicherte dagegen, daß wenn der Jüngling, der nun nach beinahe zehn Jahren wohl ein Mann worden, wirklich noch unverheirathet sey, und sich um ihre Hand bewerben wolle, sie sich doch nimmermehr mit ihm vermählen werde, da die Erinnerung an jene verhängnißvollen Augenblicke ihr Leben durchaus verstören müsse.

Die Herzogin schalt sie ein eigensinniges Ding und meinte sogar, daß die Stunde der Erkenntniß vielleicht zu spät, und dann unwiderbringliches Verderben über Franziska kommen könne.

Das Fräulein meinte, daß, da sie sich zehn Jahre hindurch bewährt, wohl eine Aenderung ihres Sinns unmöglich gedacht werden könne. Auch übereilte sie sich eben nicht mit der ihr selbst so noth-

wendig dünkenden Wahl eines Gatten, denn beinahe drei Jahre vergingen und noch war sie unverheirathet.

„Seltsam wie sie ist, wird sie das Seltsame unerwartet thun," sprach die Herzogin d'Aiguillon, und hatte Recht; denn niemand hatte geahnet, daß Franziska dem Marquis de la Pivardière ihre Hand reichen würde, wie es wirklich geschah.

Der Marquis de la Pivardière war unter Franziska's Bewerbern derjenige, dessen Ansprüche auf ihre Hand gerade die geringsten schienen. Von mittelmäßiger Gestalt, trockenem Wesen, etwas unbehülflichem Geiste, stellte er sich in der Gesellschaft eben nicht glänzend dar. Er war gleichgültig gegen das Leben, weil er es in früherer Zeit vergeudet, und diese Gleichgültigkeit, die bisweilen überging in Verachtung, ließ sich oft aus in beißenden Spott. Dabei gehörte er zu den unentschiedenen Charakteren, die niemals Böses thun ohne dringenden Anlaß, und Gutes, wenn es sich gerade so fügen will und sie nicht besonders daran denken dürfen.

Franziska glaubte in der Art, wie sich der Marquis gab, in seinen Meinungen und Grundsätzen viel Aehnliches mit ihrem Vater zu finden, und dies veranlaßte sie, sich ihm mehr anzunähern. Der Marquis, schlau genug, einzusehen, worauf es ankomme, um sie für sich zu gewinnen, hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als auf das sorglichste alles zu studiren und sich einzuprägen, was Franziska aus dem Innersten heraus vorzüglich über

das Verhältniß der Ehe äußerte, und es dann als seine eigene Ueberzeugung vorzutragen.

Diese scheinbare Einigkeit der Gesinnung, der Gedanke, daß der Marquis unter allen denen, die um sie warben, der einzige sey, der das Leben aus dem richtigen Standpunkt betrachte, und niemals Ansprüche machen werde, die sie nicht erfüllen könne, ja selbst der Umstand, daß es ihm nie eingekommen, den feurigen Liebhaber zu machen, daß er stets kalt und trocken geblieben, bestimmte Franziska's Wahl und machte den von Gläubigern verfolgten Marquis zum Herrn des Ritterguts Nerbonne.

So sehr man Ursache hatte, zu glauben, daß ein böses Mißverhältniß sich gleich in dieser Ehe offenbaren werde, so mußte man sich doch vom Gegentheil überzeugen.

Der Marquis, umstrahlt von dem Glanze der Liebenswürdigkeit seiner Gattin, schien ganz ein anderer. Das Eis, zu dem sein Inneres erstarrt, schien aufgethaut, und trotz alles Sträubens mußte man zuletzt gestehen, der Marquis de la Pivardière sey ein ganz angenehmer Mann, mit dem die Marquise, bleibe sie ihren Grundsätzen treu, wohl glücklich seyn könne.

Der Marquis begab sich mit seiner Gattin, nachdem er einige Monate in Paris gelebt, nach dem Rittergute Nerbonne, und beide führten in der That ein ruhiges, glückliches Leben, will man eine völlige Gleichgültigkeit gegen einander, die gar keine Ansprüche zuläßt, dafür annehmen. Diese Stimmung

änderte ſich auch nicht im mindeſten, als die Marquiſe dem Gatten eine Tochter gebahr.

Mehrere Jahre waren vergangen, als der ausbrechende Krieg (1688) den Aufruf des ſogenannten Arrierebans veranlaßte, ſo daß der Marquis im Dienſte dieſes Arrierebans von Zeit zu Zeit vom Schloſſe Nerbonne ſich zu entfernen genöthigt ward.

Mag es ſeyn, daß dieſer Dienſt ihm zu läſtig war, mag es ſeyn, daß er ſich hinwegſehnte aus dem einförmigen Leben, und daß ſelbſt das Verhältniß mit der Marquiſe ihm langweilig, verdrießlich geworden; genug, er ſuchte Dienſte in der Armee, es gelang ihm, eine Eskadron in dem Dragonerregiment des Grafen Saint Hermine zu erhalten und er blieb ſo vom Hauſe ganz entfernt.

Eine Viertelſtunde von dem Schloſſe Nerbonne war die Abtei zu Miſeray gelegen, welche regulirte Auguſtiner in Beſitz hatten. Einer dieſer Geiſtlichen verwaltete zugleich die Kapelle im Schloſſe Nerbonne, welcher Dienſt ihn verpflichtete, jeden Sonnabend in der Kapelle Meſſe zu leſen. Dieſer Geiſtliche war denn auch altem Herkommen nach, der Beichtvater der Herrſchaft zu Nerbonne. So geſchah es denn, daß die Marquiſe, ſtatt in der Kirche zu Jeu, der eigentlichen Parochialkirche von Nerbonne, in der Kirche der Abtei Meſſe zu hören und zu beichten pflegte.

Da die Abtei nur eine Viertelſtunde von dem Schloſſe entfernt lag, ſo machte die Marquiſe den Weg dahin gewöhnlich zu Fuß.

Eines Morgens an einem Heiligentage, als die Marquiſe ſich gerade in dem Garten des Schloſſes befand, tönten die Glocken der Abtei dumpf und feierlich herüber. Die Marquiſe fühlte ſich von einer Wehmuth durchdrungen, die ihr lange fremd geblieben. Es war, als ſtiege die Vergangenheit vor ihr auf, wie ein Traumbild, und manche liebe Geſtalt, mancher ſchnell entflohene Moment mahne ſie daran, daß ſie das Leben nicht zu erfaſſen vermocht, als es noch grün und blühend ſie umgab. Ein ſeltſamer Schmerz, den ſie ſelbſt nicht verſtand, beengte ihre Bruſt, und unwillkührlich rannen ihre Thränen. In der Andacht glaubte ſie Erleichterung der Qual zu finden, die ihr Inneres zerriß. Sie begab ſich nach der Abtei, und während des Hochamts, das ſo eben begann, näherte ſie ſich, von unbekannter, unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, dem Beichtſtuhl, den der Kapellan des Schloſſes Nerbonne einzunehmen pflegte.

Als nun aber der Prieſter die Abſolution ſprach, bebte ſie zuſammen vor ſeiner Stimme, und der Ohnmacht nahe, wankte ſie fort, als ſie durch das Gitter das todtenbleiche Antlitz des Geiſtlichen erblickte, aus deſſen düſteren Augen ein Feuerſtrahl ſie durchfuhr.

„Nein, es war kein Menſch, es war ein Geiſt aus grauenvoller Tiefe heraufgebannt, mich, mein Leben zu zerſtören!“ — So ſprach die Marquiſe, als ſie ganz erſchöpft auf ihr Schloß zurückgekommen. Aber von tiefem Entſetzen wurde ſie erfaßt, als ſie

sich deutlich erinnerte, dem gespenstischen Priester gebeichtet zu haben, daß sie einst in früher Jugend, wiewohl schuldlos, einen Jüngling ermordet, dann aber Untreue an ihrem Gemahl verübt; Verbrechen, von denen auch nie die Ahnung in ihre Seele gekommen. Eben so erinnerte sie sich, daß, als sie den Mord gebeichtet, der Geistliche einen seltsamen, herzzerschneidenden Laut des Jammers von sich gegeben, bei der Absolution aber gesagt habe, daß der Himmel ihr den Mord längst verziehen, daß aber, was die an ihrem Gemahl verübte Untreue betreffe, aufrichtige Reue und strenge Buße zwar die That sühnen könne, daß sie aber dafür die weltliche Rache des Gesetzes treffen werde. — Das ganze geheimnißvolle Ereigniß erschien ihr wie der fürchterliche angstvolle Traum einer Wahnsinnigen; sie schickte nach der Abtei, sie wollte wissen, wer an jenem Morgen statt des Kapellans Beichte gehört.

Man benachrichtigte sie, daß der Kapellan nach einem Krankenlager von zwei Tagen so eben verschieden sey: daß aber derselbe Geistliche, der am Morgen Beichte gehört, indessen den Dienst der Kapelle im Schloß Nerbonne verwalten und den nächsten Sonnabend Messe lesen werde. „Ist es möglich," sprach die Marquise zu sich selbst, „daß eine aufgeregte Stimmung, ich möchte sagen, der Anfall eines die Nerven erschütternden Krampfs solche Thorheiten erzeugen kann? Mein Gespenst verkörpert sich; ich werde es schauen und — mich meiner Albernheit schämen." Als am Sonnabend in der Frühe der

Geiſtliche, der den Dienſt des Kapellans verwalten ſollte, in das Zimmer der Marquiſe trat, als er ſie, ſich ſanft neigend, mit einem Gelobt ſey Jeſus Chriſtus! begrüßte, da ſtarrte ſie ihn an, ſank dann nieder zu ſeinen Füßen und ſchrie ganz auſſer ſich: „Weh mir! — ja du biſt es, du biſt der Jüngling, den ich in früher Jugend ermordet.“

„Faßt euch, Frau Marquiſe,“ ſprach der Geiſtliche ruhig, indem er die Marquiſe aufhob und zum Lehnſtuhl führte, „ich bitte euch, überwindet den Schmerz, der — ach vielleicht nur zu tödtend eure Bruſt zerreißt, da keine Reue das erſetzt, was unwiederbringlich verloren!“

„Haltet,“ begann die Marquiſe mit bebender Stimme, „haltet mich nicht für wahnſinnig, ehrwürdiger Herr! — euer bleiches Antlitz, euer ergrautes Haar — und doch ſeyd ihr es, ja ihr ſeyd der Jüngling, den ich einſt bei der Herzogin d'Aiguillon erblickte, der in meiner Bruſt alles tödtende Entzücken, alle brünſtige Qual eines Gefühls erweckte, das mir ewig fremd bleiben ſollte! — Weh' mir! — was iſt es, das noch jetzt, da ich euch wieder ſehe, mein Inneres zerreißt? — Doch nein! — alles iſt Einbildung — Thorheit — ihr könnt nicht jener Jüngling ſeyn — es iſt nicht möglich!“

„Wohl,“ unterbrach der Geiſtliche die Marquiſe, „wohl bin ich jener Jüngling, jener unglückliche Charoſt, den ihr in Verzweiflung ſtürztet! — ich erkannte euch, als ihr an den Beichtſtuhl tratet; ich verſtand das, wozu ihr euch in ſeltſamer Verſtörtheit

bekanntet, und die Seufzer, die unwillkührlich meiner Bruſt entflohen, die heißen Thränen, die meinen Augen entſtrömten, waren der letzte Tribut, den ich dem Andenken an irdiſches Weh zollen mußte. Bis dahin hatte ich den Brief aufbewahrt, den ihr mir ſchriebt, der mein Herz durchſchnitt, mich in troſtloſes Elend ſtürzte; ich vernichtete ihn, als ich euch wieder geſehen, als ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß nun die letzte Prüfung vorüber ſey."

„Wie," begann die Marquiſe, „wie, ihr ſprecht von einem Briefe, den ihr empfingt? — Nie habe ich euch geſchrieben. Ich hatte euch bei der Herzogin d'Aiguillon geſehen und es unterblieb ja jede weitere Annäherung — was für Geheimniſſe!"

„Vielleicht," erwiederte der Geiſtliche mit ruhigem Lächeln, „vielleicht verlöſchte ein Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren mit dem Andenken an die tiefe Kränkung, die mich zur Verzweiflung brachte, auch die Erinnerung der Art, wie ſie mir widerfuhr. — Ich hatte noch nicht geliebt; erſt als ich das Fräulein von Chauvelin ſah, erfaßte mich dieß Gefühl mit aller, das ganze Gemüth erſchütternden Stärke, die es über einen reizbaren Jüngling zu üben vermag. — Von Wonne und Luſt durchbebt, bemerkte ich die Unruhe des Fräuleins, ſah, wie ihre Blicke mich in ſcheuer Liebe ſuchten und mieden. Ja! — es war kein Zweifel — ich konnte glauben an das höchſte Glück meines Lebens! — Die Abreiſe meines Vaters, des Präſidenten Charoſt nach ſeinem Wohnſitz Chatillon ſur Indre, entfernte mich von Paris.

Aber wie konnte ich fern bleiben von meiner Liebe? — Mit Mühe erhielt ich von meinem Vater die Erlaubniß, zurückzukehren nach der Hauptstadt. Ich hatte die Wohnung des Fräuleins erforscht; mein erster Gang, da ich angekommen, war dahin, ich hoffte die Geliebte wenigstens am Fenster zu schauen. Welch Entzücken, welche Himmelswonne, als ich sie erblickte, als sie wie im jähen Schreck zurückfuhr. — Hinauf — hinauf zu ihr — zu ihren Füßen mein ganzes selbst aushauchen in der höchsten Inbrunst der Liebe! — der Gedanke ließ keine Rücksicht aufkommen. Niemand auf der Hausflur; ich fand mich zurecht, ich trat in des Fräuleins Zimmer. Da rief die, von der ich geliebt zu seyn glaubte, mit einer Stimme, die tödtend mein Innerstes durchfuhr: Fort — fort — Unglückseliger! — streckte mir die Hände abwehrend entgegen mit allen Zeichen des tiefsten Abscheus! — Ich hörte Tritte sich nahen; aber erst in meiner Wohnung, in die ich mechanisch zurückgekehrt, fand ich mich wieder. Zur Stunde weiß ich nicht, wie ich aus dem Hause des Ritters du Chauvelin gekommen, ob ich jemand begegnet, ob jemand mit mir gesprochen, oder was sich sonst begeben. — Ruhiger geworden, konnte ich nicht anders glauben, als daß irgend ein unseliges Mißverständniß über mich walten müsse. Ich schrieb an Franziska, schilderte ihr mit aller Glut der heftigsten Leidenschaft meine Liebe, meinen trostlosen Zustand, beschwor sie in den rührendsten Ausdrücken, mir zu sagen, welches böse Verhängniß den Haß, ja, den tiefen Ab-

ſcheu verurſacht, den ſie mir bewieſen. Gleich andern Tages erhielt ich die Antwort, jenen Brief, der mir alle Hoffnung des Lebens raubte. Franziska verwarf mich mit dem bitterſten Hohn. Sie verſicherte, daß ſie weit entfernt ſey, irgend einen Haß oder Abſcheu gegen mich, den zu kennen ſie kaum das Vergnügen habe, in ſich zu tragen; vor Wahnſinnigen habe ſie aber große Furcht, weßhalb ſie mich bitte, ihr meinen Anblick zu erſparen. An einem ſeltſamen Wahnſinn müſſe ich nemlich wohl leiden, und der Ausbruch jener Furcht ſey es vielleicht geweſen, was ich für Haß oder Abſcheu gehalten. Jedes Wort des unſeligen Briefes ſpaltete mein Herz. — Ich verließ Paris, und ſchweifte umher, ohne nach Chatillon zurückzukehren. Wo ich Ruhe ſuchte und fand, zeigt euch das Kleid das ich trage!

Die Marquiſe betheuerte bei allem, was ihr heilig, daß ſie niemals einen Brief von Charoſt erhalten, alſo auch keinen habe beantworten können. Nur zu gewiß war es, daß jener Brief dem Ritter in die Hände gefallen, der ihn ſtatt ſeiner Tochter beantwortet.

Die Marquiſe wurde von einem Gedanken ergriffen, deſſen Ahnung ſonſt nicht in ihrer Seele gelegen; es ging ihr auf, daß der Vater, deſſen ganzes Seyn und Weſen ihr ſtets die tiefſte Ehrfurcht eingeflößt, deſſen Lebensweisheit ihr die einzige Norm ihres Denkens, ihres Handelns gegeben, daß eben dieſer Vater das böſe Prinzip geweſen ſey, das ſie um ihr ſchönſtes Glück betrogen. Ihr ganzes mißſ-

verſtandenes Leben ſchien ihr eine finſtre, freudenleere Gruft, in die ſie rettungslos begraben; ein vernichtender Schmerz durchbohrte ihre Bruſt.

Charoſt begriff die Marquiſe ganz und gar, und mühte ſich, ſie aufzurichten durch den Troſt der Kirche, den er ausſprach in ſalbungsvollen Worten. Er verſicherte, daß er nun erſt den ewigen Rathſchluß des Himmels erkenne und preiſe, nachdem ſein irdiſches Glück zertrümmert worden, um ſeinen Sinn ganz zu reinigen, zu heiligen, empfänglich zu machen für ein Verhältniß, das auf Erden ſchon die Seligkeit des Himmels erſchließe. Ihn habe die ewige Macht auserſehen, ſie, die er einſt mit der höchſten Inbrunſt geliebt, auf den wahren, einzigen Himmelsweg zu leiten.

„Wie," unterbrach ihn die Marquiſe heftig, „wie, ihr wolltet" —

„Euer," ſprach Charoſt mit ruhiger Würde, „euer Beichtvater ſeyn, und ich glaube, Frau Marquiſe — oder laßt mich euch Franziska nennen — daß es mir gelingen wird, allen irdiſchen Schmerz zu beſiegen, der euer Leben hienieden ſtört. Euer Gemahl wird mir gern die Capellanſtelle in eurem Schloſſe anvertrauen; er wird ſich des Silvain François Charoſt wohl erinnern, deſſen Jugendfreund er war.

Charoſt hatte Recht; ſein troſtreicher Zuſpruch erleichterte das Gemüth der Marquiſe, und es kam bald eine Heiterkeit in ihr Leben, die ſie ſonſt nicht gekannt. Oefter, als es gerade der Capellansdienſt

erforderte, kam Charoſt nach dem Schloß Nerbonne, und war, da ſein lebhafter Geiſt ſich gern einer Fröhlichkeit überließ, die die engſten Schranken der Würde nicht überſchreitet, die Seele des kleinen Zirkels, der ſich auf dem Schloſſe zu verſammeln pflegte. Dieſen Zirkel bildeten vorzüglich der Ritter Preville mit ſeiner Gemahlin, ein Herr de Cange, die Dame Dumie mit ihrem Sohn und ein Herr Dupin, alle Nachbarn der Marquiſe.

Die Marquiſe unterließ nicht, ihrem Gemahl zu ſchreiben, daß der Kapellan des Schloſſes geſtorben, daß der Auguſtiner Charoſt indeſſen den Dienſt verwalte, und daß er nun beſtimmen möge, ob Charoſt, der, wie er behaupte, ſein Jugendfreund ſey, den Dienſt behalten ſollte.

Der Marquiſe ging es indeſſen mit dieſem Briefe, wie mit allen übrigen, die ſie dem Marquis ſchrieb. Regelmäßig erhielt ſie nemlich von dem Marquis Briefe aus dem Ort datirt, wo das Regiment des Grafen de Saint Hermine ſtand; keiner dieſer Briefe enthielt aber jemals eine Antwort auf das, was ſie ihm geſchrieben, und ſo mußte ſie glauben, daß ſich der Marquis, der ihre Briefe offenbar erhalten mußte, da er nie über ihr Stillſchweigen klagte, jedes Gedankens an häusliche Angelegenheiten, an die Heimath entſchlagen wolle. Der Marquis ſchrieb auch nun wieder kein einziges Wort von Charoſt und der Kapellanſtelle.

Anders ſollte ſich die Sache aufklären, als die Marquiſe es geglaubt, ja nur geahnet. Vignan,

Parlamentsprocurator zu Paris, schrieb ihr, daß sich ein Polizeilieutenant aus Auxerre an ihn gewandt, um zu erfahren, wo der Marquis de la Pivardière, der sich lange dort aufgehalten, und an den ein dortiges Frauenzimmer aus gewissen Verhältnissen entstandene Ansprüche habe, sich jetzt befinde.

Die Marquise hatte bis jetzt nicht das Mindeste von ihres Gemahls Aufenthalt zu Auxerre gewußt; kein einziger seiner Briefe war von diesem Ort datirt gewesen. Dieser Umstand, so wie das gewisse Verhältniß, in dem er dort mit einem Frauenzimmer gestanden haben sollte, beunruhigte die Marquise. Sie forschte weiter nach, und erfuhr bald, daß der Marquis schon seit langer Zeit den Kriegsdienst verlassen und sich in Auxerre aufgehalten. Dort hatte er sich mit einer Gastwirthstochter, Namens Pillard, in einen Liebeshandel eingelassen, der ihm so wohl gefallen, daß er sich entschlossen, eine doppelte Rolle zu spielen, die des Marquis de la Pivardière und die des Huissier Bouchet. Diesen Namen und Posten hatte er wirklich angenommen, sich einlogirt in den Gasthof des Vaters seiner Geliebten, dieser die Ehe versprochen und sie dann verführt. Erst später war es der Pillard gelungen, den richtigen Namen ihres Verführers zu erforschen.

Das Gefühl des tiefsten Schmerzes, der kränkendsten Verbitterung, das die Marquise übermannte, als der verschmähte Charost ihr vor Augen trat, und das erst den Vater anklagte, hatte sich immer mehr und mehr gegen den Marquis gerichtet. Ihn sah

sie für den an, der bestimmt gewesen, das zu vollenden, was der Vater begonnen, nämlich ihr Lebensglück zu zerstören. Sie vergaß, daß es nur ihr eigener verkehrter Sinn gewesen, der sie dem Marquis in die Arme führte.

Jene Verbitterung ging aber in den entschiedensten Haß über, als die Marquise sich überzeugte, daß sie ihr Lebensglück einem Elenden geopfert. Weniger lebhaft hätte die Marquise vielleicht das ihr geschehene Unrecht gefühlt, wäre Charost nicht aus der Verborgenheit hervorgetreten. — Kann ein Weib ihre erste einzige Liebe wegbannen aus dem Herzen? — Kann der Geliebte sich jemals umgestalten, ein anderer seyn, als eben der Geliebte? — So kam es denn wohl auch, daß durch das Verhältniß mit Charost, war bei seiner anerkannten Frömmigkeit an die mindeste Ueberschreitung des strengsten Anstandes, viel weniger an ein Verbrechen nicht einmal zu denken, wenigstens in der Marquise ganz andere Ansprüche an das Leben im Bunde mit einem geliebten Manne erweckt wurden, als die sie sonst im Innern getragen. Aber diese Ansprüche an ein nicht geahntes Lebensglück sah sie in dem Augenblicke der Erkenntniß vereitelt, und die Trostlosigkeit über diesen unwiederbringlichen Verlust mußte den Haß gegen den Marquis vermehren. Diesen Haß sprach sie bei jeder Gelegenheit auf das lebhafteste aus; sie versicherte, daß sie weit entfernt sey, ihre Rechte gegen den entarteten Gemahl auf irgend eine Weise geltend zu machen, daß ihr kein größeres Unheil geschehen

könne, als wenn es dem Marquis einfallen sollte, zurückzukehren, daß sie dann jedes Mittel ergreifen würde, ihn aus dem Schlosse Nerbonne zu entfernen. Charost bemühte sich vergebens, das durch Liebe und Haß aufgeregte Gemüth der Marquise zu beruhigen, oder es wenigstens dahin zu bringen, daß sie sich in den Ausbrüchen des heftigsten leidenschaftlichsten Zorns mäßige.

Der Marquis de la Pivardière hatte sich heimlich aus Auxerre entfernt, theils weil er des Verhältnisses mit der Pillard überdrüssig, theils weil es ihm an Mitteln fehlte, das Leben dort auf die Weise fortzusetzen, wie er es gewohnt war. Er sah sich von seinen Gläubigern hart verfolgt; deßhalb hielt er es für nöthig, zurückzukehren nach dem Schlosse Nerbonne, und sich Geld zu verschaffen.

Auf dieser Reise, die er zu Pferde zurücklegte, kam er nach Bourdieux, einem von dem Schlosse Nerbonne sieben Stunden entfernten Dorfe. Dort traf ihn, als er eben im Gasthofe frühstückte, ein Mensch aus dem Dorfe Jeu, Namens Marsau, der den Marquis kannte, und sich wunderte, ihn hier zu finden, da doch die Heimath so nahe. Der Marquis meinte, daß er in der Abenddämmerung seine Gemahlin zu überraschen gedenke. Marsau verzog bei dieser Aeusserung des Marquis das Gesicht auf eine so seltsame Weise, daß es dem Marquis auffiel und er Böses ahnte. Marsau, ein hämischer boshafter Mensch, erzählte dann auf weiteres Befragen ohne Rückhalt, daß ein neuer Kapellan, der Augu-

ſtiner Franziskus Charoſt, ſich indeſſen auf dem Schloſſe Nerbonne eingefunden, dem die Marquiſe täglich, ſtündlich zu beichten habe, und daß daher die Marquiſe wirklich von dem Marquis gerade in der Andacht überraſcht werden könne. Den Marquis traf es wie ein Blitz, als er den Namen des Beichtvaters hörte. Charoſt hatte gewiß niemals geahnet, daß de la Pivardière, der ihm Freundſchaft heuchelte, mit ſeinem Geheimniß bekannt, daß er es war, dem der Ritter dü Chauvelin vertraute, wie er den vernichtet, der ſich zum Liebhaber ſeiner Tochter aufdringen wollen; daß de la Pivardière, der ſchon damals im Sinn trug, ſolle es auch noch ſo lange währen, die Hand der Marquiſe zu erkämpfen, das Seinige dazu beitrug, die Verzweiflung des armen verſchmähten Jünglings bis zu dem Grade zu ſteigern, daß er, jedem Hoffen entſagend, in ein Kloſter flüchtete.

Der Marquis, ſelbſt im verbrecheriſchen Bündniß lebend, glaubte an das Verbrechen der Marquiſe um ſo leichter, als er wußte, welchen Eindruck damals der junge Charoſt auf ſie gemacht. Er fühlte ſich beſchimpft durch denſelben, der ihn in Gefahr geſetzt, ſeine Zwecke zu verfehlen. Im höchſten Unmuth rief er aus: „Ha! — ich werde dieſen heuchleriſchen Pfaffen zu finden wiſſen; und dann mein Leben gegen das ſeine!

Der Zufall wollte es, daß gerade, als der Marquis dieſe Worte ausſtieß, eine Magd von dem Schloſſe Nerbonne in die Wirthsſtube trat. Dieſe

Magd, die schon als Kind den Marquis gekannt, und die Marquise oft äussern gehört hatte, daß die Rückkunft ihres Gemahls ihr größtes Unglück seyn würde, erschrack heftig, rannte nach dem Schloß und erzählte der Marquise, wen sie gesehen, was sie gehört.

Es war gerade Mariä-Himmelfahrtstag, das Weihfest der Kapelle zu Nerbonne; Charost hatte am Morgen ein feierliches Hochamt, Nachmittags die Vesper gehalten, und da jener kleine Zirkel der Nachbarn, deren schon vorhin namentlich gedacht wurde, bei der Marquise versammelt war, bat sie den Kapellan, den Abend bei ihr zu bleiben.

So sehr die Marquise durch jene Nachricht erschüttert wurde, behielt sie doch Fassung genug, keinem von der Gesellschaft, am wenigsten aber dem Geistlichen etwas merken zu lassen, ungeachtet sie sein Leben bedroht glaubte, und daher in aller Stille zwei Männer herbei rufen ließ, auf deren Muth und Treue sie sich verlassen konnte. Sie erschienen, der eine mit einer Flinte, der andere mit einem Säbel bewaffnet, und wurden von der Marquise in ein Kabinet gebracht, welches an den Speisesaal stieß.

Man hatte beinahe abgegessen, und die Marquise glaubte schon, daß der Marquis seine Drohung unerfüllt lassen würde, als er plötzlich eintrat in den Saal.

Alle standen auf und bezeigten ihre Freude über die unverhoffte Rückkehr des Marquis. Vorzüglich war es Charost, der dem Marquis nicht genug versichern konnte, wie sehr er das Geschick preise, das

den alten, niemals vergessenen Freund ihm endlich zurückführe. Nur die Marquise blieb ruhig auf ihrem Platze sitzen und würdigte den Marquis keines Blicks.

„Aber," sprach endlich die Frau von Preville zu ihr, „aber mein Gott, Frau Marquise, ist das eine Art, den Gatten zu bewillkommen, den man seit so langer Zeit nicht gesehen?"

„Ich," nahm der Marquis das Wort, indem er einen stechenden Blick auf den Geistlichen warf, „ich bin ihr Gatte, das ist wahr, aber wie es mir bedünken will, nicht mehr ihr Freund!"

Darauf setzte sich der Marquis stillschweigend an die Tafel.

Man kann denken, daß die Gesellschaft nach diesem Auftritt sich vergebens mühte, die heitere Unterhaltung fortzusetzen, die vorher statt gefunden. Vorzüglich schien Charost in großer Bewegung, da eine ungewöhnliche Röthe ihm ins Gesicht stieg. Er betrachtete den Marquis mit seltsamen Blicken; der Marquis schien das nicht zu bemerken, er aß und trank sehr eifrig. Die Verstimmung stieg von Minute zu Minute, und man trennte sich, als es eben zehn Uhr geschlagen. Der Herr von Preville bat den Marquis, drei Tage darauf bei ihm zu speisen, welches er zusagte.

Die Marquise beharrte, als sie mit dem Marquis allein geblieben, im düstern, feindlichen Stillschweigen. Der Marquis fragte sie, indem er einen stolzen, gebieterischen Ton annahm, wodurch er ein so kaltes, verächtliches Betragen verdient habe.

„Geh," erwiederte die Marquise; „geh nach Auxerre, und frage die buhlerische Dirne, mit der du lebst seit langer Zeit, alle Ehre und Treue schändend, nach der Ursache meines Unwillens!"

Der Marquis war im Innern zerschmettert, als er, was er nicht geahnt, die Marquise von seinem verbotenen Verhältniß unterrichtet fand, da er befürchten mußte, ließ die Marquise ihren Zorn nicht fahren, kam es zur Trennung, den Besitz des Schlosses Nerbonne, seine einzige Hülfsquelle, zu verlieren. Er bemühte sich, der Marquise darzuthun, daß er nie in Auxerre gewesen, daß alles, was man ihr hinterbracht haben könne, boshafte, hämische Verleumdung sey; da erhob sie sich aber von ihrem Sitz, und sprach, indem sie ihn mit einem entsetzlichen Blicke durchbohrte: „Elender Heuchler, bald wirst du erfahren, was eine Frau meiner Art bei solcher Schmach zu beginnen vermag!"

Diese drohenden Worte gesprochen, entfernte sie sich in das Zimmer, wo ihre neunjährige Tochter schlief, und schloß sich ein. Der Marquis begab sich nach dem Zimmer, in dem er sonst mit seiner Gemahlin schlief, ließ sich von einem Bedienten des Hauses, Namens Hybert, auskleiden, und legte sich ins Bette. Am andern Morgen war er spurlos verschwunden.

Alle Nachbarn waren in das tiefste Erstaunen versetzt über dieß ganz unbegreifliche Verschwinden des Marquis. Die Marquise zeigte durchaus keine Veränderung in ihrem Betragen, und versicherte, daß

es sie sehr wenig kümmere, auf welche Weise der Marquis sich entfernt, den sie hoffe in ihrem ganzen Leben nicht wieder zu sehen. Man erfuhr, daß der Marquis sein Pferd, seinen Mantel, seine Reitstiefeln zurückgelassen; unmöglich konnte er sich daher weit entfernt haben. Das Kammermädchen der Marquise, Margarethe Mercier, hatte sich über das Verschwinden des Marquis in jener Nacht geäußert auf zweideutige Weise; das dumpfe Gerücht einer geschehenen Unthat wurde lauter und lauter, und klagte zuletzt die Marquise geradezu des Mordes ihres Gatten an, als jener Hybert, der, vor der Saalthür lauschend, das letzte Gespräch des Marquis mit seiner Gemahlin gehört hatte, die drohenden Worte der Marquise diesem und jenem ins Ohr sagte, und hinzufügte, daß der Marquis wahrscheinlich todt sey.

Jedem, der an jenem verhängnißvollen Abend bei der Marquise gewesen, war ihr Betragen nur zu sehr aufgefallen, und was man sonst für boshafte, hämische Verleumdung gehalten, nämlich daß die Marquise mit dem Augustiner Charost in verbrecherischen Verhältnissen lebe, fand nun Glauben. Diesem Verhältniß schrieb man die Unthat zu.

Nur der Herr von Preville und seine Gattin konnten sich von der Möglichkeit, daß die Marquise zu solch einer entsetzlichen That fähig seyn solle, nicht überzeugen. Sie benutzten den Augenblick, als die kleine neunjährige Pivardière in ihr Haus gekommen, wie es öfters zu geschehen pflegte, da die Tochter des Herrn von Preville mit jenem Kinde in glei-

chem Alter und deſſen Geſpielin war, um wo möglich in das Dunkel zu ſchauen, in welches die Ereigniſſe jener Nacht gehüllt waren.

Sie nahmen das Kind bei Seite, und fragten es behutſam, ob ihm in der Nacht, als der Vater verſchwunden, nicht etwas Beſonderes begegnet ſey?

Die Kleine erzählte ohne allen Rückhalt, daß die Mutter ſie an dem Abend in ein ganz entlegenes Zimmer geführt, und ihr geheißen, dort zu ſchlafen, welches ſonſt niemals geſchehen. In der Nacht ſey ſie durch ein ſtarkes Geräuſch aufgeweckt worden, und habe eine klägliche Stimme rufen gehört: „gerechter Gott! — habt Mitleid — erbarmt euch meiner!“ — Sie habe in großer Angſt aus dem Zimmer laufen wollen, indeſſen die Thüre verſchloſſen gefunden. Dann ſey alles ſtill geworden. Des andern Tages habe ſie in dem Zimmer, wo der Vater geſchlafen, Blutſpuren am Boden bemerkt, und die Mutter ſelbſt blutige Tücher waſchen geſehen.

War es denkbar, daß ein unſchuldiges, unbefangenes Kind nicht die Wahrheit ſagen, Umſtände der Art erdichten ſollte? Der Herr von Preville ließ das Kind ſeine Ausſage vor mehreren glaubwürdigen, unverdächtigen Perſonen wiederholen, und beide, er und ſeine Gattin, waren, je mehr ſie ſonſt ſich geneigt gefühlt, die Unſchuld der Marquiſe zu behaupten, jetzt deſto erbitterter auf ein Weſen, von dem ſie ſich auf die empörendſte Weiſe getäuſcht glauben mußten.

Der königliche Generalprokurator zu Chatillon

sur Indre von allem diesem unterrichtet, klagte die Marquise des Mordes an. Eine Gerichtsperson, Namens Bonnet, erhielt den Auftrag der Untersuchung, und begab sich zu dem Ende mit einem Gerichtsschreiber, Namens Breton, nach dem Dorfe Jeu.

Der Marquise konnte nicht verschwiegen bleiben, was ihr drohte; sie nahm mit ihrer Zofe, Margarethe Mercier geheißen, die Flucht, und bestätigte so den entsetzlichen Verdacht, den man gegen sie hegte. Eine andere Magd der Marquise, Namens Catharine Lemoine, sollte geradezu geäußert haben, daß sie bei dem Morde ihres Herrn zugegen gewesen. Sie wurde verhaftet, und bald darauf auch Margaretha Mercier, die man zu Romorantin traf, wo sie von der Marquise zurückgelassen worden war.

Beide erzählten auf beinahe völlig gleiche Weise die gräßliche That mit allen Umständen, so daß an der Wahrheit ihrer Aussage nicht zu zweifeln war.

Als die Marquise (so lautete jene Aussage) sich überzeugt hatte, daß der Marquis eingeschlafen, entfernte sie so viel möglich alles Hausgesinde, und brachte ihre neunjährige Tochter auf ein Zimmer des obern Stocks, wo sie dieselbe einschloß. Mit dem Glockenschlag zwölf wurde an das Schloßthor gepocht. Die Marquise befahl der Mercier, Licht anzuzünden und zu öffnen. Sie that es, und der Augustiner Charost trat ein, begleitet von zwei Männern, von denen der eine mit einem Gewehr, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. „Es ist nun Zeit," rief die Marquise dem Charost entge-

gen, und alle begaben sich leisen Trittes nach dem Zimmer des Marquis. Einer von den Männern zog den Vorhang des Bettes auf. Der Marquis hatte sich bis an das Kinn in die Bettdecke eingehüllt, und schlief fest. Als ihm aber der Mann die Decke wegziehen wollte, fuhr er erwachend in die Höhe; in demselben Augenblick drückte der andere sein Gewehr auf den Marquis ab und traf ihn, edoch nicht zum Tode.

Blutbesudelt warf er sich hinaus in die Mitte des Zimmers und flehte um sein Leben, jedoch vergebens. „Vollendet!“ rief die Marquise den Männern zu. Da schrie der Marquis in voller Verzweiflung: „grausames Weib, kann dich denn nichts rühren? Kann deinen Haß denn nichts versöhnen, als mein Blut? — Nie sollst du mich wiedersehen, alle Ansprüche gebe ich auf, nur schenke mir mein Leben!“ — „Vollendet!“ rief die Marquise noch einmal, indem die Wuth der Hölle aus ihren Augen blitzte. Nun warfen sich alle drei, Charost und die beiden Männer über den Marquis her, und versetzten ihm mehrere Stiche. Als sie endlich von ihm abließen, röchelte er noch; da riß die Marquise dem einen der Mörder den Säbel aus der Hand, stieß ihn dem Marquis in die Brust und endete seinen Todeskampf. — Eben in diesem Augenblicke trat Catharine Lemoine, die von der Marquise nach der nahe gelegenen Meierei geschickt worden, hinein, so daß sie die That der Marquise mit ansah. Sie wollte aufschreien vor Entsetzen; die Marquise rief

den Männern zu, sie sollten dem Mädchen ein Tuch in den Mund stecken; diese erwiederten indessen, das sey gar nicht nöthig, da sie das Mädchen beim ersten Laut niederstoßen würden. Darauf trugen die beiden Männer den Leichnam fort. Während ihrer Abwesenheit ließ die Marquise das Zimmer sorglich reinigen, indem sie selbst Asche herbeibrachte, und die blutbefleckten Betten und Betttücher nach dem Keller tragen. Zwei Stunden darauf kehrten die Männer zurück. Die Marquise bewirthete sie, aß und trank selbst mit ihnen, und dann entfernten sie sich mit Charost.

Eben jener Hybert, von dem auch das Gerücht der Ermordung des Marquis ausgegangen, sollte ebenfalls in das Zimmer eingedrungen seyn. Er gestand, daß er durch einen Schuß geweckt worden, und geglaubt, daß der Marquis von Räubern überfallen worden sey. Deshalb sey er nach des Marquis Zimmer gelaufen. Kaum habe er indessen die Thüre geöffnet, als die Marquise ihm entgegen gesprungen und gedroht, ihn auf der Stelle niedermachen zu lassen, wenn er sich nicht entferne. Später habe er dem Charost einen schweren Eid ablegen müssen über alles, was er in jener Nacht gesehen oder sonst bemerkt habe, zu schweigen. Auch Hybert sollte verhaftet werden; er entfloh indessen und war nicht wieder aufzufinden.

Charost hienach der Theilnahme an der gräßlichen Ermordung des Marquis de la Pivardière angeklagt, wurde mit Zustimmung des bischöflichen

Vikars zu Bourges verhaftet. Kaum war indeſſen dieſe Verhaftung erfolgt, als die Marquiſe de la Pivardière aus ihrem Schlupfwinkel hervortrat und ſich freiwillig zur Haft ſtellte.

Nur eine augenblickliche Schwäche, erklärte ſie, nur die Furcht vor Mißhandlungen habe ſie vermocht, nicht zu fliehen, ſondern ſich bei ihrer Freundin, der Marquiſe d'Auneuil, zu verbergen. Sie glaube ihre Unſchuld gar nicht einmal betheuern zu dürfen, denn betrachte man ihr ganzes Leben, ihre Sinnesart, ſo ſey es Wahnſinn, ſie ſolch einer gräßlichen That für fähig zu achten. Von der ſtrengſten Unterſuchung habe ſie daher nichts zu fürchten, ſondern nur zu hoffen gehabt, daß das Gewebe der verächtlichſten Bosheit oder unbegreiflicher Irrungen zerriſſen werden, und ſie frei da ſtehen müſſe, von der Schuld gereinigt, ohne daß ihre Gegenwart bei dem Verfahren nöthig. Anders ſtehe nun aber die Sache, da ihr Beichtvater, der Auguſtiner Charoſt, der Mitſchuld angeklagt worden. Jetzt müſſe ſie gleiches Schickſal mit dem theilen, deſſen Tugend und Frömmigkeit die beſte Schutzwehr ſey gegen jeden verruchten Frevel. In der Glorie ſeiner Schuldloſigkeit werde ſie erſt die Wonne wiedererlangter Freiheit fühlen und darum ſcheue ſie nicht mehr den Kerker.

Charoſt erhob mild lächelnd den Blick gen Himmel, als man ihn mit der wider ihn gerichteten Anklage bekannt machte. Ohne ſich auf viele Betheurungen ſeiner Unſchuld einzulaſſen, begnügte er ſich

zu sagen, daß er die Anklage, die der Lügengeist der Hölle selbst erfunden, für eine neue Prüfung halte, die ihm der Himmel auferlegt, und der er sich in Demuth unterwerfen müsse.

Unerachtet durch jene Aussagen der Mägde, die mit allen ausgemittelten Nebenumständen in vollem Zusammenhange standen, das Verbrechen so gut als erwiesen schien, blieben beide, die Marquise und Charost, bei der Versicherung ihrer Unschuld stehen. Diese Festigkeit, das ruhige, gleichmüthige Betragen bei allen unzähligen Verhören, das sonst für die Schuldlosigkeit der Angeklagten spricht, diente den Richtern nur dazu, die Marquise und Charost der tiefsten, abscheulichsten Heuchelei zu zeihen.

Diese Stimmung der Richter theilte sich allen, die sonst die Marquise hoch verehrt hatten, ja selbst dem Volke, mit. Als die Gerichtsdiener sich im Schloß Nerbonne befanden, um alles dort in Beschlag zu nehmen, drangen eine Menge Menschen, die herbeigelaufen, ein, zerschlugen Fenster, Thüren, Geräthschaften, verwüsteten das ganze Schloß, das einer Ruine glich.

Vergebens blieb alles Mühen, den Leichnam des Marquis de la Pivardière aufzufinden, und auf diesen Umstand beriefen sich die Vertheidiger der Angeklagten, um darzuthun, daß der Zeugen-Aussagen ungeachtet, der Beweis der That gegen die Marquise und Charost nicht vollständig geführt sey. Dies gab nun den Gerichtspersonen, die mit ungewöhnlichem Eifer die Spur des Verbrechens verfolgten, Anlaß,

noch einmal in der Nähe des Schloſſes überall, wo es nur denkbar ſchien, daß der Leichnam verſcharrt ſeyn könnte, die Erde durchwühlen zu laſſen. Bonnet hatte ſich nämlich nun einmal in den Kopf geſetzt, daß die Mörder den Leichnam des Marquis ganz nahe dem Schloſſe vergraben haben müßten.

Ein ſeltſames Gerücht verbreitete ſich. Man ſagte nämlich, daß, als Bonnet eben im Begriff geweſen, irgendwo nachgraben zu laſſen, um den Leichnam aufzufinden, ihm der Marquis leibhaftig erſchienen ſey und mit fürchterlicher Stimme zugerufen habe, er ſolle ſich nicht unterfangen, den unter der Erde zu ſuchen, dem der Himmel die Gunſt ſolcher Ruhe nicht verliehen. Dann (ſo fügte man hinzu) habe der Geiſt des Marquis mit ſchrecklichen Worten die Marquiſe und Charoſt des Mordes angeklagt. Voll Entſetzen ſey Bonnet entflohen.

Mochte es nun mit der Erſcheinung des Marquis eine Bewandtniß haben, welche es wollte, ſo viel war gewiß, daß Bonnet in eine ſchwere Krankheit verfiel und in kurzer Zeit ſtarb.

Das Gericht zu Chatillon hielt die Zuſammenſtellung der Marquiſe mit Charoſt für nöthig. Die Marquiſe erſchien vor den Schranken, mit der Ruhe und Faſſung, die ſie ſtets behauptet; als aber Charoſt hineingeführt wurde, da ſtürzte ſie ganz jammer- und verzweiflungsvoll ihm zu Füßen und ſchrie mit einer Stimme, die das Herz zerſchnitt: „Mein Vater — mein Vater! — warum ſtraft mich der Himmel ſo ſchrecklich? — Gibt es droben eine Se-

ligkeit, die dieſe Qualen wegtilgt? — Ihr meinethalben des ſcheuslichſten Verbrechens angeklagt? — Ihr meinethalben zum ſchmachvollen Tode geführt? — Aber nein, nein! — Es wird, es muß ein Wunder geſchehen! — Auf der Richtſtätte öffnet ſich über euch die Glorie des Himmels — verklärt ſteigt ihr empor, alles Volk ſinkt anbetend nieder." — „Beruhigt euch," ſprach Charoſt, indem er ſich bemühte, die Marquiſe aufzurichten, „beruhigt euch, Frau Marquiſe! Es iſt eine harte Prüfung, die der Himmel über uns verhängt. Sagt nicht, daß ich eurethalben ſterbe, nein, nur ein gleiches Geſchick bringt uns vielleicht beiden den Tod. Seyd ihr denn nicht eben ſo frei von Schuld, als ich?"

„Nein nein," rief die Marquiſe heftig, „nein nein, ich ſterbe ſchuldig. O mein Vater! Ihr hattet Recht, weltliche Rache ergreift die Verbrecherin!"

Das Gericht glaubte in dieſen Worten der Marquiſe ein Geſtändniß der That zu finden und drang aufs Neue in ſie, nun nicht länger mit der Wahrheit zurückzuhalten, die ihr ſonſt die Marter der Tortur entreißen müſſe.

Da wiederholte die Marquiſe, indem ſie plötzlich Faſſung und Ruhe gewonnen, daß ſie an der That unſchuldig ſey, daß ſie auch keine Ahnung davon habe, auf welche Weiſe der Marquis ſpurlos verſchwunden.

Charoſt betheuerte ebenfalls in den rührendſten Ausdrücken, daß die Marquiſe eben ſo frei von Schuld ſey, als er ſelbſt, und daß, wenn ſie ſich

vielleicht in anderer Hinsicht schuldig fühle, er ein Vergehen ahne, das keiner weltlichen Rüge unterliegen könne.

Auch diese Aeußerung des Geistlichen fand das Gericht sehr zweideutig und verdächtig. Man beschloß, zur Tortur zu schreiten.

Die Marquise im Entsetzen verstummt, schien ein lebloses Bild; Charost erklärte, daß, wenn irdische Schwachheit so viel über ihn vermögen könne, daß er irgend eine Unthat gestehen sollte, er im voraus dies Geständniß, welches ihm die Qual entrissen, als falsch widerrufen müsse.

Beide, die Marquise und Charost, sollten abgeführt werden; da entstand draußen ein Geräusch, die Thüren des Gerichtssaals öffneten sich, und herein trat — der ermordet geglaubte Marquis de la Pivardière!

Nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Marquise und Charost geworfen, trat er vor die Schranken und erklärte den Richtern, wie er glaube, nicht besser darthun zu können, daß er nicht ermordet, als indem er sich dem Gericht persönlich darstelle.

Zu gleicher Zeit überreichte er einen von dem Richter zu Romorantin aufgenommenen Akt, nach welchem er von mehr als zweihundert Personen wirklich für den Marquis de la Pivardière anerkannt worden war. Am Fest des heiligen Antonius war er, gerade während der Vesper, in die Kirche zu Jeu getreten, und seine Erscheinung hatte die ganze Gemeinde in Schrecken gesetzt, da alle auf den ersten

Blick den ermordet geglaubten Marquis de la Pivardière erkannten und ein Gespenst zu sehen meinten. Außerdem hatten die Augustiner zu Miseray, so wie die Amme seiner Tochter, bezeugt, daß er wirklich kein anderer sey, als der Marquis.

Von den Richtern dazu aufgefordert, erzählte er die Art, wie er aus dem Schlosse verschwunden, auf das Genaueste.

Vor Unruhe und Bestürzung konnte der Marquis in jener verhängnißvollen Nacht nicht einschlafen. Auf den Glockenschlag zwölf Uhr hörte er an das Thor des Schlosses pochen und eine bekannte Stimme rufen: „Herr Marquis — Herr Marquis — öffnet, wir kommen euch zu retten, aus einer Gefahr, die euch droht!“ Er stand auf und fand vor der Thüre den François Marsau aus Jeu, mit zwei Männern, von denen der eine mit einer Flinte, der andere aber mit einem Säbel bewaffnet war. Marsau sagte dem Marquis, daß bei ihm Gerichtsdiener eingekehrt wären, die den Befehl hätten, ihn auf Anlaß einer von der Pillard wegen Eheversprechens erhobenen Klage zu verhaften, und daß nur schleunige Flucht ihn retten könne.

Der Marquis, aufgeregt durch den Vorfall am Abend, sah sich verloren; er mußte strenge Strafe befürchten wegen des Attentats doppelter Ehe; er sah sich verlassen, ausgestoßen von der Marquise, und entschloß sich, auf der Stelle zu fliehen. Sein Pferd war lahm; der Mantel, die Reitstiefeln, seine Pistolen, alles dies konnte seine schnelle Flucht nur

hindern. Zu Fuße folgte er dem Marſan und den beiden Männern, die ihn gegen jeden Angriff zu ſchützen verſprachen. Er kam glücklich durch Jen und in Sicherheit. Noch in dem Zimmer, als der Marquis beſchäftigt war, das Nothwendigſte einzupacken, ging dem einen der Männer das Gewehr los; der Marquis hörte Tritte nahen und die Thüre des Zimmers wurde geöffnet. Der Marquis ſchlug ſie aber wieder zu, und floh, als es im Schloſſe wieder ruhig geworden. Raſtlos ſchwärmte der Marquis im Lande umher, ohne einen Aufenthalt finden zu können, wo er ſich ſicher glaubte. Auf dieſen Streifereien kam er nach Flavigny, und hier erſt erfuhr er, daß die Marquiſe und Charoſt angeklagt worden, ihn ermordet zu haben. Von dieſer Nachricht erſchüttert, beſchloß er, zurückzukehren in die Heimath, und ſo, die eigene Gefahr nicht achtend, die abſcheuliche Anklage zu widerlegen. Auch konnte er wohl glauben, daß ſich nun ſein Verhältniß mit der Marquiſe, wenn ſie durch ihn der Schmach und dem Tode entronnen, ganz anders geſtalten werde. Nicht fern von dem Schloſſe Nerbonne traf er auf Bonnet, wie er nach dem Leichnam des Marquis nachgraben ließ. Der Marquis rief ihm zu, daß er nicht nöthig habe, den unter der Erde zu ſuchen, der noch über der Erde wandle, und forderte ihn auf, einen Akt aufzunehmen über ſein Erſcheinen. Statt deſſen warf ſich aber Bonnet aufs Pferd und floh, ſo ſchnell er konnte. Der Gerichtsſchreiber folgte ſeinem Beiſpiel, und nur die beiden Bauern aus

Nerbonne, die Bonnet mitgenommen, um zu graben, hielten Stich und erkannten ihren Herrn. Als der Marquis zu seinem Schreck, zu seinem Entsetzen, statt des Schlosses Nerbonne eine Ruine fand, begab er sich nach Jeu, besorgte zu Romorantin den Akt seines Anerkenntnisses und kam dann nach Chatillon, um sich dem Gerichte darzustellen.

Man hätte denken sollen, daß die Rückkehr des Marquis der ganzen Anklage der Marquise und ihres Beichtvaters hätte ein Ende machen müssen; dies war aber nicht der Fall, und konnte nicht der Fall seyn. Außerdem, daß die Aussagen der beiden Mädchen noch in ihrer Kraft blieben, so trug auch die Erzählung des Marquis viel Unwahrscheinliches in sich; vorzüglich schien aber das Benehmen der Marquise gar befremdend. Ohne Ueberraschung, oder Erstaunen zu zeigen, betrachtete sie den angeblichen Marquis mit durchdringendem Blick, und ein bitteres, verhöhnendes Lächeln ließ besondere Dinge ahnen, die in ihrer Seele vorgingen. Man konnte glauben, daß sie das Erscheinen einer Person, die den Marquis de la Pivardière spielen sollte, vorher gewußt, und daß sie nur gespannt war, wie die Figur, die freilich, was Ansehen, Sprache, Gang, Stellung betrifft, ganz der Marquis schien, ihre Rolle spielen würde.

Anders hatte sich Charost benommen, der, so wie der angebliche Marquis eintrat, mit gefalteten Händen den Blick gen Himmel erhob, und zu beten schien.

Das Gericht ließ die Marquise nebst Charost ins Gefängniß zurückführen, und beschloß durch die

ſtrengſte, genaueſte Unterſuchung Rückſichts des angeblichen Marquis de la Pivardière die Wahrheit zu erforſchen, unerachtet jener Akt des Richters zu Romorantin die Sache zu entſcheiden ſchien.

Noch in friſchem Andenken war ein Betrüger, der, die auffallende Aehnlichkeit mit einem gewiſſen Martin Guere nutzend, ſich für dieſen ausgab, und drei Jahre hindurch eine ganze Stadt, ja ſelbſt Frau und Kinder des Guere täuſchte, bis dieſer ſelbſt zurückkam und ſo ſich der Betrug offenbarte, den der Verbrecher mit dem Tode büßte.

Man fing damit an, den angeblichen Marquis den beiden verhafteten Mägden, der Mercier und der Lemoine, vorzuſtellen, die beide einſtimmig behaupteten, daß die ihnen vorgeſtellte Perſon keineswegs der Marquis de la Pivardière ſey, wiewohl er große Aehnlichkeit mit denſelben habe. Neuer Verdachtsgrund wider die Marquiſe und Charoſt!

Es würde ermüdend ſeyn, alle die Maßregeln zu erwähnen, die das Gericht nun noch nahm, um zu erforſchen, in wie fern die Perſon, die ſo unerwartet als Marquis de la Pivardière aufgetreten, wirklich derſelbe ſey. Es genügt, die entſcheidende Ausmittelung zu erwähnen, welche zu Valence erfolgte. Hier lebten in dem Kloſter der Urſuliner-Nonnen zwei Schweſtern des Marquis, und auch die Aebtiſſin des Kloſters hatte ihn von früheſter Jugend auf gekannt. Dieſe drei Perſonen hegten auch nicht den mindeſten Zweifel gegen die Perſon des Marquis, nachdem ſie drei Wochen mit ihm zuſammen-

gewesen, und er selbst sie auf die kleinsten, unbedeutendsten Züge aus ihrem Jugendleben gebracht hatte.

Daß die völlige Gleichheit der Handschrift des angeblichen Marquis mit dem wirklichen, daß gewisse eigenthümliche Gewohnheiten, nur von den vertrautesten Freunden bemerkt, jenen Anerkenntnissen von mehr als dreihundert Personen noch mehr Gewicht gaben, ist gewiß.

Genug! — nach allen Regeln des Rechts mußte das Gericht annehmen, daß der Beweis über die Person des Marquis de la Pivardière auf das Vollständigste geführt sey.

Nicht des Mordes irgend einer Person im Allgemeinen, sondern der Ermordung des Marquis de la Pivardière waren aber die Marquise und Charost angeklagt; wurde daher das Leben des Marquis vollkommen nachgewiesen, so mußte jene Anklage falsch seyn. Auf diesen bündigen Schluß stützten die Gerichte die völlige Freisprechung der angeklagten Personen.

War aber ferner jene Anklage falsch, so mußten die Personen, auf deren Aussage sich dieselbe bezog, falsch Zeugniß abgelegt haben. Dies gab Anlaß zum Verfahren gegen die Catharine Lemoine und die Marguerite Mercier.

Wer hätte beide nicht der Arglist und Bosheit anklagen sollen, und doch waren sie unschuldig!

Die Mercier wurde in jener Nacht durch das Klopfen am Schloßthor geweckt. Sie stand auf, weckte die Lemoine und beide sahen durchs Fenster,

wie eben drei Personen in die Thüre des Schlosses traten, wovon zwei mit einer Flinte und mit einem Säbel bewaffnet waren. Sie konnten dies im Schimmer eines Lichts, der aus der geöffneten Thüre hervorbrach, deutlich erkennen. Bald darauf hörten sie ein Geräusch im Zimmer des Marquis, eine klagende Stimme, und dann einen Schuß; darauf wurde es still. Nun wagten sie sich heraus auf den Gang; hier begegneten sie dem Hybert, der ganz verstört und außer sich schein und sie zurücktrieb in ihre Kammer, da sie sonst ermordet werden könnten. Am andern Morgen, als der Marquis verschwunden, vertraute ihnen Hybert, daß er, als der Schuß gefallen, nach dem Zimmer des Marquis gelaufen und eindringen wollen. Er sey aber hinausgedrängt und die Thüre zugeschlagen worden. Er habe indessen in der Stube die Marquise und Charost sehr deutlich bemerkt, und der Marquis habe in seinem Blute schwimmend auf der Erde gelegen. Gewiß sey es, daß der Marquis ermordet, und sein Leichnam von den beiden fremden Männern weggebracht worden sey. Nur eine Sylbe davon zu sprechen, bringe sie aber alle in Gefahr, da sie ganz gewiß als Mitschuldige des Mordes angesehen werden würden. Die Lemoine hatte bemerkt, wie die Marquise an jenem Abend mit zwei bewaffneten Männern gesprochen, und erwägten nun alle drei den von der Marquise geäußerten Haß gegen den Marquis, ihre drohenden Worte, und dann das unerklärliche Verschwinden des Marquis: so war es wohl natürlich, daß das,

was Hybert wirklich gesehen haben wollte, den Ausschlag gab, und alle drei fest in ihrer Seele überzeugt waren, daß die Marquise und Charost den Marquis habe ermorden und den Leichnam fortbringen lassen.

Nur dem, der als geübter Schauspieler im Leben auftritt, möchte es wohl gelingen, den Eindruck irgend einer entsetzlichen That ganz im Innern zu verschliessen; Leuten, wie Hybert, die Lemoine, die Mercier, bleibt es unmöglich; daher kamen jene zweideutigen, verdächtigen Aeußerungen, die das böse Gerücht wider die Marquise und Charost erzeugten und zuletzt die Anklage veranlaßten.

Bonnet war (wie es kein Richter seyn soll) leidenschaftlich im höchsten Grade, voller Vorurtheile, befangen in jeder Art, und noch dazu mit der Familie des Augustiners Charost verfeindet.

Er ging von der festen Ueberzeugung aus: die Marquise lebte mit Charost im verbotenen Liebesverständniß; ganz unerwartet und sehr zu unrechter Zeit kommt der Marquis zurück, und sein Benehmen entflammt noch mehr den Haß der Marquise und läßt sie jedes Mittel ergreifen, ihn fortzuschaffen. Der Mord wird beschlossen und ausgeführt. Es ist unmöglich, daß ohne Wissenschaft und Mitwirkung der Dienerschaft die That geschehen konnte; diese müssen von allen Umständen unterrichtet seyn.

Bonnet nahm hiernach keinen Anstand, die Mercier und die Lemoine mit dem Tode zu bedrohen, wenn sie nicht alles gestehen würden, und fragte

alles aus ihnen heraus, was er nur wollte. Die Methode dabei ist sehr leicht.

„Hast du," fragte z. B. Bonnet, „hast du nicht selbst gesehen, wie Charost über den Marquis herfiel?" — „Nein, mein Herr," antwortete die Befragte, „das habe ich nicht gesehen."

„Gestehe," donnerte Bonnet heraus, „oder du wirst augenblicklich gehängt!" — „Ja ja," spricht jetzt das arme Ding in der entsetzlichsten Angst, „Charost fiel her über den Marquis ꝛc."

Mehrere Personen, welche beide, die Lemoine und die Mercier im Gefängnisse gesprochen hatten, beurkundeten, daß die Mädchen über Bonnets Verfahren bitter geklagt und gewünscht, vor einen andern Richter gestellt zu werden, damit sie die Wahrheit sagen könnten, nämlich daß sie den Mord nur vermuthet. Was aber wichtiger einwirkte, Breton, der Gerichtsschreiber, mußte zugestehen, daß Bonnet ganz so, wie es die beiden Mädchen behaupteten, verfahren; ja daß er einmal, als die Mercier irgend einen Umstand, den er im Kopfe ausgebrütet, nicht gestehen wollen, ein Messer aus der Tasche gezogen und gedroht, ihr augenblicklich die Finger abzuschneiden, wenn sie nicht gestehen werde. Noch mehr! — Schließer und Schließerin des Gefängnisses, wo die Mädchen saßen, mußten ihnen, so hatte es Bonnet verordnet, den ganzen Tag über wiederholen, daß sie gehängt werden würden, wenn sie das Mindeste von dem, was sie ausgesagt, zurücknehmen. Dies

veranlaßte auch, daß sie anfangs den zurückgekehrten Marquis nicht anerkennen wollten.

Merkwürdig genug war es auch, daß die kleine Pivardière, die ihren Vater augenblicklich wieder erkannte, versicherte, sie wisse nicht, wie sie dazu gekommen, das alles dem Herrn von Preville so zu sagen, wie er es ihr nachgesprochen. Aber sie sey so scharf befragt worden, so in Angst gerathen, und in der That habe sie auch jene Nacht in einem andern Zimmer geschlafen ꝛc.

Ganz Paris, das von der Unthat der Marquise erfüllt gewesen, feierte jetzt ihren Triumph, und gerade diejenigen, die sie am schonungslosesten verdammt hatten, ohne an die Möglichkeit ihrer Unschuld zu denken, erschöpften sich jetzt in dem übertriebensten Lob. Der Graf von Saint Hermine, der den ermordeten Marquis de la Pivardière als einen rechtschaffenen, tapfern Mann bedauert hatte, erklärte jetzt, da er lebte, daß er ein großer Taugenichts sey, der der gerechten Strafe nicht entgehen werde.

Die thätige Herzogin d'Aiguisseau übernahm es, der Marquise die Glückwünsche der pariser Welt zu überbringen, und sie dorthin einzuladen, um aufs neue die Zirkel zu beleben, in denen sie sonst geglänzt.

Sie fand die Marquise von tiefem Gram entstellt, und in jener theilnahmlosen Ruhe, die von gänzlicher Entsagung zeugt. „Was sprecht ihr!“ rief die Herzogin ganz bestürzt, als die Marquise versicherte, sie wäre nicht schuldlos gestorben, sondern hätte ein Verbrechen mit dem Tode gebüßt. „Ich

halte es.“ erwiederte die Marquiſe, indem ein düſteres Feuer in ihren Augen aufflammte, „ich halte es nicht für möglich, daß ihr, Frau Herzogin, an ein Verbrechen denken könnt, das nur ſündigt gegen irdiſches Geſetz? — Ach ich liebte ihn, — ich liebte ihn noch, als er zu mir trat, ein Bote des Himmels mich zu verſöhnen mit der ewigen Macht; und dieſe Liebe, nur dieſe Liebe war mein Verbrechen!“

Viele, ſehr viele hätten die Marquiſe nicht verſtanden. Auch die Herzogin verſtand ſie nicht, und war nicht wenig betreten, den Pariſern keine andere Nachricht von der Marquiſe mitbringen zu können, als daß ſie weit entfernt, in das bunte Gewühl der Welt zurückzukehren, ihre Tage in einem Kloſter zubringen wolle.

Dieſen Entſchluß führte die Marquiſe auch wirklich aus, ohne daß ſie zu bewegen geweſen, den Marquis wiederzuſehen. Auch Charoſt ſprach ſie nicht mehr, der im Glanze ſeiner Unſchuld und Frömmigkeit zurückkehrte in die Abtei zu Miſeray.

Der Marquis de la Pivardière nahm wieder Kriegsdienſte und fand bald in einem Gefecht mit Schleichhändlern ſeinen Tod.

Die Vision

auf dem

Schlachtfelde bei Dresden.

Auf den dampfenden Ruinen des Feldschlößchens stand ich und sah hinab in die mit blutigen Leichen, mit Sterbenden bedeckte Ebene. Das dumpfe Röcheln des Todeskampfes, das Gewinsel des Schmerzes, das entsetzliche Geheul wüthender Verzweiflung durchschnitt die Lüfte, und wie ein ferner Orkan brauste der Kanonendonner, die noch nicht gesättigte Rache furchtbar verkündend. Da war es mir, als zöge ein dünner Nebel über die Flur, und in ihm schwamm eine Rauchsäule, die sich allmählig verdickte zu einer finstern Gestalt. Näher und näher schwebend stand sie hoch über meinem Haupte, da regte uhd bewegte sich alles auf dem Schlachtfelde; zerrissene Menschen standen auf und streckten ihre blutigen Schädel empor, und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer! Ein wunderbarer rother Schein blitzte, wie aus der Tiefe der Erde fahrend, durch die Luft, und aus Osten und Westen kamen lange — lange Züge leuchtender Gerippe heran, in den knöchernen Fäusten Schwerdter tragend, und sie erhebend gegen die Gestalt — und immer wilder wurde das Geheul — entsetzlicher der Jammer! Aufs neue blitzte der rothe Schein aus tiefer Erde, und aus Mittag und

Mitternacht zogen zahllos die Gerippe heran mit glühenden Schwerdtern der Gestalt drohend. Und immer wilder und wilder wurde das Geheul, entsetzlicher der Jammer.

„Rache — Rache — unsere Qual über dich, blutiger Mörder!“ Aus den blutigen Augen der Leichname, aus den knöchernen Augenhöhlen der Gerippe schoßen Strahlen hinauf, die wie in emporflackernden Flammen die Gestalt erleuchteten. — Es war der Tyrann! — Er streckte seine Rechte aus über die Ebene und sprach:

„Was wollt ihr, Thörichte, bin ich nicht selbst die Rache, bin ich nicht selbst das Verhängniß, dem ihr dienend gehorchen müßt?“

Da schrieen die Stimmen von der Ebene herauf:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die hoch über dir schwebt — schaue über dich, Verblendeter!“

Aber der Tyrann senkte sein Haupt noch tiefer herab und sprach:

„Erkennt ihr mich? — ich bin der Tod!“

Da heulten noch wüthender die Stimmen:

„Verworfener! höhne nicht die Macht, die den Tod sendet. Schaue über dich!“

Doch nicht aufwärts richtete der Tyrann seinen Blick, sondern zur Erde starrend sprach er:

„Wahnsinnige! was sucht ihr über meinem Haupt? — über mir ist nichts! — öde ist der finstere Raum da droben, denn ich selbst bin die Macht der Rache und des Todes, und wenn ich meine

Arme ausstrecke über euch, verstummt euer Jammer, und ihr sinkt vernichtet in den Staub!"

Und als er dies gesprochen, streckte er seine Arme, wie im rothen Feuer glühende Sicheln weit über die Ebene, und es war, als öffne die Erde den schwarzen bodenlosen Abgrund, die Leichname und Gerippe versanken und ihr Geheul, ihr schneidender Jammer verhallte in der Tiefe. Da fuhr es herauf im tosenden Ungestüm wie eine Windsbraut, die Erde bebte, und in dem Sturme heulte und winselte die tiefe Klage von tausend Menschenstimmen. Nun quollen Blutstropfen aus der Tiefe, die das Wiesengrün färbten, und bald gleich rauschenden Bächen im schäumenden Strom zusammensprudelten, der über die Ebene brauste. Immer stärker, immer höher stürmten seine Wellen, und aus dem zischenden, gährenden Blut hob bald ein fürchterlicher riesiger Drache sein entsetzliches Haupt empor. Bald tauchte der glühende schuppige Schlangenleib aus den Blutwellen, und mit den schwarzen Fittigen gewaltig rauschend, daß, wie vor dem mächtigen Orkan, die Wälder sich beugten, flog der Drache auf in die Lüfte, und erfaßte den Tyrannen mit den spitzigen Krallen, die er tief in seine Brust eingrub. — Da schrie der Tyrann, von dem gräßlichen Schmerz gepackt, auf im Krampf der Verzweiflung, daß seine Stimme im heulenden Mißton durch des Sturmes Brausen gellte, aber es erscholl wie Posaunen von oben herab:

„Erdenwurm! der du dich erhoben aus dem

Staube — wähnteſt du nicht vermeſſen, die Macht zu ſeyn, die den Schmerz, die den Tod ſendet? — Erdenwurm, die Stunde der Erkenntniß, der Vergeltung iſt da! — Aus denen, die du opferteſt im frevelnden Hohn, wurde die Qual geboren, die dich zerfleiſcht im ewigen Jammer!"

Nun umſchlang, feſter und feſter ſein Gewinde ſchnürend, der Drache den Tyrannen, und überall gingen aus ſeinem Leibe ſpitze glühende Krallen hervor, die er wie Dolche in das Fleiſch des Tyrannen ſchlug. Da wand der Tyrann, wie durch namenloſe Folter verrenkt, das Haupt empor, und ſah über ſich die in blendendem Funkeln ſtrahlende Sonne, den Fokus des ewigen Verhängniſſes, und entſetzlicher, ſchneidender wurde der heulende Jammer:

„Erlöſung — Erlöſung von dieſer Qual — Tod — Ruhe in der tiefſten Tiefe der Erde!"

Da erſcholl aus dem Fokus aufs neue die Stimme im Poſaunenton:

„Entarteter! Verworfener! — die Erde iſt nicht deine Heimath, die dir Ruhe gibt, denn nur dem Menſchen, den du frech verhöhnteſt, iſt es vergönnt, in ihrem Schoße zu ruhen, bis er durchſtrahlt vom ewigen Lichte emporkeimt zum höhern Seyn, aber im öden Raum iſt dein Seyn ewige Qual."

„Ach, nur Linderung, nur Troſt in meinem Jammer," heulte der Tyrann.

„Schau herab," ſprach die Stimme: „ob du in eines Menſchen Bruſt Troſt für dich finden magſt, und deine Qual ſoll gelindert ſeyn!"

Da trug das Ungeheuer den Tyrannen tiefer herab zur Erde, und es rauschten im nächtlichen Dunkel finstere gräßliche Gestalten — Nero — Dschingiskhan — Tilly — Alba waren unter ihnen, sie schauten mit tiefem Entsetzen die Marter des Tyrannen und dumpf murmelten ihre Stimmen: „was ist unsere Qual gegen seine Marter, denn uns ward noch Trost von der Erde, der wir angehörten.“

Der Tyrann schaute um sich im wahnsinnigen Verlangen, aber öde blieb es auf der Ebene.

„Ist denn in keines Menschen Brust Trost für meine Qual!“ schrie er in gräßlicher Verzweiflung, aber seine Stimme verhallte in den weiten Gründen, und kein menschlicher Ton des Trostes auf der ganzen weiten Erde unterbrach das dumpfe Schweigen der furchtbaren Oede.

Da faßte ihn gewaltiger der Drache, und bohrte tiefer die glühenden Krallen in seine Brust, daß schrecklicher das Geheul seines namenlosen Jammers der wüthendsten Verzweiflung durch die Lüfte raste, aber aus dem Fokus strahlte die Posaunenstimme:

„Für dich kein Trost auf der Erde, der du im frevelnden Hohn entsagtest. Ewig ist die Vergeltung und deine Qual.“

Als ich, wie aus schwerem Traum erwacht, die Ruinen verließ; hatte sich schon tiefe Dämmerung über die Flur gelegt; der Raub schlich gierig spähend dem Morde nach — winselnde Sterbende wurden geplündert. Es hielt schwer durch den Schlag zu kommen, denn der Tumult herein- und heraus-

ziehender Soldaten drückte die Menschen zusammen. — Noch hallte die Stimme der ewigen Macht, die das Urtheil über den Verdammten gesprochen, in meiner Brust, als ich schon in friedlicher Wohnung von den Schrecknissen des Tages ausrastete. — Ruhiger wurde es endlich in meiner Seele, und bald war es mir, als sey das glänzende Sternbild der Dioskuren segensreich über der Erde aufgegangen, die erquickt den mütterlichen Schoß öffnete, um die Früchte des Friedens in nie versiegendem Reichthum zu spenden. Ich erkannte die strahlenden Helden, die Söhne der Götter: — Alexander und Friedrich Wilhelm!

Haimatochare.

Vorwort.

Nachfolgende Briefe, welche über das unglückliche Schicksal zweier Naturforscher Auskunft geben, wurden mir von meinem Freunde Adalbert von Chamisso mitgetheilt, als er eben von der merkwürdigen Reise zurückgekommen, in der er den Erdball anderthalbmal umkreist hatte. Sie scheint wohl öffentlicher Bekanntmachung würdig. — Mit Trauer ja mit Entsetzen gewahrt man, wie oft ein harmlos scheinendes Ereigniß die engsten Bande der innigsten Freundschaft gewaltsam zu zerreißen und da verderbliches Unheil zu verbreiten vermag, wo man das Beste, das Ersprießlichste zu erwarten sich berechtigt glaubte.

E. T. A. Hoffmann.

Anmerk. Im Jahre 1819 stand ich im Begriff, die Redaktion einer belletristischen Zeitung zu übernehmen. Ich theilte Hoffmann meinen Plan mit, und bat ihn um irgend einen Beitrag, die Zeitschrift damit zu beginnen. Er selbst, so schrieb er mir, hatte im Augenblick nichts fertig, was sich für dieselbe eignete, und sandte mir daher nachstehende Briefe, die ihm auf sein Ersuchen sein Freund Chamisso zur Veröffentlichung mitgetheilt. Hoffmann selbst schrieb obiges Vorwort dazu. Das projektirte Unternehmen kam aber nicht zu Stande, das Manuscript blieb bis jetzt unbenutzt in meinem Pulte liegen, und erst jetzt — da ich in Chamisso's Werken davon ebenfalls keinen Gebrauch gemacht finde — nehme ich die Gelegenheit wahr, das interessante Aktenstück zur Kunde des Publikums zu bringen. — Dieselbe Bewandniß hat es mit dem nachfolgenden Briefe des Kapellmeisters Johannes Kreisler.

J. Funck.

1.

An Se. Excellenz den Generalkapitain und Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Port Jackson, den 21. Juni 18..

Ew. Excellenz haben zu befehlen geruht, daß mein Freund, Herr Brougthon, mit der Expedition, die nach O-Wahu ausgerüstet wird, als Naturforscher mitgehe. Längst war es mein innigster Wunsch, O-Wahu noch einmal zu besuchen, da die Kürze meines letzten Aufenthalts mir nicht mehr gestattete, manche höchst merkwürdige naturhistorische Beobachtungen bis zu bestimmten Resultaten zu steigern. Doppelt lebhaft erneuert sich jetzt dieser Wunsch, da wir, ich und Herr Brougthon, durch die Wissenschaft, durch gleiches Forschen auf das engste verkettet, schon seit langer Zeit gewohnt sind, unsere Beobachtungen gemeinschaftlich anzustellen, und durch augenblickliches Mittheilen derselben uns an die Hand zu gehen. Ew. Excellenz bitte ich daher, es genehmigen zu wollen, daß ich meinen Freund Brougthon auf der Expedition nach O-Wahu begleite.

Mit tiefem Respekt ꝛc. ꝛc.

J. Menzies.

N.S. Mit den Bitten und Wünschen meines Freundes Menzies vereinigen sich die meinigen, daß Ew. Excellenz geruhen möchten, ihm zu erlauben, mit mir nach O-Wahu zu gehen. Nur mit ihm, nur wenn er mit gewohnter Liebe meine Bestrebungen theilt, vermag ich das zu leisten, was man von mir erwartet.

A. Brougthon.

2.

Antwort des Gouverneurs.

Mit innigem Vergnügen bemerke ich, wie Sie, meine Herren, die Wissenschaft so innig mit einander befreundet hat, daß aus diesem schönen Bunde, aus diesem vereinten Streben sich nur die reichsten, herrlichsten Resultate erwarten lassen. Aus diesem Grunde will ich auch, unerachtet die Bemannung der Diskovery vollständig ist und das Schiff wenig Raum hat, dennoch erlauben, daß Herr Menzies der Expedition nach O-Wahu folge, und ertheile in diesem Augenblick deshalb dem Capitain Bligh die nöthigen Befehle.

(Gez.) Der Gouverneur.

3.

J. Menzies an R. Johnstone in London.

Am Bord der Diskovery, den 2. Juli 18..

Du hast Recht, mein lieber Freund, als ich dir das letztemal schrieb, war ich wirklich heimgesucht

von einigen ſpleenliſchen Anfällen. Das Leben auf Port Jackſon machte mir die höchſte Langeweile, mit ſchmerzlicher Sehnſucht dachte ich an mein herrliches Paradies, an das reizende O-Wahu, das ich erſt vor Kurzem verlaſſen. Mein Freund Brougthon, ein gelehrter und dabei gemüthlicher Menſch, war der einzige, der mich aufzuheitern und empfänglich für die Wiſſenſchaft zu erhalten vermochte, aber auch er ſehnte ſich, wie ich, hinweg von Port Jackſon, das unſerm Forſchungstrieb wenig Nahrung darbieten konnte. Irre ich nicht, ſo ſchrieb ich dir ſchon, daß dem Könige von O-Wahu, Namens Teimotu, ein ſchönes Schiff verſprochen worden, das zu Port Jackſon gebaut und ausgerüſtet werden ſollte. Dies war geſchehen, Capitain Bligh erhielt den Befehl, das Schiff hinzuführen nach O-Wahu, und ſich dort einige Zeit aufzuhalten, um das Freundſchaftsbündniß mit Teimotu feſter zu knüpfen. Wie klopfte mein Herz vor Freude, da ich glaubte, daß ich unfehlbar mitgehen würde; wie ein Blitz aus heiterer Luft traf mich aber der Ausſpruch des Gouverneurs, daß Brougthon ſich einſchiffen ſolle. Die Diskovery, zur Expedition nach O-Wahu beſtimmt, iſt ein mittelmäßiges Schiff, nicht geeignet, mehr Perſonen aufzunehmen, als die nöthige Bemannung; um ſo weniger hoffte ich mit dem Wunſch, Brougthon begleiten zu dürfen, durchzudringen. Der edle Menſch, mir mit Herz und Gemüth auf das innigſte zugethan, unterſtützte indeſſen dieſen Wunſch ſo kräftig, daß der Gouverneur ihn bewilligte. Aus der Ueber-

ſchrift des Briefs ſiehſt du, daß wir, Brougthon und ich, bereits die Reiſe angetreten.

O des herrlichen Lebens, das mir bevorſteht! — Mir ſchwillt die Bruſt von Hoffnung und ſehnſüchtigem Verlangen, wenn ich daran denke, wie täglich, ja ſtündlich die Natur mir ihre reiche Schatzkammer aufſchließen wird, damit ich dieſes, jenes nie erforſchte Kleinod mir zueignen, mein nennen kann, das nie geſehene Wunder!

Ich ſehe dich ironiſch lächeln über meinen Enthuſiasmus, ich höre dich ſprechen: „Nun ja, einen ganzen neuen Swammerdamm in der Taſche, wird er zurückkehren; frage ich ihn aber nach Neigungen, Sitten, Gebräuchen, nach der Lebensweiſe jener fremden Völker, die er geſehen, will ich recht einzelne Details wiſſen, wie ſie in keiner Reiſebeſchreibung ſtehen, wie ſie nur von Mund zu Mund nacherzählt werden können, ſo zeigt er mir ein paar Mäntel und ein paar Korallenſchnüre und vermag ſonſt nicht viel zu ſagen. Er vergißt über ſeine Milben, ſeine Käfer, ſeine Schmetterlinge, die Menſchen!“ —

Ich weiß, du findeſt es ſonderbar, daß mein Forſchungstrieb gerade zu dem Reiche der Inſekten ſich hingeneigt, und ich kann dir in der That nichts anders darauf antworten, als daß die ewige Macht nun gerade dieſe Neigung ſo in mein Innerſtes hineingewebt hat, daß mein ganzes Ich ſich nur in dieſer Neigung zu geſtalten vermag. Nicht vorwerfen darfſt du mir aber, daß ich über dieſen Trieb, der dir ſeltſam erſcheint, die Menſchen, oder gar

Verwandte, Freunde vernachläßige, vergeſſe. — Niemals werde ich es dahin bringen, es jenem alten holländiſchen Obriſtlieutenant gleich zu thun, der — doch um dich durch den Vergleich, den du dann zwiſchen dieſem Alten und mir anſtellen mußt, zu entwaffnen, erzähle ich dir die merkwürdige Hiſtorie, die mir eben in den Sinn kam, ausführlich. Der alte Obriſtlieutenant (ich machte in Königsberg ſeine Bekanntſchaft) war, was Inſekten betrifft, der eifrigſte, unermüdetſte Naturforſcher, den es jemals gegeben haben mag. Die ganze übrige Welt war für ihn todt, und wodurch er ſich der menſchlichen Geſellſchaft allein nur kund that, das war der unausſtehlichſte, lächerlichſte Geiz und die fixe Idee, daß er einmal mittelſt eines Weißbrods vergiftet werden würde. Irre ich nicht, ſo heißt dieß Weißbrod im deutſchen Semmel. Ein ſolches Brod backte er ſich jeden Morgen ſelbſt, nahm es, war er zu Tiſche gebeten, mit, und war nicht dahin zu bringen, ein anderes Brod zu genießen. Als Beweis ſeines tollen Geizes mag dir der Umſtand genügen, daß er, ſeines Alters unerachtet, ein rüſtiger Mann, Schritt für Schritt mit weit von dem Leibe weggeſtreckten Armen auf den Straßen einherging, damit — die alte Uniform ſich nicht abſcheure, ſondern fein konſervire! — Doch zur Sache! — Der Alte hatte keinen Verwandten auf der ganzen Erde, als einen jüngern Bruder, der in Amſterdam lebte. Dreißig Jahre hatten die Brüder ſich nicht geſehen; da machte der Amſterdamer, von dem Verlangen getrieben, den

Bruder noch einmal wiederzusehen, sich auf den Weg nach Königsberg. Er tritt ein in das Zimmer des Alten. Der Alte sitzt an dem Tische, und betrachtet, das Haupt hinübergebeugt, durch eine Lupe einen kleinen, schwarzen Punkt auf einem weißen Blatt Papier. Der Bruder erhebt ein lautes Freudengeschrei, er will dem Alten in die Arme stürzen, der aber, ohne das Auge von dem Punkt zu verwenden, winkt ihm mit der Hand zurück, gebietet ihm mit einem wiederholten: St — St — St — Stillschweigen. „Bruder," ruft der Amsterdamer, „Bruder, was hast du vor! — Georg ist da, dein Bruder ist da, aus Amsterdam hergereist, um dich, den er seit dreißig Jahren nicht sah, noch wiederzusehen in diesem Leben!" Aber unbeweglich bleibt der Alte und lispelt: St — St — St — Thierchen stirbt! — Nun bemerkt der Amsterdamer erst, daß der schwarze Punkt ein kleines Würmchen ist, das sich in den Convulsionen des Todes krümmt und windet. Der Amsterdamer ehrt die Leidenschaft des Bruders, setzt sich still neben ihn hin. Als nun aber eine Stunde vergeht, während der Alte auch nicht mit einem Blicke sich um den Bruder kümmert, springt dieser ungeduldig auf, verläßt mit einem derben holländischen Fluch das Zimmer, setzt sich auf zur Stelle und kehrt zurück nach Amsterdam, ohne daß der Alte auch von allem nur die mindeste Notiz nimmt! — Frage dich selbst, Eduard, ob ich, träteſt du plötzlich hinein in meine Kajüte, und fändeſt mich vertieft in die Betrachtung irgend eines merkwürdi-

gen Inſekts, ob ich dann das Inſekt unbeweglich anſchauen, oder dir in die Arme ſtürzen würde?

Du magſt, mein lieber Freund, denn auch daran denken, daß das Reich der Inſekten gerade das wunderbarſte, geheimnißvollſte in der Natur iſt. Hat es mein Freund Brougthon mit der Pflanzen- und mit der vollkommen ausgebildeten Thierwelt zu thun, ſo bin ich angeſiedelt in der Heimath der ſeltſamen, oft unerforſchlichen Weſen, die den Uebergang, die Verknüpfung zwiſchen beiden bilden. — Doch! — ich höre auf, um dich nicht zu ermüden, und ſetze nur noch, um dich, um dein poetiſches Gemüth ganz zu beſchwichtigen, ganz mit mir auszuſöhnen, hinzu, daß ein deutſcher geiſtreicher Dichter die in den ſchönſten Farbenſchmelz geputzten Inſekten freigewordene Blumen nennt. Erlabe dich an dieſem ſchönen Bilde!

Und eigentlich, warum ſag' ich ſo viel, um meine Neigung zu rechtfertigen? Geſchah es nicht, um mich ſelbſt zu überreden, daß mich blos der allgemeine Drang des Forſchens unwiderſtehlich nach O-Wahu treibt, daß es nicht vielmehr eine ſonderbare Ahnung irgend eines unerhörten Ereigniſſes iſt, dem ich entgegengehe? Ja, Eduard, eben in dieſem Augenblick erfaßt mich dieſe Ahnung mit ſolcher Gewalt, daß ich nicht vermögend bin, weiter zu ſchreiben! Du wirſt mich für einen närriſchen Träumer halten, aber es iſt nicht anders; deutlich ſteht es in meiner Seele, daß mich in O-Wahu das größte Glück oder unvermeidliches Verderben erwartet!

Dein treueſter ꝛc. ꝛc.

4.

Derselbe an denselben.

Hanaruru auf O-Wahu, den 12. Dezember 18..

Nein! ich bin kein Träumer, aber es gibt Ahnungen — Ahnungen, die nicht trügen! — Eduard, ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne, auf den höchsten Punkt des Lebens gestellt. Aber wie soll ich dir alles erzählen, damit du meine Wonne, mein unaussprechliches Entzücken ganz fühlst? — ich will mich fassen, ich will versuchen, ob ich im Stande bin, dir das alles, wie es sich zutrug, ruhig zu beschreiben.

Unsern Hanaruru, König Teimotus Residenz, wo er uns freundlich aufgenommen, liegt eine anmuthige Waldung. Dorthin begab ich mich gestern, als schon die Sonne zu sinken begann. Ich hatte vor, wo möglich einen sehr seltenen Schmetterling (der Name wird dich nicht interessiren) einzufangen, der nach Sonnenuntergang seinen irren Kreislauf beginnt. Die Luft war schwül, von wollüstigem Aroma duftender Kräuter erfüllt. Als ich in den Wald trat, fühlte ich ein seltsam süßes Bangen, mich durchbebten geheimnißvolle Schauer, die sich auflösten in sehnsüchtige Seufzer. Der Nachtvogel, nach dem ich ausgegangen, erhob sich dicht vor mir, aber kraftlos hingen die Arme herab, wie starrsüchtig vermochte ich nicht von der Stelle zu gehen, nicht den Nachtvogel zu verfolgen, der sich fortschwang in den Wald.

Da wurde ich hineingezogen, wie von unsichtbaren Händen, in ein Gebüsch, das mich im Säuseln und Rauschen wie mit zärtlichen Liebesworten ansprach. Kaum hinein getreten, erblicke ich — o Himmel! — auf dem bunten Teppiche glänzender Taubenflügel liegt die niedlichste, schönste, lieblichste Insulanerin, die ich jemals gesehen! Nein, nur die äußern Contoure zeigten, daß das holde Wesen zu dem Geschlechte der hiesigen Insulanerinnen gehörte. Farbe, Haltung, Aussehen, alles war sonst anders. Der Athem stockte mir vor wonnevollem Schreck. Behutsam näherte ich mich der Kleinen. Sie schien zu schlafen; ich faßte sie, ich trug sie mit mir fort; das herrlichste Kleinod der Insel war mein! Ich nannte sie Haimatochare, klebte ihr ganz kleines Zimmer mit schönem Goldpapier aus, bereitete ihr ein Lager von eben den bunten, glänzenden Taubenfedern, auf denen ich sie gefunden. Sie scheint mich zu verstehen, zu ahnen, was sie mir ist! Verzeih mir, Eduard, ich nehme Abschied von dir, ich muß sehen, was mein liebliches Wesen, meine Haimatochare macht, — ich öffne ihr kleines Zimmer, — sie liegt auf ihrem Lager, sie spielt mit den bunten Federchen. O Haimatochare! — Lebe wohl, Eduard!

Dein treuester ꝛc. ꝛc.

5.

Prongthon an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanaruru, den 20. Dezember 18..

Capitain Bligh hat Ew. Excellenz über unsere glückliche Fahrt bereits ausführlichen Bericht erstattet, und auch gewiß nicht unterlassen, die freundliche Art zu rühmen, mit der unser Freund Teimotu uns aufgenommen. Teimotu ist entzückt über Ew. Excellenz reiches Geschenk, und wiederholt einmal über das andere, daß wir alles, was O-Wahu nur für uns nützliches und werthes erzeugt, als unser Eigenthum betrachten sollen. Auf die Königin Kahumanu hat der goldgestickte rothe Mantel einen tiefen Eindruck gemacht, so daß sie ihre vorige unbefangene Heiterkeit verloren, und in allerlei fanatische Schwärmereien gerathen ist. Sie geht am frühen Morgen in das tiefste, einsamste Dickigt des Waldes und übt sich, indem sie den Mantel bald auf diese, bald auf jene Art über die Schultern wirft, in mimischen Darstellungen, die sie Abends dem versammelten Hofe zum Besten gibt. Dabei wird sie oft von einer seltsamen Trostlosigkeit befallen, die dem guten Teimotu nicht wenigen Kummer verursacht. Mir ist es indessen doch schon oft gelungen, die jammervolle Königin aufzuheitern durch ein Frühstück von gerösteten Fischen, die sie sehr gern ißt, und dann ein tüchtiges

Glas Gin oder Rum daraufsetzt, welches ihren sehnsüchtigen Schmerz merklich lindert. Sonderbar ist es, daß Kahumanu unserm Menzies nachläuft auf Steg und Weg, ihn, glaubt sie sich unbemerkt, in ihre Arme schließt, und mit den süßesten Namen nennt. Ich möchte beinahe glauben, daß sie ihn heimlich liebt.

Sehr leid thut es mir übrigens, Ew. Excellenz melden zu müssen, daß Menzies, von dem ich alles Gutes hoffte, in meinen Forschungen mich mehr hindert, als fördert. Kahumanu's Liebe scheint er nicht erwiedern zu wollen, dagegen ist er von einer andern thörichten, ja frevelhaften Leidenschaft ergriffen, die ihn verleitet hat, mir einen sehr argen Streich zu spielen, der, kommt Menzies nicht von seinem Wahn zurück, uns auf immer entzweien kann. Ich bereue selbst, Ew. Excellenz gebeten zu haben, ihm zu gestatten, daß er der Expedition nach O-Wahu folge, doch wie konnte ich glauben, daß ein Mann, den ich so viele Jahre hindurch bewährt gefunden, sich plötzlich in seltsamer Verblendung auf solche Weise ändern sollte. Ich werde mir erlauben, Ew. Excellenz von den näheren Umständen des mich tief kränkenden Vorfalls ausführlichen Bericht zu erstatten, und sollte Menzies nicht, was er that, wieder gut machen, Ew. Excellenz Schutz gegen einen Mann zu erbitten, der sich erlaubt, feindselig zu handeln, da wo er mit unbefangener Freundschaft aufgenommen wurde. Mit tiefem Respekt ꝛc. ꝛc.

6.

Menzies an Brougthon.

Nein, nicht länger kann ich es ertragen! Du weichst mir aus, du wirfst mir Blicke zu, in denen ich Zorn und Verachtung lese, du sprichst von Treulosigkeit, von Verrath, so daß ich es auf mich beziehen muß! Und doch suche ich im ganzen Reiche der Möglichkeit vergebens eine Ursache aufzufinden, die dein Benehmen gegen deinen treuesten Freund auf irgend eine Art rechtfertigen könnte. Was that ich dir, was unternahm ich, das dich kränkte? Gewiß ist es nur ein Mißverständniß, das dich an meiner Liebe, an meiner Treue einen Augenblick zweifeln läßt. Ich bitte dich, Brougthon, kläre das unglückliche Geheimniß auf, werde wieder mein, wie du es warst.

Davis, der dir dies Blatt überreicht, hat Befehl, dich zu bitten, daß du auf der Stelle antwortest. Meine Ungeduld wird mir zur qualvollsten Pein.

7.

Brougthon an Menzies.

Du frägst noch, wodurch du mich beleidigt? In der That, diese Unbefangenheit steht dem wohl an, der gegen Freundschaft, nein, gegen die allgemeinen Rechte, wie sie in der bürgerlichen Verfassung be-

ſtehen, frevelte auf empörende Art! — Du willſt mich nicht verſtehen? Nun, ſo rufe ich dir denn, daß es höre die Welt, und ſich entſetze über deine Unthat; ja, ſo rufe ich dir denn den Namen ins Ohr, der deinen Frevel ausſpricht! — Haimatochare! — Ja, Haimatochare haſt du die genannt, die du mir geraubt, die du verborgen hältſt vor aller Welt, die mein war, ja, die ich mit ſüßem Stolz mein nennen wollte in ewig fortdauernden Annalen! Aber nein, noch will ich nicht verzweifeln an deiner Tugend, noch will ich glauben, daß dein treues Herz die unglückliche Leidenſchaft beſiegen wird, die dich fortriß im jähen Taumel. Menzies, gib mir Haimatochare heraus, und ich drücke dich als meinen treueſten Freund, als meinen Herzensbruder an meine Bruſt! Vergeſſen iſt dann aller Schmerz der Wunde, die du mir ſchlugſt durch deine — unbeſonnene That. Ja, nur unbeſonnen, nicht treulos, nicht frevelhaft will ich Haimatochare's Raub nennen. Gib mir Haimatochare heraus!

8.

Menzies an Brongthon.

Freund! welch ein ſeltſamer Wahnſinn hat dich ergriffen? — Dir — dir ſollte ich Haimatochare geraubt haben? Haimatochare, die, ſo wie ihr ganzes Geſchlecht, dich auch nicht im mindeſten etwas angeht, Haimatochare, die ich frei, in der freien Na-

tur auf dem schönsten Teppiche schlafend fand, der erste, der sie betrachtete mit liebenden Augen, der erste, der ihr Namen gab und Stand! — In Wahrheit, meinst du mich treulos, so muß ich dich verrückt schelten, daß du von einer schnöden Eifersucht verblendet in Anspruch nimmst, was mein eigen geworden und bleiben wird immerdar. Mein ist Haimatochare, und mein werde ich sie nennen in jenen Annalen, wo du prahlerisch zu prunken gedenkest mit dem Eigenthum des andern. Nie werde ich meine geliebte Haimatochare von mir lassen, alles, ja mein Leben, das nur durch sie sich zu gestalten vermag, geb' ich freudig hin für Haimatochare!

9.

Brougthon an Menzies.

Schaamloser Räuber! Haimatochare soll mich nichts angehen? In der Freiheit hast du sie gefunden? — Lügner! war der Teppich, auf dem Haimatochare schlief, nicht mein Eigenthum; mußtest du nicht daran erkennen, daß Haimatochare mir — mir allein angehörte? Gib mir Haimatochare heraus, oder kund mache ich der Welt deinen Frevel. Nicht ich, du — du allein bist von der schnödesten Eifersucht verblendet, du willst prunken mit fremdem Eigenthume, aber das soll dir nicht gelingen. Gib mir Haimatochare heraus, oder ich erkläre dich für den niedrigsten Schurken!

10.

Menzies an Brougthon.

Dreifacher Schurke du selbst! Nur mit meinem Leben lasse ich Haimatochare!

11.

Brougthon an Menzies.

Nur mit deinem Leben läßt du, Schurke, Haimatochare? — Gut, so mögen denn morgen Abends um sechs Uhr, auf dem öden Platze vor Hanaruru, unfern des Vulkans, die Waffen über Haimatochare's Besitz entscheiden, ich hoffe, daß deine Pistolen im Stande sind.

12.

Menzies an Brougthon.

Ich werde mich zur bestimmten Stunde am bestimmten Platze einfinden. Haimatochare soll Zeugin des Kampfes seyn um ihren Besitz.

13.

Capitain Bligh an den Gouverneur von Neu-Süd-Wales.

Hanaruru, auf O-Wahu, den 26. Dezember 18..

Ew. Excellenz den entsetzlichen Vorfall, der uns zwei der schätzbarsten Männer geraubt, zu berichten,

ist mir traurige Pflicht. Längst hatte ich bemerkt, daß die Herren Menzies und Brougthon, welche sonst, in innigster Freundschaft verbunden, ein Herz, eine Seele schienen, die sonst sich nicht zu trennen vermochten, mit einander entzweit waren, ohne daß ich auch nur im mindesten errathen konnte, was wohl die Ursache davon seyn könne. Zuletzt vermieden sie mit Sorgfalt sich zu nähern, und wechselten Briefe, die unser Steuermann Davis hin und her tragen mußte. Davis erzählte mir, daß beide bei dem Empfang der Briefe immer in die höchste Bewegung gerathen waren, und daß vorzüglich Brougthon zuletzt ganz Feuer und Flamme gewesen. Gestern hatte Davis bemerkt, daß Brougthon seine Pistolen lud und hinauseilte, aus Hanaruru. Er konnte mich nicht gleich auffinden. Auf der Stelle, als er mir endlich den Verdacht mittheilte, daß Menzies mit Brougthon wohl ein Duell vorhaben könnte, begab ich mich mit dem Lieutenant Collnet und dem Schiffschirurgus Herrn Whibby hinaus nach dem öden Platz, unfern des vor Hanaruru liegenden Vulkans. Denn dort, schien mir, war wirklich von einem Duell die Rede, die schicklichste Gegend dazu zu seyn. Ich hatte mich nicht getäuscht. Noch ehe wir den Platz erreicht, hörten wir einen Schuß, und unmittelbar darauf den zweiten. Wir beschleunigten unsere Schritte so gut wir es vermochten, und doch kamen wir zu spät. Wir fanden Menzies und Brougthon in ihrem Blute auf der Erde liegen, dieser durch den Kopf, jener durch die Brust getroffen, tödtlich, beide ohne die

mindeſte Spur des Lebens. Kaum zehn Schritte hatten ſie auseinander geſtanden, und zwiſchen ihnen lag der unglückliche Gegenſtand, den mir Menzies Papiere als die Urſache, die Brougthons Haß und Eiferſucht entzündete, bezeichnen. In einer kleinen, mit ſchönem Goldpapier ausgeklebten Schachtel fand ich unter glänzenden Federn ein ſehr ſeltſam geformtes, ſchön gefärbtes kleines Inſect, das der naturkundige Davis für ein Läuschen erklären wollte, welches jedoch, was vorzüglich Farbe und die ganz ſonderbare Form des Hinterleibs und der Füßchen anlange, von allen bis jetzt aufgefundenen Thierchen der Art merklich abweiche. Auf dem Deckel ſtand der Name: Haimatochare.

Menzies hatte dieſes ſeltſame, bis jetzt ganz unbekannte Thierchen auf dem Rücken einer ſchönen Taube, die Brougthon herabgeſchoſſen, gefunden, und wollte daſſelbe, als deſſen erſter Finder, unter dem eigenen Namen: Haimatochare, in der naturkundigen Welt einführen, Brougthon behauptete dagegen, daß er der erſte Finder ſey, da das Inſect auf dem Körper der Taube geſeſſen, die er herabgeſchoſſen, und wollte die Haimatochare ſich aneignen. Darüber entſtand der verhängnißvolle Streit zwiſchen den beiden edlen Männern, der ihnen den Tod gab.

Vorläufig bemerke ich, daß Herr Menzies das Thierchen für eine ganz neue Gattung erklärt, und es in die Mitte ſtellt zwiſchen: pediculus pubescens, thorace trapezoideo, abdomine ovali posterius emarginato ab latere undulata ect. habitans in ho-

mine, Hottentottis, Groenlandisque escam dilectam praebens, und zwiſchen: nirmus crassicornis, capite orato oblongo, scutello thorace majore, abdomine lineari lanceo lato, habitans in anate, Ansere et Bosrhade.

Aus dieſen Andeutungen des Herrn Menzies werden Ew. Excellenz ſchon zu ermeſſen geruhen, wie einzig in ſeiner Art das Thierchen iſt, und ich darf, unerachtet ich kein eigentlicher Naturforſcher bin, wohl hinzuſetzen, daß das Inſect, aufmerkſam durch die Lupe betrachtet, etwas ganz ungemein anziehendes hat, das vorzüglich den blanken Augen, dem ſchön gefärbten Rücken und einer gewiſſen anmuthigen, ſolchen Thierchen ſonſt gar nicht eigenen Leichtigkeit der Bewegung, zuzuſchreiben iſt.

Ich erwarte Ew. Excellenz Befehl, ob ich das unglückſelige Thierchen wohlverpackt für das Muſeum einſenden, oder als die Urſache des Todes zweier vortrefflichen Menſchen in die Tiefe des Meeres verſenken ſoll.

Bis zu Ew. Excellenz hohen Entſcheidung bewahrt Davis die Haimatochare in ſeiner baumwollenen Mütze. Ich habe ihn für ihr Leben, für ihre Geſundheit verantwortlich gemacht. Genehmigen Ew. Excellenz die Verſicherung ꝛc.

ßiges Geheul ausstieß, brachte Davis es auch dahin, daß die O-wahuer entsetzlich heulten, welches die Würde und Feierlichkeit der Handlung nicht wenig erhöhte.

Genehmigen Ew. Excellenz ꝛc. ꝛc.

Der Feind.

Eine Erzählung.

Erstes Kapitel.

„Noch einen tüchtigen vollgefüllten Römer, Herr Wirth! zwar schlug es schon neun, aber der Regen stürmt an die Fenster; wir sitzen hier traulich und warm beisammen, und ich merke schon, wir werden heute ein wenig aus dem Schick kommen und Mühe haben, die Bürgerglocke einzuhalten. Kommt ihr eurerseits aber auch aus dem Schick, Herr Wirth, und geht ein Fäßlein weiter, wenn ihr einschenkt und irrt euch in der Sorte!"

So rief der ehrsame Bürger und Drechslermeister Franz Weppering, der an dem breiten Tische in der Gaststube des Wirthshauses zum weißen Lamm den besten Platz einnahm.

„O ho!" erwiederte der kleine freundliche Herr Thomas, indem er sich das kleine schwarzsammtene Käppchen in die Stirne schob und zugleich mit dem schweren Kellerschlüsselbunde harmonisch klapperte, „o ho! was den Schick betrifft, das heißt, die schönen Ordnungen, Privilegien, Satzungen, Gesetzlichkeiten, Edikte und Verordnungen, wie sie von Kaiser und Rath ergangen, so sucht darin der ehrsame Thomas, weltberühmter Gastwirth in der weltberühmten

Reichsstadt Nürnberg, dessen Tugenden der Himmel gehörig zu wägen und zu lohnen wissen wird, in deren Kenntniß seines gleichen. Aber anlangend den Wein, so wäre es ja außerm Schick, wenn ich eurenthalber, Meister Franz, das rechte Fäßchen vorübergehen und euch bessern Wein geben sollte, als euch dienlich und ihr mir bezahlt."

„Ihr haltet den Wein," nahm Meister Weppergs Nachbar das Wort, „aber auch wirklich ein wenig zu theuer und könntet alten Stammgästen, so wie wir, wohl immer einige Kreuzer weniger für das Maas anrechnen."

„Ich weiß nicht," rief Herr Thomas lachend, „ich weiß nicht, was ihr wollt, ihr Herren, ihr trinkt bei mir den schönsten, edelsten, wohlschmeckendsten, feurigsten Wein in dem ganzen lieben Nürnberg, und den gebe ich euch aus purer Amicitia. Denn die paar Kreuzer, die ihr mir dafür bezahlt, sind ja bloß ein anmuthiges Douceur für die Mühe des Einschenkens. Aber ohne Scherz, ihr Herren denkt immer, uns Wirthen kostet der Wein gar nichts, und wir leben noch immer in dem verfluchten Jahr 1484, wo ein ganzer Eimer Wein für ein recht schönes Hühnerey hingegeben wurde, und doch hat es damit eine ganz besondere Bewandtniß. Ich weiß nicht, ihr Herren, ob ihr die Geschichte von den zerbrochenen Hühnereiern wißt; soll ich sie euch erzählen?"

„Und," rief Weppering, „und uns während der Zeit dursten lassen; nein, nein, behaltet euren Schnack

für euch und holt so guten Wein, als ihrs verantworten könnet."

„Ich wollte," sprach ein sehr alter Mann, der entfernt an der Ecke des Tisches saß und still für sich eine kleine Schüssel Eingemachtes verzehrte, wozu er einen sehr edlen Wein, doch nur tropfenweise, trank, „ich wollte, ihr lieben Gäste, ihr ließet unsern Herrn Wirth die Geschichte von den zerbrochenen Eiern erzählen, denn sie ist gar hübsch und anmuthig."

„Wenn," rief Weppering, „wenn ihr es wollt, mein ehrwürdiger Herr Doktor, so mag Herr Thomas so viel erzählen als er Lust hat, und ich werde meine rauhe Kehle so lange netzen mit den Tropfen aus dem Brunnen der Hoffnung."

Der Wirth, ganz Freude und Freundlichkeit, knüpfte ohne Umstände den Schlüsselbund wieder fest, setzte sich seinen Gästen gegenüber an den breiten Tisch, ließ ein großes Paßglas Wein langsam und behaglich in die Kehle hinein glucken, streckte den Körper über den Tisch und stemmte beide Backen auf die Ellenbogen.

„Ich erzähle euch also, ihr höchstschätzbaren Gäste und würdigen Freunde, die wundersame Geschichte von den zerbrochenen Eiern, und zwar nicht wie mir gerade das Maul steht, sondern so viel möglich, mit denselben zierlichen Fraseu, Redensarten, Wörtern und Ausdrücken, wie der alte Chroniker, der eine artige Zunge führte, und seine Rede wohl zu setzen wußte."

„Früh Morgens, am Tage Martii des Evangeliſten, im Jahr des Herrn 1484, befand ſich viel Landvolk auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg und trug den Nürnbergern zu, was ſie nun eben an ſchönen Produkten des Landes, zu ihrer Leibesnahrung und Nothdurft vonnöthen. Unter dem Landvolk ſchritt aber ein gar ſtattliches Bauernweib in Sonntagskleidern daher, die auf jeden Gruß: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!" demüthiglich das Haupt verneigend: „in Ewigkeit!" antwortete, und überhaupt, wenn die Leute auch was ausländiſches an ihr bemerken wollten, doch ein frommes, ehrliches Ding ſchien."

„Das Weib trug einen Korb mit ſchönen Hühnereiern, und jedem, welcher verwundert rief: „ei Nachbarin, was ſind das für ſchöne glänzende Eier," erwiederte ſie gar freundlich, indem ihr die kleinen grauen Aeugelein blitzten: „ei meine Henne darf keine ſchlechteren legen für die ehrſame Frau Bürgermeiſterin, der ich dieſe in die Küche trage." Das Weib gieng auch wirklich mit ihrer Waare geradeswegs in das Haus des Bürgermeiſters."

„So wie ſie eingetreten, thät ſie gehorſam und demüthiglich, was ihr der Vers an der Wand gebot:

„Wer treten will die Steigen herein,
Dem ſollen die Schuhe fein ſauber ſeyn."

Dann wurde ſie von Frau Marta, der Haushälterin, zu der ehrſamen Frau Bürgermeiſterin geleitet, die ſich in ihrer Prangkuchen befand."

„Da ſah es denn nun ſo prächtig und blank

aus, daß es eine wahre Augenverblendniß war; schöne metallene Gefäße, manchmal von solcher Sauberkeit, als ob sie Peter Fischer selbst gearbeitet hätte, standen umher. Der Fußboden war getäfelt und gebont; was unsre edle Tischler- und Drechslerzunft wohl an zierlichen und saubern Sachen zu liefern vermag, davon war rings umher was zu finden. Die Frau Bürgermeisterin saß aber in einem prächtigen Lehnstuhl von Nußbaum mit Ebenholz ausgelegt und grünen Sammtkissen, mit goldenen Trodeln, der nicht weniger als fünf Fuß in die Breite hielt; so breit mußte er aber seyn, weil das Maas nach dem Gefäß der Frau Bürgermeisterin genommen."

„Das Weib reichte den Korb mit Eiern der Frau Bürgermeisterin demuthsvoll hin, indem sie hoch betheuerte, daß Sprut, ihre beste Henne, sich alle Mühe gegeben, die Eier so schön als möglich für die Frau Bürgermeisterin zu legen."

„Die Frau Bürgermeisterin nahm dem Weibe mit gar freundlicher Miene das Körblein aus der Hand, und übergab es ihrer Haushälterin, der Frau Marta."

„Als aber nun das Bauernweib die Eier bezahlt verlangte, geriethen die Frau Bürgermeisterin und Frau Marta, die den Korb mit Eiern für eine angenehme Verehrung gehalten hatten, in großen Zorn, und das arme Bauernweib hatte Mühe, die Hälfte des niedrigsten Preises für ihre Waare zu erhalten."

„Frau Marta hatte indessen die Eier aus dem Korbe gezählt und für die zerbrechliche Waare kei-

„Daß aber," ſagt der weiſe Chroniker, „man hätte einen ganzen Eimer Wein für ein Ei tauſchen können," iſt nur wie ein Sprüchwort anzuſehen, das auf wunderſame Weiſe entſtanden."

„Ein würdiger Herr Patrizier der Stadt wollte dem ſataniſchen Unweſen mit dem Zerdrücken der Eier ein Ende machen, und ließ daher unter luſtigem Trompetenſchall und Trommelſchlag öffentlich bekannt machen, daß diejenige Frau, welche ihm Eier brächte, für jedes derſelben, das unverſehrt in ſeine Hände käme, einen Eimer guten Wein erhalten ſolle."

„Unter vielen Weibern, denen der Verſuch, ihrem Gelüſt zu widerſtehen, noch zuletzt ſchmählich mißglückt war, meldete ſich endlich die Frau ſeines Meiers, ein frommes, züchtiges Weib, die freilich an jedem Tage auch die vermeintliche Hexe ſehr verfolgt und verhöhnt hatte, und überreichte dem Herrn ein Körbchen der wohlerhaltenſten Eier.

„Mich wundert," ſprach der edle Herr ſehr freundlich, „daß ihr nicht längſt gekommen ſeyd, liebe Frau, denn ihr ſeyd ſo fromm und gut, daß ihr von Verhexungen und böſen Lüſten nichts wißt. Der Wein iſt ſo gut als Eier."

„Hiemit wollte der edle Herr den Korb faſſen, den riß ihm aber das Weib mit dem größten Ungeſtüm aus der Hand und ſetzte ſich hinein mit dem größten Wohlgefallen, ſo daß alle Eier zerquetſcht wurden."

„Das arme Weib war vor Scham ganz außer ſich und weinte ſehr."

„Ei," sprach der Herr mit beschwichtigendem Ton, „ei, Frau Margaretha, gebt euch doch zufrieden, es kommt ja noch auf einen Versuch an, vielleicht widersteht ihr dem Bösen."

„Frau Margaretha ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern war acht Tage darauf mit dem letzten Schock Eier da, das der Hühnerhof nachgeliefert. Sie hatte viel festen und frommen Willen gefaßt; doch so wie sie mit den Eiern in dem Zimmer des gnädigen Herrn stand, ging alles mit ihr um die Runde. Sie sah schon mit lüsterner Begier den Korb an, mit dem Gedanken, wie anmuthig es sich in den Eiern sitzen würde, und war zu ihrer nicht geringen Betrübniß überzeugt, daß ihr heute der Versuch noch viel weniger gelingen würde, als das erstemal."

„Es begab sich aber, daß in dem Augenblick des Nachbars Weib, die mit der Frau Margaretha in beständigem Zank und Streit lebte, ebenfalls mit einem Korb hinein trat, um denselben Versuch zu machen. Da wurde aber Frau Margaretha ganz wüthend vor dem Gedanken, daß sie vor ihrer ärgsten Feindin mit Schmach und Schande bestehen solle, und ihre Augen leuchteten wie lichterlohe Flamme. Der andern Antlitz glich auch einem glimmenden Kohlentopf und kam noch hinzu, daß beide die gespreitzten Hände gegen einander ausstreckten; so waren sie wohl gereizten wilden Thieren ähnlich, die sich anfallen wollen."

„Der edle Herr trat hinein."

„Beide stürzten auf ihn zu und reichten ihm ihre Körbe dar. Doch so wie er sie faßte, riß Frau Margaretha den ihrigen ihm schnell aus der Hand und duckte nieder. Mit gar heftigem wilden Ungestüm hatte die Nachbarsfrau auch dem Herrn Ritter ihren Korb aus der Hand gerissen und setzte sich jetzt mit dem größten Wohlbehagen hinein."

„In dem Gelächter, das das Weib jetzt anstimmte, fistulirte der leidige Gott sey bei uns seine obligate Stimme darein und jubilirte über seine höllischen Eierkuchen."

„Frau Margaretha hatte sich aber sanft von der Erde erhoben und überreichte dem Herrn Ritter freundlich das Körbchen mit sechszig Stück wohlerhaltenen Eiern. Sie hatte glücklich ihr Gelüst überwunden und die Nachbarin getäuscht, und so mag es wohl seyn, daß Weibergroll stärker ist als alle Hexenkunst."

„Der edle Herr Ritter zahlte richtig für jedes der sechszig Eier einen Eimer Wein und so kam es, daß es hieß: „zu der Zeit habe man für ein einziges Ei einen ganzen Eimer Wein hingegeben."

So wie der Wirth aufsprang, den Schlüsselbund auf den Tisch warf und nach seinem Paßglase griff, zum Zeichen, daß er geendet, brachen alle in ein lautes, schallendes Gelächter aus; nur der ehrwürdige Herr ausgenommen. Dieser lächelte nur ein wenig, wie es seinem Stande und seinem Alter ziemte, und nahm das Wort:

„Hatte ich nicht recht, ihr lieben Gäste, euch

die Geschichte von den zerbrochenen Eiern zu empfehlen, denn außerdem, daß die Geschichte an und vor sich selbst lustig und unterhaltend genug ist, so gebe ich auch gern unserm Herrn Thomas Gelegenheit, sein Talent, alte Geschichten, nur was weniges nach seiner Weise zugestutzt, zu erzählen, zu zeigen.

Alle stimmten in das Lob ein, das der ehrwürdige Herr dem Herrn Thomas gezollt hatte, und der Wirth zum weißen Lamm wußte recht gut, sich die Hände reibend, zu verbeugen, die Augen niederzuschlagen und jenes ungemein freundlich und bescheiden zurückweisende Gesicht zu schneiden, das so viel sagen will, als: „nicht wahr, daß ich solch ein Kautz sey, das hättet ihr nicht geglaubt, ihr Leute.“

Meister Weppering hatte über den zerbrochenen Eiern keineswegs den bessern Wein vergessen, den er noch heute Abend zu schlucken willens war, ohne ihn zu bezahlen.

„Topp! Herr Wirth!“ rief er, „ihr seyd der beste Erzähler weit und breit, aber da euch heute der gerechte Ruhm gespendet wird, der euch gebührt, so ist es billig, daß ihr eure Ehre feststellt, dadurch, daß ihr bessern Wein spendet. Also bessern Wein, Herr Wirth.“

„Ich weiß nicht,“ sprach der Wirth, „was ihr für Umstände macht, hier ist die Weintafel; doch mich will bedünken, ihr lieben Gäste, als wenn heute der Abendstern gerade aufs Mutterfäßchen schiene.“

„So ist es!“ schrie Weppering, „und ich dächte Meister, wir ließen eins springen.“

„Ihr seyd," nahm Meister Errner das Wort, „ihr seyd immer derjenige Weppering, von dem man zur Schwelgerei und zu unnützen Ausgaben verleitet wird." — „Ganz gewiß," fiel Meister Bergstainer, ein ganz junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, seinem Nachbar in die Rede, „und ich dächte, wir verzehrten friedlich und freundlich den Rest unseres Weins und suchten die Ruhe."

„Ist," sprach der Alte mit einem Lächeln, das sein Gesicht auf gar anmuthige Weise belebte, „ist hier der jüngste, wie es scheint, der mäßigste und nüchternste, so ist es dem Widerspiel, das in der Welt überhaupt regiert, ganz angemessen, daß ich, als der älteste von euch allen, mich zur Gegenpartei schlage."

„Ich habe hier unten bei unserm Herrn Wirth ein paar Füßchen sehr guten würzburger Wein stehen; ich bitte euch, mir zu erlauben, davon für uns einschenken zu lassen."

Weppering erhob ein Jubelgeschrei. Bergstainer sprach aber sehr bescheiden: „es ziemt uns nicht, ehrwürdiger Herr, die Ehre abzulehnen, die ihr uns anthun wollt; doch vergönnt uns auch, daß wir, gibt uns das Glück die Gelegenheit dazu, gleiche Gastfreundschaft euch erzeigen mögen."

In dem Augenblick machten zwei Gäste, fremde Krämer aus Augsburg, die im Lamm eingekehrt, Anstalt aufzubrechen.

„Wo wollt ihr hin, rief der Alte, wollt ihr uns verlassen, eben jetzt, da der gute Wein kommt."

„Herr," erwiederte einer von ihnen, „wir dürfen die Gastfreundschaft dieser guten Leute nicht mißbrauchen, die uns schon den ganzen Abend bewirthet haben."

„So dürfet," fiel ihm der Alte freundlich ins Wort, indem er die Hand des Kaufmanns faßte, „so dürft ihr nun gleiche Gastfreundschaft von mir nicht versagen."

Da sprang der andere Krämer, ein junger stattlicher Mann von kräftigem Bau und freimüthigem Antlitz, plötzlich auf, und rief mit starker Stimme: „nein, ich kann mich nicht länger zurückhalten, das recht herzinnigliche Wohlbehagen, welches mich stets in den ersten Stunden meines Hierseyns durchdringt; die Art, wie mich hier Unbekannte in ihrem Kreise aufnehmen, vorzüglich aber die große Freude, euch, mein ehrwürdiger Herr! wieder zu sehen, will sich Luft machen."

Bei diesen Worten des Krämers sahen sich die übrigen ganz verwundert an, denn jedem fiel nun ein, daß er nicht wisse, wer der Alte sey, unerachtet er ihn schon seit vielen Jahren kenne.

Der Alte bemerkte sehr wohl diesen Ausdruck des Befremdens, der auf allen Gesichtern ruhte, und erhob sich ebenfalls von seinem Sessel. Nun erst wurde die unbeschreibliche Würde seines Körpers sichtbar. Mehr klein als groß war sein Körper, im reinsten Ebenmaß gebaut. Das Alter schien über diese Formen keine Gewalt zu haben. Ueber sein Antlitz verbreitete sich ein milder Ernst, dem jener

Zug von sehnsüchtiger Schwermuth beigemischt war, welcher ein tiefes Gemüth verkündet.

„Ich lese," sprach er mit sanfter Stimme, „in euern Gesichtern einen sehr gerechten Vorwurf. Menschen, die mit einander Verkehr treiben, müssen mit ihrem gegenseitigen Standpunkte im Leben bekannt werden, denn sonst ist an irgend ein Vertrauen nicht zu denken. Wißt also, ihr lieben Leute, daß ich mich Mathias Salmasius nenne und schon vor langen Jahren in Paris die Doktorwürde erlangt habe, mich auch sonst vieler gelahrter Würden, so wie der besondern Gunst und Gnade Sr. Majestät des Kaisers selbst und anderer vornehmer Fürsten und Herren berühmen könnte, die mich, da ich auf mannigfache Weise ihnen durch meine Wissenschaften nützlich werden zu können die Ehre hatte, mit schönen Ehrenzeichen belohnt haben. Näher wird es mich euch bringen, wenn ich euch sage, daß ich in Ansehung meiner Abkunft und meiner Neigung eurem großen Albrecht Dürer verwandt bin. Mein Vater war ein Goldschmied, so wie der seinige, und so wie er, wollte ich Maler werden, und der große Wohlgemuth sollte mein Lehrer seyn. Doch nur zu bald wurde ich gewahr, daß mich die Natur zu dieser Kunst nicht bestimmt hatte, sondern daß mich die Wissenschaften unwiderstehlich hinzogen, denen ich mich denn auch ganz ergab."

„Vergeßt," setzte Mathias lachend hinzu, „vergeßt nur gleich, ihr lieben Freunde, alles, was ich gesagt habe, und seht in mir weiter nichts, als einen

gutmüthigen Reisenden, der gar zu gern nach dem schönen Nürnberg kommt und in dem weißen Lamm bei dem sehr tapfern und ehrenfesten Wirth, Herrn Thomas, einkehrt, der den besten Wein führt, und dabei eine vollständige anmuthige Chronika seiner herrlichen, weltberühmten Vaterstadt zu nennen ist."

Herr Thomas scharrte mit dem Fuß so weit hinten aus, daß ihm das Sammtkäppchen voran über fiel. Ohne es aber aufzuheben, ja verächtlich darüber wegschreitend, schritt er erst an den Tisch und schenkte die Gläser voll.

„Wir," nahm Bergstainer endlich das Wort, nachdem sich die Meister von einiger Scheu erholt, an der Seite eines hochgelahrten und vornehmen Mannes zu sitzen, „wollen thun, wie ihr geboten habt, ehrwürdiger Herr, eure Würden und Ehrenstellen auf einen Augenblick vergessen und nur daran denken, daß wir euch schon seit Jahren recht aus dem Grunde des Herzens lieben und ehren. Daß ihr vornehmen Standes seyd, haben wir immer vermuthet. Denn das zeigte ja euer sauberer Anzug und euer ganzes Wesen, und so haben wir nicht Unrecht gethan, wenn wir euch mit dem Titel: „ehrwürdiger Herr!" begrüßten."

„Wer," erwiederte der Doktor Mathias, „wer möchte nicht gern in dem schönen anmuthigen Nürnberg und in seiner reizenden Umgebung verweilen. Recht hatte Kaiser Karl, daß er die Stadt von Hause aus in seinen Schutz nahm und ihr besondere schöne Privilegien gab. Die Lage, das Klima" —

„Nun," unterbrach Meister Weppering den Doktor Mathias, „nun, was das Klima betrifft, so wollen wir heute wenigstens nicht viel Redens davon machen, denn hört nur, wie es wieder schrecklich tobt und stürmt, als sey der Dezember im Anzuge."

„Schämt euch," nahm Doktor Mathias das Wort, „schämt euch, Meister Weppering, wie könnt ihr ein vorübergehendes Unwetter, das die tyroler Berge uns heraufschickten, unserm Klima zuschreiben. Also Klima, Kulturfähigkeiten, alles vereinigt sich hier. Deßhalb glänzte Nürnberg so schnell auf — deswegen blüht der Handel schon seit dem vierten Jahrhundert — deshalb war Nürnberg der Augapfel der Fürsten und Herren. Doch der Himmel ließ noch besonders einen Stern leuchten über Nürnberg, und es geschah, daß große Männer geboren wurden, die den Glanz und Ruhm der Stadt bis in die entferntesten Gegenden verbreiteten. Denkt an Peter Fischer, an Adam Kraft. Aber vor allen Dingen an euern großen mächtigen Albrecht Dürer."

So wie Magister Mathias diesen Namen nannte, entstand eine Bewegung unter den Gästen. Sie standen auf, stießen stillschweigend die Gläser an und leerten sie.

„Dieß sind," fuhr Doktor Mathias fort, „dies sind hohe leuchtende Sterne am Firmament der Kunst, aber der Einfluß solcher hohen Geister erstreckt sich bis aufs Handwerk, so daß die schönste Grenzlinie, welche begann, Kunst und Handwerk zu trennen, wieder beinahe ganz verschwindet und beide sich als

Kinder einer Mutter freundlich die Hand bieten. So kommt es, daß die Welt die Sauberkeit, die korrekte Zeichnung, die richtige Ausführung in euern Elfenbeinarbeiten bewundert, Meister Weppering, und daß die Frauen des Sultans in Konstantinopel ihre Gemächer mit euern Kunstarbeiten schmücken. So kommt es, daß eure Gußarbeiten schon jetzt ihres Gleichen suchen und immer mehr an Werth gewinnen."

„O Peter Fischer!" rief hier Bergstainer, den Doktor unterbrechend, aus, indem ihm die Thränen in die Augen traten.

„Seht," sprach der Doktor, „das ist die wahre Begeisterung, die ich meine; faßt Muth, Bergstainer, ihr werdets noch zu großem bringen!" — „Und was soll ich zu euch sagen, ihr, mein guter lieber Meister Erxner, da ihr an Kunstfleiß und Geschicklichkeit" —

Des Doktor Mathias milde Worte wurden in dem Augenblick durch ein seltsames, wildes Getöse unterbrochen, das sich unter dem Thore des Wirthshauses wahrnehmen ließ.

Ein lahmes, unbeschlagenes Pferd trollirte unbehülflich auf und nieder, und dazwischen rief eine rauhe, mißtönende Stimme:

„He da Wirthshaus!"

Die Thorflügel knarrten, das Pferd wurde hineingeführt, und brummend und scheltend plumpte der Reiter vom Pferde auf den Boden, so daß von den Tritten des schweren, bespornten Stiefels alles klirrte und dröhnte.

Der Wirth kam hineingestürzt und rief lachend:

„ei, ei, meine werthen Gäste, da kommt eben ein Kerl zu mir ins Haus, der ist, glaube ich, einer von Georg Hallers, oder Fritz von Steinbergs Gesellen, der aufs neue unnützen Lärm verführen will, wie seine Kumpane im Jahr 1383. Sein Pferd ist freilich eine Schindmähre — er selbst aber ein gar stattlicher Mann, wie ihr gleich sehen werdet und von lustigem Temperament, denn schon hat er alles in Grund und Boden verflucht und dem Satan übergeben, weil man im Regen unausbleiblich naß wird."

Die Thüre ging auf und hinein trat der Mensch, der sich mit so viel Geräusch angekündigt. Er war breitschultrig, beinahe sechs Fuß hoch; und da er den runden Hut mit sehr breiter Krempe, an dem einige schmutzige Fasern hinab hingen, die ehemals einer Feder angehört zu haben schienen, nach spanischer Art hinabgeschlagen trug, die ganze übrige Gestalt aber in einem gelben Reitermantel fast eingewickelt war; so mußte man freilich erwarten, was sich aus dieser unkenntlichen Mumie näheres entwickeln werde.

„Das verfluchte vermaledeite Land, daß mein Fuß es niemals mehr betreten hätte. Mitten in der schönsten Jahreszeit schmeißt einen das Himmel-Hagel-Donnerwetter zusammen, daß man keinen gesunden Fleck auf dem Leibe behält und sich die schönsten Kleider verdirbt. Mantel und Hut sind auch wieder des Satans, und die neugekaufte Feder."

Damit riß der Mensch den Hut vom Kopfe und schwenkte ihn rücksichtslos aus, daß die großen

Tropfen über den Tisch flogen, wo die Gäste saßen. — Dann warf er den Mantel ab und man erblickte nun die hagere Gestalt des Menschen, der ein Reiterwams von ganz unscheinbar gewordener Farbe und hohe Stiefeln, ebenfalls nach Reiterart aufgezogen, trug.

Sein Antlitz, das nun auch sichtbar worden, war von solch auffallender Häßlichkeit, daß man beinahe hätte vermuthen sollen, der Fremde trüge eine Maske; doch konnte es auch seyn, daß die scharfen Schlagschatten in der sparsam beleuchteten Gaststube, so wie die ausgestandene Witterung, das Gesicht des Fremden auf diese entsetzliche Weise entstellten. Merkwürdig war es auch, daß der Fremde die schweren Stücke seines Anzuges, d. h. die ungeheuren Reiterstiefeln mit den Rolandsspornen nur mit der äußersten Kraftanstrengung an seinem Leibe zu tragen schien. Dadurch wurden seine Bewegungen zweideutig; man wußte nicht, war er noch kräftiger Mann, war er schon hinfälliger Greis; auf beides konnte auch sein Antlitz deuten.

Mit Mühe legte er ein Schwert von der Seite, das, was Größe und Schwere betrifft, einem Ritter der Tafelrunde angehört zu haben schien. An dem Gürtel hieng ein zierlich gearbeiteter Dolch, und außerdem guckte noch auf der Seite das große Heft eines Messers hervor. Indem er das Schwert in den Winkel stellen wollte, entsank es seiner Hand, fiel auf den Boden, und alle seine Mühe, es aufzuheben, blieb vergebens; Herr Thomas mußte ihm

beispringen. Er murmelte ein Schimpfwort zwischen den Zähnen, und bestellte ein Glas gewürzten Wein, wobei er versicherte, daß der Satan alles zerschlagen solle, wenn der Wein nicht Herz und Magen stärkend genug wäre.

„Das ist," sprach Herr Mathias, „das ist ja ein grober ungeschlachter Geselle, der uns hier unsere ruhige Freude verdirbt; den ich," nahm Meister Weppering das Wort, „aber bald zur Vernunft bringen werde." — „Das wird," erwiederte Herr Mathias, „hier wahrscheinlich nicht schwer halten, denn solche brutale Renommisten tragen gewöhnlich eine elende feige Seele in sich."

Unterdessen hatte der Wirth das von dem Fremden bestellte Glas Wein herbeigebracht, und reichte es ihm jetzt hin.

Doch kaum brachte der Fremde den Wein an die Lippen, als er sich geberdete, wie wenn tausend höllische Furien ihm plötzlich in den Leib gefahren wären. Mit dem Ungestüm des wildesten Zorns schleuderte er das Glas mit dem Würzwein an die Erde, daß es in tausend Stücke zerbrach, indem er dabei schrie: „was, du hallunkischer Wirth, du willst mich vergiften, ehe mich andere als du und deine Kumpane hier erblickt haben, damit du mich berauben und verscharren kannst, vergiften mit deinem Höllengesöffe."

Herr Thomas fühlte sich an dem kitzlichsten Punkte angegriffen. Der Zorn übermannte ihn; er ging mit geballten Fäusten und zornfunkelnden Augen

auf den Fremden los, und schrie mit einer Stimme, die die des Fremden beinahe noch übertönte: „Welcher böse Geist führt euch in mein Haus, ihr grober Geselle; wenn euch unser Land nicht gefällt, warum kommt ihr hinein? wenn euch mein Haus, mein Wein nicht ansteht, schert euch zum Teufel, und sucht euch eine Soldatenherberge, wo ihr fluchen und toben könnt nach Gefallen. Doch die findet ihr hier, dem Himmel sey es gelobt, in unserm ganzen lieben Nürnberg nicht. Und was den Wein betrifft, so ist der Wirth des weißen Lamms weltberühmt, weil er sich stets getreu an die Weinordnung unseres gnädigsten Herrn, des Kaiser Maximilian, vom 24. August 1498 gehalten, und vorzüglich den Firne- oder Würzwein nach dem Bubstaben der Vorschrift bereitet hat.“

„Was, ihr grober Mensch, glaubt ihr, daß der heilige Sebald bei mir sitzt, und mir die zerbrochenen Gläser ganz macht, wie er es nach dem Legendisten wohl sonst gethan hat, daß ihr mir eins meiner schönsten Paßgläser zerschmeißt. Ihr stört alle Ruhe, alle bürgerliche Ordnung, und beweisen will ich aus dem schönsten Privilegium des gnädigsten Herrn Kaiser Karl des Vierten, daß ich euch die Nase abhauen kann, wenn ihr nicht Ruhe haltet; und was hält mich ab, ihr nächtlicher Störefried, euch durch meine Leute fortbringen zu lassen, wenn ihr nicht ruhig seyd.“

„Gesindel,“ brüllte der Fremde, und zog Dolch und Messer. Da sprang aber der junge Krämer

hinter dem Tisch hervor, und stellte sich mit seiner tüchtigen eisernen Elle dicht vor den Fremden hin, und sagte sehr ernst und gefaßt:

„Herr Soldat! denn solch ein Söldner, der einem Fähnlein entlaufen, seyd ihr doch. Ich frage euch, ob ihr hier ruhig seyn wollt, oder nicht. Hört ihr nicht augenblicklich auf zu toben, so werde ich euch, trotz eures Rolandsschwertes, trotz eures Morddolchs, trotz eures Banditenmessers, mit meiner guten augsburger eisernen Elle den ganzen Leichnam dermaßen durchwalken, daß ihr viele Zeit hindurch, fehlt es euch an Geld, Tuch zu kaufen, wenigstens blaues nicht nöthig haben sollt zum Reiterwams."

Der Fremde ließ beide Arme mit Dolch und Messer langsam sinken, und murmelte, indem er die Augen niederschlug, zwischen den Zähnen, etwas von Betrügereien und Schelmereien.

Da war auch Meister Weppering aufgestanden, und auf den Fremden zugeschritten. Der faßte ihn bei beiden Schultern und sprach: „Bedenkt, daß ihr in Nürnberg seyd, ehe ihr euch vermeßt, von Lug und Trug zu sprechen."

„Fallt ihr alle über mich her," sprach der Fremde in rauhem Ton, indem er giftige Blicke umher warf, und vorzüglich den Herrn Mathias mit Basiliskenaugen anglotzte, so muß ich freilich unterliegen, doch auch dabei bleiben, daß das Glas Wein, das mir der Wirth darbot, ein Abfud von hölliſchen Kräutern schien, und den Magen, statt ihn zu erwärmen, wie ein Eisstrom durchfuhr."

„Ich merke," sprach Herr Mathias lächelnd, daß das Mißverständniß, welches hier den Grund zu allem Streit gegeben hat, darin liegt, daß hier zu Lande Würzwein oder Firnewein, ein aus Kräutern bereiteter Wein genannt wird. Ihr, mein fremder Herr Soldat, oder was ihr sonst mit eurem breiten Schwerte vorstellen mögt, verlangtet aber nur, euch den kalt gewordenen Leib recht durchzuwärmen, ein Getränk, welches aus mit vielem Gewürze und Zucker gekochten Wein besteht. Dieser Trank, welcher im Auslande eben gewürzter Wein heißt, ist hier wenig bekannt, und ihr hättet daher wohl gethan, wenn ihr euch deutlich erklärt hättet, was ihr zu trinken verlangt, ohne erst unnützer Weise den großen Tumult anzufangen."

Hierauf bestellte Herr Mathias bei dem Wirth ein solch fremdartiges Gebräude, wie es der Soldat im Sinn trug, und der Wirth, froh den Streit auf solche gute Weise geendet zu sehen, versprach kratzfüßelnd, daß er alles selbst, und zwar hier in der Gastküche unter den Augen des wilden Soldaten, auf das beste bereiten wolle.

Der Fremde begann auf eine Weise, die ungeschickt genug war, um nicht den Widerwillen dagegen hinlänglich zu beweisen, sein früheres Betragen mit dem Einfluß der Witterung und auf der Reise erfahrnen Unannehmlichkeiten zu entschuldigen, worauf er zuletzt um die Erlaubniß bat, seinen Wein in der Gesellschaft verzehren zu dürfen, als Zeichen der

Versöhnung. Dies wurde ihm, der nürnberger Gutmüthigkeit gemäß, sehr gern verstattet.

Der Glühwein war fertig worden. Der Fremde hatte das halbe Glas geleert, und den Wein diesmal vortrefflich gefunden. Nun warf er, als eben das Gespräch stocken wollte, ganz leicht die Frage hin: „Lebt Albrecht Dürer noch?"

Alle schrien im höchsten Erstaunen: „Wie, Albrecht Dürer, ob er lebt?" Aber Herr Mathias schlug die Hände zusammen, und sprach: „Herr! kommt ihr aus dem Monde? in welchem Winkel der Erde, in welcher Einöde habt ihr euch verborgen gehabt? habt ihr im Grabe gelegen? seyd ihr indessen blind, taub, lahm, stumm gewesen, daß ihr eine solche Frage thun könnt? ihr müßt sammt eurem lahmen Pferde hier vor dem Wirthshaus aus dem Schlunde der Erde emporgesprungen seyn, denn sonst hätte euch auf dem Wege hierher der größe Name Albrecht Dürer in tausendstimmigem Jubel vor den Ohren klingen müssen. Habt ihr auf der Landstraße nicht die Fülle der Leute bemerkt, die wie auf eine Pilgerfahrt nach dem lieben Nürnberg wandeln? Habt ihr nicht die glänzenden Equipagen der vornehmen Fürsten und Herren bemerkt, die gen Nürnberg ziehen, um den Triumph des größten Mannes der Zeit zu feiern?" — „Albrecht Dürer!"

„Er hat sein größtes, sublimstes, tiefsinnigstes, herrlichstes Gemälde vollendet. Die Kreuzigung Christi steht ausgestellt auf dem Kaisersaal in hoher Vollendung. Ein besonderes Fest wird in künftiger

Woche dieserhalb gefeiert, an dem, wie man sagt, der Kaiser seinen Liebling noch mit ganz besondern Gunstbezeugungen beehren wird."

Der Fremde hatte, von seinem Sitz aufgesprungen, dieß wie ganz erstarrt ohne Zeichen des Lebens angehört. Nun schlug er eine gellende Lache auf, und sank in krampfhaften Verzuckungen in den Sessel zurück.

Der Wirth flößte ihm Glühwein ein, und brachte ihn dadurch zu sich selbst. „Unseres Bleibens ist länger nicht hier," sprachen die Gäste, und schlichen davon.

Indem Herr Mathias an dem Fremden vorübergieng, legte er ihm die Hand auf die Achsel, und sprach sehr ernst und feierlich: „ihr seyd Solfaterra. Was wollt ihr hier? Noch haben die Nürnberger euch nicht vergessen."

Zweites Kapitel.

Die Sonnenglut des Tages war verdampft, der Abendwind hatte sich hinter den Bergen aufgemacht, und jagte die goldenen Wölkchen empor, die die sinkende Sonne wie glänzende Trabanten umfangen sollten. Baum und Gebüsch rührte sich froh in der Frische der Abendkühlung; in dem schönsten glänzendsten Schmuck des Abendgoldes stand die Hallerwiese, dieß kleine Paradies der schönen Stadt Nürnberg. Bunte, duftende Blumenmatten von anmu-

thig daher plätscherndem Gewässer durchschnitten, Gebüsch bald leuchtend hervorschimmernd, bald im sanften Nachtschatten zurückweichend, links umher dazu das melodische Trillern der Sangvögel, die hier kein feindlicher Sinn in ihrer Heimath stören darf. In der That, der würdige Sänger hatte Recht, welcher diesen mit allen Reizen der Natur geschmückten Platz mit dem Teppiche verglich, von dem die alten Fabeln so viel herrliches zu erzählen wissen.

Die Glocken der letzten Sonntagsandacht hatten ausgeläutet, und man sah, wie nun Alt und Jung in Festtagskleidern nach der Hallerwiese zog, die bald sich zum Tummelplatz der mannigfachsten Vergnügungen gestaltet hatte. Hier wetteiferten Jünglinge in allerlei Leibesübungen, und boten das anmuthige Schauspiel der Stärke und Geschicklichkeit dar, die dem lebenskräftigsten Alter eigen. Dort zogen Sänger, mit Zithern in den Händen, daher, und sangen lustig anzuhörende Mährlein vom Könige Artus und dem weisen Merlin, der noch bis zur jetzigen Stunde in der Eiche sitzt, wo seine Liebe ihn hinvexirt hat, und sein kläglich Stimmchen hören läßt.

Dazwischen sprang auch wohl ein buntscheckigter Schalksnarr, und sang unter tollen Grimassen und Geberden von dem Kardinal Pankratius, der ein großes Maul hatte, und da das Maul verbrannt und begraben war, schlug ein großes Feuer aus der Erde, und der Schmeck kam heraus. Und der Schmeck ist verschieden geworden, als da sind: der Roßmarinschmeck, der Jasminschmeck, der Nelkenschmeck, der

Rosenschmeck und tausend andere; und die Weibsleute tragen ihn in den Händen, wenn sie Sonntags spazieren gehen. Aber was ist der beste Schmeck? Ei ja!

O Braut, die Lippen triefen dir
von Honigseime für und für,
die Zung' ist Milch und Honigsüße:
die Kleider haben den Geschmack,
den Libanus nicht geben mag.
Auch wenn er alle Kraft anbließe.

So sang also dieser oder jener Schalksnarr, indem ein anderer ihn auf einer mißtönenden Pfeife und halb zerschlagenen Trommel begleitete.

Doch das war etwas für's Volk, welches den Narren laut jubelnd nachströmte.

Hier auf dem weichen blumigten Wasen bei dem vom Abendwinde bewegten flüsternden Gebüsch eröffnete sich ein edleres Schauspiel. Jünglinge, Jungfrauen hatten sich züchtig bei den Händen gefaßt, und tanzten nach dem anmuthigen vollen Klang der Theorben, Harfen und Flöten in künstlich verschlungenen Reihen. In der Ferne sah man Väter und Mütter gelagert, der Jugend mit Wohlgefallen zuschauen, und jede Mutter sprach zur andern von ihrer süßen Hoffnung. Rathsherren schritten bedächtig durch die Gänge, freuten sich des Wohlseyns ihrer Bürger, und beriethen auch hier, wie das Wohl der Stadt zu fördern.

Auf einem anmuthigen Platze neben einem geschwätzigen Springbach hatte sich ein Trupp Jüng-

linge zusammen gefunden, die von den Leibesübungen Ruhe schöpfend, sich in allerlei scherzhaften Gesprächen zu ergötzen schienen. Dieser Trupp war in der That eine Auswahl der nürnberger Jugend. Denn jeder von diesen Jünglingen hätte dem Maler zum Modell des reinsten Ebenmaßes in dem vollkräftigen Körper des Jünglings dienen können. Sie waren meistens nach italischer Weise in kurzen Mänteln, Wams mit weiten geschlitzten Aermeln und größern als gewöhnlichen ausgeschlitzten Barrets, auf denen ein ganzer Wald wogender Federn wogte, gekleidet, und diese Tracht war eben dazu geeignet, die Kraft und Schönheit ihres Wuchses ins Licht zu stellen.

Doch unter allen übrigen ragte wie ein Fürst unter seinen Vasallen in edler Hoheit und Grazie ein Jüngling empor, der mit seinen strahlenden Augen so keck und kühn in die Welt hinausschaute, als ob alles sein, und er der Gebieter. Es begab sich, daß dieser Jüngling mit einem andern in einen Wortwechsel gerieth, der immer heftiger und heftiger wurde. Plötzlich ganz entstellt von Zorn und wilder Wuth mit einem dumpfen Schrei stürzte der schöne Jüngling auf seinen Gegner los. Dieser, durch den jähen Angriff nicht auffer Fassung gebracht, wußte die Kraft dieses jähen Angriffs geschickt zu brechen, und auch seinen Gegner mit Vortheil zu fassen.

Sie rangen, gleiche Stärke und Gewandtheit begegneten sich, und nur eine augenblickliche Schwäche dieses oder jenes Theils konnte den Kampf entschei-

den, der um desto hartnäckiger und bedrohlicher für die Zuschauer, aber auch um desto herrlicher war.

Endlich überwältigte der schöne Jüngling seinen Gegner, warf ihn mit Riesenkraft zu Boden, zog ein italisches Messer, das in einer zierlichen Scheide am Gürtel gehangen, und war im Begriff, es seinem Gegner in die Brust zu stoßen, als alle umstehenden Jünglinge, eines solchen Trauerspiels nicht gewärtig, hinzusprangen, sich zwischen die Jünglinge warfen, und den Ueberwältigten ohnmächtig wegtrugen.

Dieser Jüngling war aber Melchior Holzschuer geheißen, und der Sohn eines der ersten Patriziers. Der schöne Jüngling stand noch immer da in drohender Stellung, das Messer hoch empor] gehoben, mit Zorn sprühenden Augen und krampfhaft zusammengedrückter Stirn. Unter andern Umständen hätte sich wohl die Gestalt des Jünglings, so kräftig und heldenmäßig war sie anzusehen, dem Erzengel vergleichen lassen, wie er im Begriff steht, dem sich krümmenden Erbfeinde den Todesstreich zu versetzen.

In dem Augenblick eilte auch ein Rathsherr mit der zahlreichen Stadtwache herbei. So wie er den schönen Jüngling mit dem Mordmesser in der Hand erblickte, erblaßte er vor Schreck und rief: „Raphael, Raphael, schon wieder seyd ihr es, der Maulerei anfängt; schon wieder stört ihr die Freuden eurer Mitbürger. Was soll ich mit euch machen? Fort, nach der Wache.“

Da erst schien der Jüngling zu sich selbst zu

O, Königin!
mein Sinn,
in dir nur lebt.
Gibts noch ein anderes Leben?
Die Sonn' am Firmament,
die Liebesglut, die brennt,
sie gönnt
mir tausend süße Schmerzen!
O! selig Feu'r das brennt,
Das Himmelsluft mir gönnt.
Spring auf, o Brust,
in Luft.
Entströme Glut dem Herzen.

„Er ist in Liebe," sprach einer von den Jünglingen zu dem Rathsherrn leise, „und wenn ich nicht irre, liebt er Mathilde, die schöne Tochter unseres würdigen Patriziers Harsdorfer." — „Nun," erwiederte der Rathsherr lächelnd, „das Lied war wenigstens eben so wild und toll, als die Liebe selbst."

Doch, o Himmel! in diesem Augenblick kam der Patrizier Harsdorfer einen Baumgang hinaufgeschritten, geradezu nach dem Rasenplatz hin, wo sich die Jünglinge befanden, an seiner Seite seine Tochter Mathilde, schön und anmuthig wie ein junger Frühlingstag. Sie war sehr zierlich in ein knappes Gewand mit langen, weiten, bauschigten, vielfach geknüpften Aermeln gekleidet. Der hoch hinaufgehende Kragen ließ nur die Form des schönsten Busens ahnen, und ein breites Barret, mit vielen Federn rings umher geschmückt, vollendete den Reiz der italischer Sitte sich nähernden Tracht. Als sie sich den Jünglingen näherte, ließ sie, in jungfräulicher

Scheu erröthend, den Vorhang der seidenen Wimpern über die leuchtenden Himmelsaugen fallen. Doch nur zu gut hatte sie den erblickt, der in ihrem Herzen lebte.

Ganz außer sich von Liebeswahnsinn ergriffen, stürzte Raphael aus dem Kreise der Jünglinge, stellte sich vor Mathilden und sang:

So kommst du her,
Schönst' der Jungfrauen?
Darf ich dich schauen?
Wunderbares Bangen
hält die Brust befangen.
Schweigt Abendwinde, Stimmen des Waldes,
Wohllaut ist ihr Gang,
ihr Athem süßer Gesang,
alles huld'ge ihr,
im Lustrevier.
Will sie zu euch sich neigen
seht den Himmel niedersteigen.
Ha Königin der Jungfrauen,
soll'n sterben wir in Wonnen?
In Wellen sprudelst Liebesbronnen!
O Schmerzen. O Lust
zerspaltet die Brust.
Ach dem kein Stern mehr brennet,
dem ist die Ruh gegönnet.

Als er den Gesang vollendet, ließ er sich vor Mathilden auf ein Knie nieder, und bat um den schönen Blumenstrauß, den sie in der Hand trug, und den sie ihm als Sängerpreis nicht verweigern konnte.

Er nahm ihn, sich erhebend, drückte ihn an die Brust, netzte ihn mit Thränen, und vertheilte dann einige grüne Blätter davon an seine Gefährten, die jubelnd ihre Barrets damit schmückten.

Man kann denken, daß das ganze Beginnen Raphaels ein herrliches Bild herbeiführte. So kam es, daß Personen jeden Standes einen Kreis geschlossen hatten, und sich an dem anmuthigen Schauspiel ergötzten.

Selbst die strengsten Meistersänger, welche dem Raphael vorwarfen, daß er sich zu italischer Singerei hinneige, erstaunten über die Stärke und Annehmlichkeit des hellen Brusttons, mit dem Raphael sang; und ein paar gar Gelahrte stritten nur darüber, ob Raphael sich in seinem Gesange mehr an die grünen Lilienweis oder mehr an das Orphei sehnliche Klageweis gehalten.

So lieblich, so hineinpassend in die Vergnügungen auf der Hallerwiese, so die Schranken der höchsten Ehrbarkeit beachtend, nur aber auch die der schönen Mathilde dargebrachte Huldigung seyn mochte, so mußte sich doch die zarte, züchtige Jungfrau dadurch schmerzhaft berührt fühlen, weil einer seine Liebe zu ihr auf viel zu ausschweifende Weise vor aller Welt ausgesprochen. Sie war ganz zerknirschte Schaam, keines Wortes mächtig.

Es hatten sich indessen mehrere Freunde um den edlen Patrizier, Herrn Harsdorfer versammelt, und es gelang ihm, sich ohne Geräusch ganz in der Stille mit seiner Tochter im Volk zu verlieren.

Raphael befand sich in der überseligsten Stimmung, und wie es in dieser Stimmung zu geschehen pflegt, sein Muth schwoll bis zum Uebermuth. Die Jünglinge beschloßen unter seiner Anführung

noch einen Streifzug durch die ganze Hallerwiese zu unternehmen. Hier auf diesem Streifzuge war es, wo ihm eine der abenteuerlichsten Gestalten aufstieß. Ein alter, großer mißgestalteter Mann, in gestreifter buntscheckigter Kleidung, auf dem Barret drei hohe Pfauenfedern, ein ungeheures Schwert an der Seite, das er nur mit Mühe fortschleppte. Der ganze Kerl schien aus Justus Amann Kriegszug gesprungen zu seyn.

Erfährt der geneigte Leser, daß Meister Thomas, der Wirth zum weißen Lamm, diesen wunderlichen Menschen begleitete, so hat es keinen Zweifel, daß der gestreifte Kriegsmann niemand anders war, als der Unbekannte, den der Magister Mathias mit dem Namen Solfaterra anredete.

Die Jünglinge erwählten alsbald den Unbekannten zu ihrem obersten Kriegsfeldhauptmann und ordneten einen Kriegszug an, der in der That lächerlich genug sich ausnahm.

Voran schritten einige Jünglinge, die die Feldmusik auf mißtönende Weise nachahmten, alsdann kamen zwei, die das ungeheure Schwert des Hauptmanns trugen; ihnen folgte einer, der auf den Händen das Federbarret empor hielt, und ihm zur Seite schritten zwei sehr feierlich, von denen jeder einen Handschuh des Hauptmanns, und scheinbar mit der angestrengtesten Mühe, trug. Nun führten zwei an den Armen den erwählten Hauptmann selbst; der wollte alles mit den Blicken vergiften, fluchte, tobte, knirschte mit den Zähnen, aber er befand sich in der

Gewalt der Jünglinge, und jemehr er sich toll gebehrdete, zu desto abenteuerlicheren Grimassen wußten ihn seine Führer zu zwingen. Vorzüglich verstand Raphael sich darauf, den Hauptmann in beständigem Athem zu erhalten, so daß ers war, dem der Unbekannte den größten Tort verdankte.

So bewegte sich der Zug langsam fort, als plötzlich Albrecht Dürer vor Raphael stand.

Es ist nöthig zu sagen, daß Albrecht Dürer sich ebenfalls mit seinem Weibe und dem Herrn Doktor Mathias auf der Hallerwiese ein weniges ergehen wollte. Doch geschah es wie immer; es gesellten sich so viel edle Freunde zu ihm, daß seine Umgebung oder vielmehr sein Gefolge bald einen Festzug zu bilden schien. Heute kam noch dazu, daß viele Fürsten und Herren, die sich gerade in Nürnberg befanden, ebenfalls nicht verschmähet hatten, mit einer zahlreichen, glänzend gekleideten Dienerschaft die Hallerwiese zu besuchen. Wohl war es Dürer, der sie dazu bewog; denn ihn umgaben sie huldigend seiner Kunst nicht allein, sondern auch seiner anmuthigen Beredtsamkeit, dem harmonischen Wohllaut seines ganzen Wesens.

Dürers Antlitz war kräftig und voll Ausdruck eines erhabenen Sinnes. Die Züge drückten sich indessen zu markigt aus, um nicht ein gewisses Gleichgewicht der Bildung aufzuheben, wodurch ein Antlitz schön wird. Den tiefsinnigen Künstler zeigte der begeisterte Blick, der oft unter den buschigten scharf zusammengezogenen Augenbraunen hervorstrahlte,

den liebenswürdigen Menschen, ein unaussprechlich anmuthiges Lächeln, zu dem sich seine Lippen verzogen, wenn er sprach. Viele wollten unter Dürers Augen einen gewissen krankhaften Zug bemerken, so wie aus der nicht ganz natürlichen Färbung der Wangen auf die besorgliche Andeutung eines innern geheimen Uebels schließen. Man findet diese Färbung zuweilen auf Dürers Bildern, vorzüglich bei Klostergestalten, mit vieler Wirkung angebracht, und dieses zeigt, daß Dürer sein eigenes Colorit nicht verkannte.

Dürer verschmähte nicht, sich zierlich zu kleiden, und so seinem wohlgebauten Körper, dessen einzelne Glieder ihm oft selbst zum Modell dienten, sein Recht anzuthun. Seine ganze Gestalt war heute an dem schönen Sonntage besonders herrlich anzusehen. Er trug ein gewöhnliches Ueberkleid von schwarzer lyoner Seide. Der Kragen und die Aermel mit geriffenem Sammt von derselben Farbe in zierlichem Muster besetzt. Das auf der Brust weit ausgeschnittene Wams war von buntem venetianischen Goldstoffe. Das bauschigte, vielfaltige Beinkleid reichte nur bis an das Knie. Uebrigens trug Dürer zu diesem Festanzuge, wie es Sitte war, weißseidene Strümpfe, große Bandschleifen auf den Schuhen und ein Barret, das nur das halbe Haupt bedeckte und nur mit einer kleinen krausen Feder und einem prächtigen Edelstein, einer Verehrung des Kaisers, geschmückt war.

So trat also Dürer plötzlich seinem Pflegesohn

entgegen, indem er mit strenger Stimme sprach: „Raphael, Raphael! welchen Unfug treibst du; spiel nicht vor diesem edlen Fürsten und Herren den Schalksnarren.“

In dem Augenblick trafen Solfaterras und Dürers Blicke zusammen, wie funkelnde Schwerter. Solfaterra sprach mit seltsamem Ton: „der Prunknarr macht mich auch noch nicht todt,“ und stolperte fort durchs Gedränge. Dürer schien sich von einer tiefen Bewegung erholen zu müssen, dann wandte er sich zu seiner Umgebung mit den Worten, die den bebenden Lippen mühsam entflohen: „laßt uns von hinnen gehen, ihr edlen Herren!“

Mag der geneigte Leser es sich gefallen lassen, in das Haus des edlen Patriziers Harsdorfer, und zwar in das kleine Zimmer mit dem gothischen Erker geführt zu werden, in dem sich die Alten aufzuhalten pflegten, wenn sie aufgestanden und sich angekleidet hatten.

Beide, Harsdorfer und seine Frau, traten sich nicht, wie sonst, froh und freudig entgegen; vielmehr zeugte die Bläße ihres Antlitzes von der tiefen Bekümmerniß, die in ihrem Herzen nagte. Schweigend boten sie sich den Morgengruß, dann ließen sie sich in die schwerfälligen, mit reichem Schnitzwerk verzierten Lehnsessel nieder, die an einem solchen Tische standen, über dem ein reicher grüner Teppich ausgebreitet lag. Frau Emerentia hatte die Hände auf

dem Schooß gefaltet und sah in tiefer Bekümmerniß vor sich nieder. Herr Harsdorfer schaute, den Arm auf den Tisch gestützt, durch das Erkerfenster in den leeren Himmelsraum.

So hatten die Alten eine Weile gesessen, als Herr Harsdorfer endlich leise sprach: „Emerentia, warum sind wir so traurig?“

„Ach,“ erwiederte Frau Emerentia, indem sie die Thränen, die ihr in die Augen traten, nicht mehr zurückhalten konnte, „ach! Melchior, ich habe dich die ganze Nacht hindurch seufzen und leise beten gehört, und mit dir gesenfzt und gebetet. Unsre arme Tochter Mathilde.“

„Sie ist,“ sprach Harsdorfer mit mehr wehmüthigem als strengem Ton, „sie ist von einer heftigen, verderblichen Leidenschaft befangen worden, die wie ein böses Gift an ihrem Innern zehrt. Mag mich die Gnade des Himmels erleuchten, und mir Mittel an die Hand geben, das arme Kind dem Verderben zu entreißen, ohne es selbst zu verderben. Du weißt, Emerentia, mir stünde allenfalls die Gewalt zu Gebote; ich könnte den unbesonnenen Jüngling fortschaffen. Ich könnte“ —

„Um Gott,“ fiel die Frau ihm in die Rede, „Melchior, du bist alles dessen nicht fähig; denke an Dürer, denke an Mathilde, deren Herz du zerfleischest; und sage selbst, Melchior, ob das arme liebe Kind nicht zu entschuldigen. Als ein unglücklicher Zufall den Jüngling in unser Haus führte, war er nicht die Liebenswürdigkeit selbst? Welche Sanft-

muth im Betragen, welche Zartheit in dem Beachten aller der kleinen Aufmerksamkeiten, die das jungfräuliche Herz nur zu leicht bestricken. Raphael ist in jeder Hinsicht ein außerordentlicher Mensch, und darf er an Kraft und Schönheit dem Erzengel verglichen werden, so verdient sein auserlesener Verstand und sein hoher vortrefflicher Geist in einem solchen schönen Hause zu wohnen. Wahr ist's, sein wildes, ungezähmtes Temperament reißt ihn zu tollen, übermüthigen Streichen hin. Aber hast du, Vater, jemals von einer wirklich nur schlimmen That vernommen, die Raphael verübt haben soll? Vielleicht ist doch Raphael ein guter Mensch."

„In der That," nahm Harsdorfer das Wort, indem er sanft lächelte, „in der That, du vertheidigst den wilden Raphael mit so vieler weiblicher Geschicklichkeit, daß es nur Noth thäte, ihm unsere Mathilde in die Arme zu werfen."

„Mit nichten," erwiederte Frau Emerentia, „mit Schrecken denke ich daran, daß es möglich seyn sollte, die Tochter dem ausgelassenen Jüngling aufzuopfern. Raphaels Temperament gleicht einem klaren Bach, der zwischen anmuthigen Wiesenflecken dahin plätschert und vorbeifließend jede Blume liebkoset. Doch peitscht ihn der wilde Sturm, so brausen seine Wellen hoch empor, er wird zum wilden Waldstrom, reißt alles schonungslos mit sich fort und schont selbst der geliebten Blumen nicht."

„Ei," sprach Herr Harsdorfer mit etwas spitzem Ton, „das ganze schöne Gleichniß, das jedem Meister-

fänger Ehre machen würde, haſt du wohl dem Herrn Doktor Mathias Salmaſius zu verdanken."

„O!" ſprach Frau Emerentia weiter, „o glaube, Vater, daß auch eine einfache Matrone, iſt ſie Mutter, in dieſem Gefühl außer ſich ſelbſt hinausſchreitrn und ein anderes Weſen werden kann. Laß es mich dir mit einem andern Gleichniß ſagen, daß Mathildens ſtille Sanftmuth nur wie eine dünne Eisdecke über einer ſtets zehrenden Feuerglut liegt, die jeden Augenblick brechen kann. Die größte Gefahr führt Mathildens grenzenloſe Liebe herbei. Doch eine leiſe Hoffnung iſt mir geſtern bei dem ärgerlichen Vorfall auf der Hallerwieſe aufgegangen. Zum erſtenmal mußte Mathilde Raphaels wildes bedrohliches Weſen erkennen; ja ihre züchtige Jungfräulichkeit wurde dadurch unmittelbar ſchmerzlich berührt. Ein einziges unbeſonnenes, ſelbſt bewußtloſes Beginnen des Mannes, wodurch die Geliebte verletzt wird, iſt ein Fleck am ſonnenhellen Himmel der Liebe, der ſelten wieder verſchwindet."

„Doch ſage, Vater, was thun, was beginnen?"

„Ernſte väterliche Ermahnungen," ſprach Herr Harsdorfer, „ſind vor der Hand der einzige Damm, den ich dieſem reißenden Strom entgegenſetzen kann; und wie lange wirds dauern, bis die glühende Leidenſchaft wenigſtens ſich ſo weit abgekühlt hat, daß der Sinn nur im mindeſten der Vernunft ſich hinneigt. Doch mich dünkt, ich höre unſer liebes Kind mit unſerm Morgenimbiß die Treppe heraufſchreiten.

Sie wird auf unſerem kummervollen Geſichte leſen, welche tiefe Sorge ſie uns verurſacht."

In der That öffnete ſich die Thüre, und hinein trat das liebe Kind, mit einem ſilbernen, ſauber gearbeiteten Teller, auf dem zwei hohe mit edlem Wein gefüllte Gläſer ſtanden. Auf einem kleinern Teller lag etwas Backwerk, das ſo friſch und appetitlich ausſah, wie man es in Nürnberg nicht anders findet.

Die Todtenbläſſe des Antlitzes, die verweinten Augen zeugten hinlänglich von dem bittern Kampf in Mathildens Innern. Doch war ihr ganzes Weſen gefaßt, und nur mit mehr Rührung bot ſie den lieben Eltern den Morgengruß, indem ſie ihre Hände küßte. Der alte Harsdorfer, Mathilden im höchſten jugendlichen Liebreiz vor ihm ſtehen, mit hängendem Köpfchen, wie ein krankes Täublein die Arme hinunterhängen, mit beiden Händen ein Schnupftuch zuſammendrücken ſehend, ſchien in der That verlegen, wie er ſeine Rede beginnen ſollte.

„Nun," ſprach er mit bitterem Ernſt, nun weiß man doch in dem guten Nürnberg, wen der wilde Raphael zu ſeiner Liebſten erkoren. Sollen bald die Brautjungfern den Kranz flechten?" „Ach, Vater!" erwiederte Mathilde, „verletzt nicht noch dies wunde, blutende Herz durch bittere Reden, die wie ſcharfe Stacheln nur zu tief eindringen. Der geſtrige Auftritt hat mein ganzes inneres Weſen empört, alle jungfräuliche Scham mir aufgeregt. Es iſt, als könne ich mein Zimmer nicht mehr verlaſſen, nicht mehr über die Straße gehen, als müßte ich mich

im tiefſten Winkel verbergen, um nur nicht den höhnenden Spott auf den Geſichtern der Jungfrauen und Frauen zu ſehen. Aber, Vater, warum mir die Vorwürfe, bin ich denn Schuld an der Verirrung des Jünglings?"

„Mathilde," ſprach Herr Harsdorfer weiter, „der roheſte, in Liebe befangene Jüngling wird es kaum wagen, wenigſtens unter ſolchen Umſtänden, wie ſie ſich geſtern auf der Hallerwieſe geſtalteten, einer Jungfrau auf die Art in den Weg zu treten, wenn er in ihrem Betragen nicht irgend einen Anlaß, irgend eine Entſchuldigung fand. Mathilde, du biſt in Liebe zu dem unbeſonnenen Jüngling, und nur zu leichtſinnig wirſt du ihm ſchon längſt die innere Stimmung verrathen haben."

„O Gott!" rief Mathilde ſchluchzend, indem ſie die ſchönen Augen, die voller Thränen ſtanden, gen Himmel erhob, wie eine zu der ewigen Macht des Himmels flehende Heilige. „Armes Kind," lispelte Frau Emerentia für ſich, indem ſie etwas Wein zu ſich nahm, in den ihre Thränen tröpfelten. Herr Harsdorfer, als ein feſter Mann ſeine Faſſung erhaltend, ſprach nur mit mildem Ernſt und einem Ton, deſſen halbunterdrückte Wehmuth die höchſte Zärtlichkeit für das liebe Kind, ſo wie den unſäglichen Schmerz ausſprach, den er in dieſem Augenblick erlitt.

„Mein theures geliebtes Kind Mathilde, ſehr würdeſt du irren, wenn du glauben ſollteſt, daß deine ſo ſchnell erglühte Liebe zu dem wilden Raphael,

mich in Zorn versetzt hat. Raphael ist ein geistreicher Mensch, dessen Kunsttalent groß und ungewöhnlich zu nennen. Schon jetzt setzen seine Skizzen jedermann in Erstaunen, und Dürers Ausspruch, daß der Jüngling auf jeden Fall ein großer, vielleicht der größte Maler seines Zeitalters werden würde, kann und wird sich bewähren. Du kennst mich, mein theures Kind, und weißt daher, daß dies Talent das schönste Adelsdiplom ist, womit ich meinen Eidam bekleidet wünsche; bürgerliche Verhältnisse würden also deiner Liebe niemals ein Hinderniß seyn. Doch hier handelt es sich von etwas Wichtigerem."

„Mathilde, du stehst an einem Abgrunde, ohne es zu ahnen. Der arglistige Verführer der Menschen selbst streckt seine Krallen nach dir aus und sucht dich zu verderben. Mathilde, sammle deinen Sinn, und gieb väterlichen Ermahnungen Gehör, die dich auf den rechten Weg zurückbringen werden. So wie Raphael sich dir bis jetzt in der Ferne und — vielleicht auch näher" — Die letzten Worte sprach Herr Harsdorfer mit Nachdruck, indem er einen scharfen Blick auf Mathilden heftete, so, daß Mathilde ganz Purpur die Augen niederschlug, das Sacktuch wacker zwischen den kleinen Händchen zerknillte.

„Also," fuhr Herr Harsdorfer, der einen Augenblick inne gehalten, ernster und strenger fort, „also und auch näher zeigte — konntest du unmöglich jene bedrohlichen Untiefen seines Wesens gewahren, die den gewissen Untergang jedem Weibe bereiten, das

ſich ihm ergiebt und ihn ſelbſt zuletzt verderben werden. Seine Leidenſchaftlichkeit überſchreitet alle Grenzen der Vernunft, ſein Jähzorn ſcheut kein Verbrechen. — Wollt' er nicht noch geſtern den Freund meuchlings ermorden, und lag es an ihm, daß der Mord nicht wirklich geſchah?"

„Baſtard ſchimpfte ihn der Ruchloſe mitten unter allem Volk." Dieſe Worte ſchob Mathilde ganz leiſe dazwiſchen.

„Aber," ſprach Herr Harsdorfer weiter, indem er that, als habe er Mathildens Worte gar nicht vernommen, „aber an dir ſelbſt hat nun ſein bedrohliches Weſen ſich offenbart. Du ſiehſt die Gefahr ein, der du leichtſinnig dich hinopfern willſt. In den Fabeln wird erzählt, daß Unthiere in glänzendem Gefieder mit reizender Sirenenſtimme den Menſchen ſo verlocken, daß er als ihr eigen an die Bruſt fällt, um ihn dann deſto gewiſſer ohne Widerſtand zu verſchlingen; ſo iſts mit Raphael."

„Doch, mein liebes Kind, der erſte große Schritt iſt geſchehen; unverzeihlich hat ſich Raphael gegen dich benommen, und hierin findeſt du den erſten und fürnehmſten Grund, deine Leidenſchaft zu bekämpfen. Du biſt ein tugendhaftes frommzüchtiges Kind, und ſo wird dir der Sieg leicht werden. Ja, mein liebes theures Kind, du haſt recht, nicht verzeihen magſt, kannſt du dem wilden Jüngling was er that."

„O Gott!" rief Mathilde, „ich habe ihm ja längſt verziehen."

Herr Harsdorfer erſchrack über dieſen ihm allein unerwarteten Ausbruch Mathildens dermaßen, daß er das Glas Wein, welches ſchon ſeine Lippen berührten, wieder abſetzte. Frau Emerentia ſchaute ihn aber an mit einem Blick, welcher deutlich ſprach, hätteſt du wohl etwas anders ahnen können?

Ohne der Eltern Rede weiter abzuwarten, begann Mathilde mit ſteigender Leidenſchaft: „O Gott, liebe Eltern, was mein Raphael gethan, die Engel im Himmel werden ihn rein erſcheinen laſſen; denn nur durch ſchwarzen Flor blickt wie ein prachtvoller Stern ſein edles herrliches Gemüth.“

„Als der übermüthige Holzſchuer ihn bis auf den Tod beleidigte — ihr müßt wiſſen, meine theuren Eltern, daß der Menſch, der meinen Raphael um alles beneidet, ihm den Vorwurf macht, nicht auf rechtmäßige Weiſe geboren zu ſeyn, weil ſeine Eltern nur durch die katholiſche Kirche vereinigt ſind. Freilich, als er ihn nun überwältigt, als er das Mordmeſſer zog — o! das böſe, böſe Meſſer — wie oft habe ich“ — — Mathilde ſtockte, und drückte mit beiden Händen das Taſchentuch vors Geſicht, indem ſie vor zurückgehaltenen Thränen erſticken zu wollen ſchien.

Herr Harsdorfer ſowohl, als Frau Emerentia ließen das Kind gewähren, indem ſie einen Ausbruch der bitterſten Reue und Zerknirſchung erwarteten. Herr Harsdorfer glaubte dieſem Ausbruch der Reue einen leichten Durchgang verſchaffen zu müſſen, vermöge ruhiger, bedächtiger Worte.

„Im," sprach er, „im steten Andenken an Raphaels durchaus ärgerliches Beginnen auf der Hallerwiese wird er, indem du ihn nicht wieder siehst, dir immer gleichgültiger werden und zuletzt deine Liebe zu ihm erlöschen."

„O Gott!" schrie Mathilde, mehr als sie sprach, „was sagt ihr, Vater, was sagt ihr, ich ihn nicht mehr lieben, ihn, in dem meine Seele lebt, der mein Alles, mein ganzes Daseyn ist. Jeder Tropfen meines Herzbluts quillt in seiner Brust — er ist der belebende Funke meines ganzen Wesens — ohne ihn alles todt und starr — mit ihm alle Himmelsseligkeit und Wonne. Und so lebe ich auch in meines Raphaels Brust. Ha! so geliebt zu seyn!" —

„Als er mich auf der Hallerwiese erblickte — da loderten hell die Liebesfunken, und von seinen Lippen strömte in himmlischer Begeisterung ein Lied. — Ha, welch ein Lied! die ältesten Meister nickten ihm Beifall zu — allen schwoll die Brust beim Gesange meines Raphaels — und als er nun den Preis des Sängers zu erwerben rang — o Gott! das Lied strömte wie Feuer durch meine Adern — den Jünglingen pochte das Herz — und die Jungfrauen — vergebens suchten sie es zu bergen, wie sie mich um meine Liebe neideten — während der Mund sich zum spöttischen Lächeln verzog, standen Thränen der Sehnsucht ihnen in den Augen — während sie den Jüngling verdammten, fühlte jede selbst den Himmel an meiner Stelle! Ihn lassen, ihn nicht mehr lieben, meinen Raphael, nein nimmermehr — bis

zum letzten Lebenshauch iſt er mein! bleibt er mein! — mein! — mein! — mein!"

„So gewahre ich denn," ſprach der alte Harsdorfer, indem er ſich zornig von ſeinem Sitze erhob, „ſo gewahre ich denn, daß der Geiſt des Böſen, der ſein Weſen treibt in des wilden Jünglings verderblichem Beginnen, ſchon Macht gewonnen über dich. Ha, entartetes Kind, hat jemals das Blut in verderblicher Wolluſt gegährt in den Adern deiner Mutter, die in den Jahren, wenn das Liebesfeuer am höchſten wallt, die Zucht und ſpröde Jungfräulichkeit ſelbſt war? Sind jemals die Worte über ihre Lippen gekommen, wie ſie von den deinigen ſtrömen? Doch gehe hin, Verworfene, du haſt keinen Vater mehr, geh hin, flieh mit ihm, denn gewiß brütet ein ſolcher Anſchlag der Hölle ſchon längſt in dem Gehirn des Böſewichts, der dir nachſtellt; ende im Elend und tiefer Schmach."

„Nein," rief Frau Emerentia, die in Thränen ganz gebadet war, „nein Vater, das kann, das wird unſer frommes Kind nicht; nur Verblendung iſt es. Doch nein, ſie liebt wohl Raphael wirklich, aber kann ſie darum Vater und Mutter laſſen?"

„Nimmermehr, lieber ſterben," ſchluchzte Mathilde.

Herr Harsdorfer ſah in dieſem Augenblick ein, daß er gegen Mathilde zu hart geweſen und der rührende Anblick der beiden ganz ſchmerzaufgelöſten Weiber gab dieſem Gedanken noch das gehörige Gewicht. Er hob Mathilden, die vor ihm niedergeſtürzt war, ſanft in die Höhe, ſtrich ihr die niedergefallenen

Locken von der Lilienstirn und sprach sanft, beinahe wehmüthig: „fasse dich, mein liebes Kind, vielleicht ist es nur ein feindseliger Augenblick, der dich dich selbst verleugnen ließ.“

Mathilde plötzlich ganz gefaßt, keine Thränen in den trockenen Augen, starrte den Herrn Harsdorfer an mit seltsamem Blick und fragte mit dumpfen Ton: „habt ihr mir, Vater, vielleicht eine böse Unthat verschwiegen, die Raphael beging, so entdeckt sie mir jetzt; denn bei Gott, Vater, nichts habt ihr vorbringen können, was meinen Raphael als einen verbrecherischen Menschen darstellen sollte, der meiner Liebe unwürdig.“ — Herr Harsdorfer schien etwas betreten. „Geh,“ sprach er endlich, „geh, mein liebes Kind, schiebe dir das kleine Tabouret heran und nimm Platz zwischen deinen Eltern.“

Der geneigte Leser, der Sinn hat für die edle Malerkunst, dem sich aus einer Erzählung mannigfache Gruppen bilden, findet hier Gelegenheit, sich ein kleines, gar anmuthiges Kabinetsstück vor Augen zu bringen. Denn anmuthig darf es genannt werden, wie die bildhübsche, schlankgewachsene Mathilde, in der zierlichsten Morgenkleidung, Platz genommen zwischen den beiden Alten, auf ihre Rede horchend. Auch darf nicht die gute Staffage der Polsterstühle, des Tabourets und des Tisches mit dem appetitlichen Morgenimbiß vergessen werden.“

„Um dir,“ begann nun der alte Harsdorfer, „um dir, mein liebes gutes Kind, klar vor Augen zu stellen, wie mein Vorurtheil gegen Raphael auf

die gegen Dürer gerichtet waren, und oft nur zu sicher, nur zu verderblich trafen."

„Erlaß es mir, mein Kind, dir die Reihe solcher Bosheiten aufzustellen. Das Gemälde, wie Böse-wichter es anfangen, einem großen tugendhaften Mann zu schaden, würde dein reines Gemüth nur verletzen, und es bedarf dessen nicht."

„Dürer bekämpfte den Haß seines Kameraden, so wie es in seiner schönen Seele lag, mit zuvor-kommender Liebe. und schien wirklich wieder etwas über das starre Gemüth zu gewinnen. Doch alles änderte sich, alle gute Aussicht ging verloren, als ein italienischer Maler, Namens Solfaterra, mit einer ansehnlichen Sammlung italischer Gemälde nach Nürnberg kam."

„Von diesem Augenblick war Dietrich wie von Wahnsinn ergriffen; er sah und hörte nichts, als italische Kunst; und üppige Bilder erfüllten seine Einbildungskraft. Doch noch schlimmeres, als dies."

„Solfaterra war ein verworfener, allen bösen Lüsten, allen Verbrechen ergebener Mensch, und mit ihm ergab sich der unglückliche Dietrich dem Laster mit aller Wuth, die in dem gährenden Blute kochte. Dabei theilte Solfaterra den Haß Dietrichs gegen Dürer schon darum, weil ein sündhaftes Gemüth Aergerniß nimmt an dem frommen Sinne, der Werke schafft, die aus dem Gemüthe kommen und zum Gemüthe strömen. Man sagt, Solfaterra habe dem jungen Albrecht nach dem Leben getrachtet."

„Doch nun, Mathilde, meine herzliche Tochter

Mathilde, horche wohl auf, was die Stimme des Schicksals zu deinen Eltern, zu dir so warnend spricht, daß es sündlicher Frevel wäre, ihrer nicht zu achten."

„Raphael ist seines Vaters treues Ebenbild. Eben so wie dieser war jener mit allen geistigen und körperlichen Vorzügen des vollendetsten Jünglings geschmückt. Eben so wie jener übt er die verführerische Kraft des Satans selbst über die Jungfrauen — eben so wie du, unglückliche Mathilde, kam die schöne tugendhafte Rosa, des edeln Patriziers Imhof einzige Tochter, in flammende Liebe zu dem Verworfenen. Er verführte sie, und verschwand mit ihr in dem Augenblick, als der Rath Bübereien und Mordverdachts halber ihn sammt dem saubern Solfaterra zur Haft bringen lassen wollte, mit Schande und Schmach bedeckt."

„Nach mehrerer Zeit stieß ein nürnberger Kaufmann, der sich gerade in Neapel befand, auf ein Bettelweib, die lang ausgestreckt auf den Marmorstufen der Kirche des heiligen Januar lag, und der mühsam von einem bildschönen, fünf- bis sechsjährigen Knaben, Klostersuppe eingeflößt wurde."

„Das Bettelweib war ein Bild des tiefsten Jammers und Elends, und der Tod hatte bereits ihre Lippen gebleicht. Der Knabe sprach zur Verwunderung des Kaufmanns deutsch, und in wenigen Worten hatte er die Geschichte ihres Verderbens erfahren."

„Der Vater, ein Maler, hatte Weib und Kind am fremden Orte hülflos verlassen. Bei der Frau

kam alle Hülfe zu spät; sie verschied nach wenigen Augenblicken und wurde von den Klosterknechten weggebracht. Den Knaben nahm der Kaufmann mit nach Nürnberg. Der Maler, welcher Weib und Kind verlassen, war aber Dietrich Irmshöfer — das Bettelweib, Rosa."

Mit einem krampfhaften Schrei fuhr Mathilde von ihrem Tabouret auf. In dem Augenblick ging indessen die Thüre auf, und Herr Doktor Mathias Salmasius trat hinein.

Das Gespräch wandte sich, und was nun verhandelt wurde, soll der geneigte Leser bald so viel erfahren, als es der Geschichte frommt.

Drittes Kapitel.

In dem Gasthofe zum weißen Lamm ging es unterdessen sehr lebhaft zu. War es, daß der einfallende Jahrmarkt zu Fürth die Leute niedrigerer Volksklasse zusammen getrieben, so hatte dagegen das langerwartete Ehrenfest des großen Dürer die Leute höhern Standes herbei gezogen.

Das Wetter hatte sich völlig aufgeklärt, und ein heiterer Himmel, dem die lustigen Morgenwinde jedes Wölkchen wie eine Thräne weggetrocknet, lagerte sich über die sonnenhelle Gegend. Die Anmuth der Witterung verfehlte keineswegs ihre Wirkung

auf die Gemüther der Menschen, welche sich mit Freiheit und Lust bewegten. So kam es, daß die Gaststube des ehrenwerthen Herrn Thomas schon am frühen Morgen von Gästen erfüllt war, welche Wein tranken, wie sie ihn eben erhielten, schlechten und guten, und dabei lärmten und jubilirten.

Herr Thomas hatte noch nie solchen zahlreichen Zuspruch gehabt. Er rief, indem er sich vor die Brust schlug: „O! du allmächtiger Albrecht Dürer, dir habe ich das zu verdanken; du bist besser, als der heilige Sebaldus, der bloß zerbrochene Bouteillen leimt.“ Dazu tanzte er — konnte es unbemerkt geschehen — etwas auf einem Beine und krähte: „O Nürnberg, du edler Fleck!“ prügelte auch erklecklicher als sonst mit der Katzenpeitsche den neuen Kellner, der sich niemals entschließen konnte, ob er den rechten Fuß zuerst vorsetzen sollte oder den linken, so lange, bis er in den Parforceschritt gerieth, und dabei kläglich stürzend mehr Bouteillen zerbrach, als nöthig.

„Nein!“ rief in der Stube ein wohlgenährter Kärner, ein frisches junges Blut, dem man die Lebenslust ansah (er pflegte hübsche kurze Waaren feil zu halten), „nein, mit Freuden verlier ich zwei, auch wohl drei Laubthaler, und fahre nicht nach Fürth und bleibe hier, um das Wunder zu sehen, das der alte Dürer schon wieder geschaffen, und wenn ich dahin komme, dem Weibe zu erzählen, wie mich das so recht an Herz und Seele erlabt, was aus des alten fleißigen Herrn Werkstatt kommt. Nehme auch wohl ein Stücklein Kreide, und zeichne

auf den großen schwarzen Tisch des Meisters Gebilde nach, so gut es meine rohe Faust vermag, und da kann sich das Weib alles so ziemlich versinnlichen, und darüber hat sie denn große Freude."

„Ei," begann ein schwarzgebrannter Geselle von Kärner, „ei nehmt, Kamerad, bei diesen dürren Zeiten den Verdienst von zwei, drei Laubthalern immer mit, der euch entgehen würde, wenn ihr nicht noch heute nach Fürth kommt, und schert euch den Teufel um Dürers Fest. Macht's wie ich, ich gehe, sobald ich diesen Römer geleert, den der heilige Sebald mir gesegnen möge. Glaubt ihr, thörichter Mann, daß der Kaisersaal mit seinen Wundern, zumal wenn Dürers Gemälde ausgestellt ist, für euch und Leute unseres Standes überhaupt geöffnet seyn wird? Der Dürer ist ein vornehmer Mann geworden, der blos für die hohen Fürsten und Potentaten malt, und unser eins nicht mehr achtet. Bekämen wir nicht seine schönen Bilder in den Kirchen zu sehen, so würden wir gar nichts mehr von ihm wissen."

„Ei," sprach ein nürnberger Bürger hinzutretend, „ei, wie möget ihr doch so sprechen, ihr lieben Leute, wie möget ihr von uns nürnberger Bürgern solch schlechte Meinung hegen, daß wir abgeartet, nicht freier Volkssitte treu bleiben sollen. So wie die hohen Herrschaften den Kaisersaal verlassen, und die Gänge nur ein wenig Luft erhalten, werden Thüre und Thore für jedermann geöffnet, und der geringste aus dem Volk kann sich an den Wundern, die sich ihm aufthun, erlaben."

„Und was unſern Dürer betrifft, ſo iſt er ein Mann des Volks, aus dem er geboren, Hort und Heil der edlen Stadt Nürnberg, Stütze der Armen, Zuflucht der Bedrängten, Troſt und thätige Hülfe jedem, der ihn bedarf, und viel lieber in den Kreiſen des biedern bürgerlichen Standes, in dem Treuherzigkeit herrſcht und freier unbefangener Sinn, ſtatt falſcher Saalbaderei und Knechterei ohne Ende, wie wohl ſolches Gift oftmals bei den Vornehmen herumſchleicht. Vorzüglich hegt und pflegt er jedes aufkeimende Talent, er mag es finden, wo er will.“

Bei dieſen Worten warf der Bürger dem Kärner einen ſchlauen Blick zu, der Kreidezeichnung gedenkend. Dieſer ſchlug aber die Augen nieder, und liſpelte: „O Gott! ſollte etwas darin ſtecken.“

„Silentium!“ ſchrie eine drohende Stimme, die keinem andern gehörte, als dem tollen, halbbetrunkenen Drechslermeiſter Franz Weppering, über dem Tiſche herüber: Silentium! und ſollte ich ganz allein gegen euch Meiſters meinen herrlichen Jungen, mein Herzblatt, meinen herzlieben Zuckermann, vertheidigen, ſo thue ich es hiemit, und fordere vorzüglich die Jugend auf, der das Herz am rechten Flecke ſitzt, zu entſcheiden, ob's Recht war oder nicht, daß Raphael den übermüthigen Melchior Holzſchuer niederwarf, als er ihn Baſtard ſchimpfte.“

„Wer mir,“ ſprach ein junger rüſtiger Steinmetz mit funkelnden Augen, „wer mir an die Ehre kommt, kommt mir an das Leben, denn ohne Ehre kein Leben, und Leben gegen Leben.“

„Recht, Recht, Friedrich hat Recht," ſo ſtürmten die Jünglinge tumultuariſch hinterher und ſchrien, indem ſie die Gläſer klingen ließen: „Hoch lebe Vater Dürers herrlicher Pflegeſohn Raphael, denn ſein iſt er ganz und gar."

„Verachtet die Stimme der Aeltern nicht," ſo ſprach ein alter Handwerksmann, deſſen Gewerbe die blau gefärbten Hände verkündigten, „es wäre in dieſem Falle gut, wenn ein weiſer, vernünftiger, berathener Mann den Fall zum Nutzen und Frommen der Jugend entſchiede."

Die Jünglinge lachten hell auf, ergriffen den Herrn Thomas, der eben mit zwei ſchweren Weinhumpen durchſchlüpfen wollte, alles Widerſpruchs unerachtet, bei den Beinen, und hoben ihn auf den Tiſch, mit dem Anſinnen, ſogleich, da ihm die Gaben dazu inwohnten, den Richterſpruch zu thun. Herr Thomas gab der ſtrengen Nothwendigkeit nach, und bemühte ſich, wenigſtens das mit Zierlichkeit und Anſtand zu thun, was ihm die Gewalt abzwang. Er beſah einige Augenblicke ſtillſchweigend den Schlüſſelband, ließ dann einen Schlüſſel nach dem andern fallen, richtete ſich dann aus der gebückten Stellung in die Höhe, kratzte nach allen Seiten aus, vergeſſend, daß er auf dem Tiſche ſtand, und richtete eben dadurch eine Verwüſtung an, der in dem Augenblick ſchwer zu ſteuern. Endlich räuſperte er ſich, fuhr einigemal mit der Kellermütze über die Stirne, und begann feierlich:

„Meine theuren Gäſte! es iſt hier von einem

Todschlage, oder vielmehr davon die Rede, ob's Recht ist, jemand todt zu schlagen. Man findet darüber in den mosaischen Gesetzen, gedenkt man noch nicht der Chaldäer, Syrer, Indier, Mesopotamier, Egyptier, Perser" —

„Halt, halt," schrie der Steinmetz, „plagt euch der Teufel, Herr Wirth, wir wollen nicht wissen, ob die Potomier, Kalkdreher, Gypszieher oder wie das Volk alles heißen mag, was ihr da herausgewirbelt habt, dem Raphael Recht gegeben haben würden, oder nicht. Ihr sollt auf der Stelle Bescheid geben."

„So laßt," sprach der Wirth, „so laßt mich wenigstens sogleich von Moses zu unserm Kaiser Karl dem Vierten und seiner Aurea bulla von 1347 vorwärts gehen; in dieser heißt, „betreffend Meuterei und Todschlag," ausdrücklich: so jemand — In diesem Augenblicke schaute der Wirth um sich, und gewahrte auf den Gesichtern der Jünglinge düstere Wolken, die jeder nachtheiligen Entscheidung ein nachfolgendes verderbliches Gewitter drohten.

Der schlaue Thomas faßte sich daher kurz und sprach: „in der That sehr werthe Meister, herrliche Gäste, wackere Genossen schöner Tage, ich weiß nicht, wie es wörtlich in der Aurea bulla heißt, aber ihrem Sinn und Inhalt gemäß gebe ich meine Entscheidung dahin, daß Raphael das Recht hatte, den Melchior auf den Tod anzugreifen, weil dieser zuvor gleiches gethan."

So sehr die Jünglinge dem Herrn Thomas Beifall zujauchzten, so sehr erhoben sich dagegen auch

die murrenden Stimmen der Alten, welche mit Recht von Meuchelmord, bewaffneter Faust und dergleichen sprachen. Herr Thomas, um auch diesen Sturm zu beschwichtigen, rief sehr laut: „und sollte auch ein hitziger Streich geschehen seyn, alle Gesetze, Verordnungen und Privilegien lassen einen großen Entschuldigungsgrund zu, nämlich die Liebe; und hat der feurige Jüngling Raphael an einem Orte, wo es freilich nicht hingehörte, hat er seine höchste Kunst, was Gesang und Spiel betrifft, den ganzen Schatz seines Talents euch eröffnet, so dankt ihm das, so dankt ihm die Erhebung seines Gemüths, die ihr in dieser Stunde genossen habt.“ Dem Wirth wurde aufs neue stürmischer Beifall zugejauchzt. Er nahm indessen die Gelegenheit wahr, mit einem geschickten Katzensprunge auf dem breiten Rücken seines Oberkörpers zu setzen, der mit ihm sogleich abfuhr.

Ein neuer, ganz unerwarteter Auftritt fesselte jetzt plötzlich die Aufmerksamkeit der Gäste. Die Thüre sprang nämlich auf, und hinein schritt sehr feierlich ein kleines, kaum fünf Fuß hohes Männlein; einen großen, breiten Hut, mit einer viel zu hohen Feder auf dem Kopfe, das Genick zurückgebeugt, tief in den Nacken, kniff der Kleine die Augen dicht zu, wie ein Gänserich, der in den Blitz zu schauen unternimmt. Der schwarze Amtsanzug wäre beinahe mehr als reputirlich zu nennen gewesen, hätten sich in den schwarzen Strümpfen nicht zu viel weiße Zwirnfäden vorgefunden.

Hinter der kleinen Person schritten zwei wohl

bewaffnete Männer von der Stadtmiliz, und man bemerkte, daß die Thüren des Hauses stark besetzt wurden, und auch auf der Straße starke Wachen patrouillirten. Die Bürger geriethen in Unruhe und Besorgniß über das, was die gute Stadt bedrohen könne, und bestürmten den Rathsschreiber Elias Werkelmatz, dieß war der kleine Mann, der die Wache führte, mit Fragen. Werkelmatz schritt aber, ohne jemanden eines Blicks, eines Wortes zu würdigen, mit seinen Soldaten wieder zur Thüre heraus, woher er gekommen.

Der Vorfall mit der Besetzung des Hauses, so wie das Herannahen der Mittagszeit, hatte die Menschen verjagt, so daß nur noch eine kleine Gesellschaft zurückgeblieben, unter der sich — mit Ausnahme des Doktor Salmasius — diejenigen Personen befanden, welche der geneigte Leser aus dem ersten Kapitel bereits kennt.

„Stellt," sprach Erxner, „ein hochweiser Rath denn gerade in dem Augenblick verdächtigen Personen nach, als Dürers Fest beginnen soll?"

„Ist von Nöthen, ist von Nöthen," sprang der Wirth geschäftig bei. Herr Thomas rieb sich die Hände, drehte sich hin und her und that überhaupt so wie ein Mensch, dem irgend etwas die Seele abdrücken will.

„Ha ha ha," lachte Weppering, „seht wie unser Herr Thomas uns gar zu gern mit seinem Kram bedienen möchte; aber wir geben es durchaus nicht zu, wenn er uns nicht eine Flasche edlen Weins opfert."

„Vermaledeiter Saufaus", murmelte Herr Thomas zwiſchen den Zähnen; dann aber lauter und gemüthlicher, „ſoll geſchehen, edler Drechsler, ſoll geſchehen." Bald ſtand der Wein auf dem Tiſche. Nun wiſchte ſich Herr Thomas mit der Kellerſchürze den Schweiß von der Stirn, blies die Backen auf, indem er den andern zuwinkte, ein gleiches zu thun, und ſoviel möglich die Köpfe zuſammen zu ſtecken.

„Der kleine ſtumme Rathsſchreiber," begann der Wirth, „iſt ein närriſcher Kumpan; warum ſagte er nicht offen, daß der dem Galgen entlaufene Irmshöfer, ein paar Tage verkappt, am Orte ſich aufgehalten, und daß der hochweiſe Rath ihn zu verhaften ſtrebt, ohne ihn jedoch finden zu können."

„Wie, der abſcheuliche Böſewicht wieder hier? Sollte," fuhr Erxner fort, „der Böſewicht die Freiheit haben, gerade am Feſt unſeres großen Dürer, dem Galgen entgegen zu treten? Ich glaube es kaum."

„Ich weiß," nahm Bergſtainer das Wort, „überhaupt gar nicht, warum man mit dem verruchten Kerl, dem Irmshöfer, ſo viel Federleſens macht. Warum ſchmeißt man ihn nicht gleich ins Feuer, wie es im Jahr 1472 mit dem Hans Schitterſamen geſchah, der die Nürnberger durch ſeine argliſtigen Streiche auf abſcheuliche Art moleſtirte. Nun, jetzt wird er dem Galgen nicht länger entgehen, ſie hängen ihn gewiß."

„So bald ſie ihn haben," fiel der Wirth ihm ins Wort, indem ſeine Miene einen ſolchen hohen Grad von Schlauigkeit erreichte, daß des erfahrenſten

Fuchses Antlitz nur ein schwaches Abbild davon gewesen seyn würde. „Freunde," fuhr er dann feierlich fort, „dieser Irmshöfer ist eine Art von Satan. Wißt ihr nicht, daß er auch Sollfaterra heißt? Wißt ihr nicht, daß ein Sollfaterra Sakristan zu St. Sebald war, als Kaiser Karl der Vierte, seinen Sohn Wenzel, der wie ein Heidenkind, fünf und ein halb Wochen, alles Christenthums baar, brach gelegen, unter einem güldenen Thronhimmel taufen ließ? Daß" —

In dem Augenblick ertönten die Glocken von St. Sebald, ein Zeichen, daß sich die hohen Herren und Fürsten nach dem Kaisersaal begaben. Alles brach auf, und Herr Thomas ganz erboßt, sich in seiner Weisheit unterbrochen zu sehen: „da läuft es hin, das unverständige Volk, und will nicht erfahren, daß der kleine kaiserliche Balg den fürstlichen Einfall hatte, das schöne silberne Taufbecken zu einem ganz andern Hausbedürfniß anzuwenden, als wozu es bestimmt; und daß es darauf angieng und verbrannte, wie ein schlechter Haderlump. Daß aber der Sakristan Sollfaterra ein rothes Pulver" — Des Wirths Stimme verhallte im Tumult der Abgehenden.

In demselben Augenblicke lag der, dessen Lob, dessen Ruhm von allen Lippen ertönte, einsam hingestreckt auf ein kleines Ruhebett in dem kleinen entlegenen Zimmer des Rathhauses, wo er verschiedene kleinere Kabinetstücke von seiner Arbeit aufhängen lassen, und überließ sich ernster, tiefer Betrachtung. Herr Mathias trat zu ihm, mit den Worten: „Albrecht! es ist, als wenn eure Seele mit einem

ungeheuren Schmerz kämpfe, der euch wie ein drachenartiges Ungeheuer umwunden, und dessen Verschlingungen ihr euch zu entwinden vergeblich mühtet."

Albrecht richtete sich ein wenig von dem Ruhebette empor, und nun gewahrte Mathias zuerst die Leichenblässe seines Antlitzes, und wie sich über seine ganzen Züge jener besondere bedrohliche Charakter verbreitet hatte, den Hypokrates als ein untrügliches Zeichen einer Krankheit, die den ganzen Organismus gewaltsam ergreift, und vorzüglich in den Ganglien seinen Ursprung findet, angibt. „Um Gott!" rief Herr Mathias, indem er die Hände zusammen schlug, „um Gott, mein würdiger Freund Dürer, was ist dir widerfahren? Aber sieh, wie unser frommer Freundschaftsbund unsere ganze Seele erfüllt; heute am frühen Morgen ließ mir der Gedanke keine Ruhe, daß du hierher gegangen, und krank geworden wärest. Ich eilte hierher."

„Ach!" unterbrach ihn Dürer, „es ist meine Sehnsucht, die dich hierher gezogen. Laß mich, o mein Freund, in deine treue Seele mein ganzes Ich ausschütten, das schon das deinige ist." Albrecht Dürer sank vor Mattigkeit sanft auf das Ruhebette zurück, und begann mit schwacher, krankhafter Stimme: „ich weiß nicht, was seit einigen Tagen mich für eine seltsame Traurigkeit und Befangenheit des Geistes oft bis zur Qual ängstigt. Meine Arbeit geht mir nicht von statten, und fremde, verworrene Bilder, die sich eindrängen wie feindliche Geister, in die Werkstatt meiner Gedanken, werde ich nicht los, unerachtet ich die ewige Macht des Himmels anflehe, mich zu befreien von dieser Aergerniß des Bösen.

„Er ist hier," sprach Mathias mit bedeutendem Ton. „Ich weiß es," erwiederte Dürer sehr schwach. „Fürchtet nichts," fuhr Herr Mathias fort, „was

vermag der Ohnmächtige gegen euch, der ihr überall im mächtigsten Schutz und Schirm steht."

Beide schwiegen einige Augenblicke, dann begann Albrecht: „als ich heute früh erwachte, fielen die ersten Strahlen der Morgenröthe in mein Zimmer. Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen, öffnete die Fenster, und erlabte mein Gemüth im frommen Gebet zu der höchsten Macht des Himmels. Eifrig und eifriger betete ich, aber kein Trost kam in das wunde Gemüth, und es war, als wende sich die heilige Jungfrau von mir ab, mit ernstem, wo nicht zürnendem Blick. Ich weckte mein Weib, und sagte ihr, daß ich in der tiefen Bekümmerniß meines Herzens einen Gang nach dem Burgwall machen und dann hierher gehen wolle. Zu rechter Zeit solle man mir die Festkleider schicken, damit ich mich ankleide und hier erscheine, ohne hergeführt werden zu dürfen Mathias! als der Rathsdiener die großen Pforten des Kaisersaals aufschlug, als ich mein großes Gemälde erblickte, das den ganzen Hintergrund einnimmt, und das in den Morgenwolken eingehüllt schien, aus denen zweideutige Streiflichter es anschielten, als ich noch einen Theil des Malergerüstes, die Farbentöpfe, Malerschurz und Mütze gewahrte, die noch von der letzten Arbeit zurück geblieben, da ich an Ort und Stelle retouchirte, da überfiel mich jene Traurigkeit noch empfindlicher und härter; ja eine Bangigkeit drohte mir die Brust zu ersticken; was ich gewollt, nämlich mein Bild der strengsten Musterung unterwerfen, mußte unterbleiben. Einmal — Mathias erschreckt nicht — mein eigenes Gebilde jagte mir in diesem Augenblick das Entsetzen zerschmetternder Majestät ein, und dann — ich hätte ja vor Schwindel und Mattigkeit das Gerüst nicht besteigen können. Mit geschlossenen Augen schwankte ich durch die langen Gänge in dies Zim-

mer, wo ich ermattet auf das Ruhebette sank. In einem Halbschlummer gedachte ich nun meines ganzen Lebens, und wie ich mich aus eigenen Trieben zur heiligen Malerkunst gewendet. Ich darf euch, mein lieber Freund Mathias, die so bekannte Geschichte meiner Kindheit wohl nicht wiederholen, aber soviel mag ich sagen, daß nicht allein die Gebilde der Menschen, deren Antlitz mich besonders ansprach, sondern daß auch Gestalten beim Lesen der heiligen Historien in meinem Innern aufgiengen, die zum Theil so schön und herrlich waren, daß sie dieser Erde nicht angehören konnten, welche ich mit solch unaussprechlicher Liebe umfaßte, daß ich ihnen meine ganze Seele zuwandte. Aber diese Liebe konnte ich nicht anders in's feurige Leben treten lassen, als wenn ich sie aus meiner innigsten Seele heraus auf der Tafel darstellte.

„Hier habt ihr, mein Freund Mathias, mit wenigen Worten die ganze Tendenz meiner Kunst.

Dieses herrliche Fragment ist der letzte Aufsatz, den Hoffmann, dem Tode nahe, auf dem Krankenbette in die Feder sagte. Wenige Stunden vor seinem Scheiden von dieser Erde wollte er noch, sich wohl fühlend, diese Erzählung fortsetzen; seine Frau suchte es ihm aber auszureden; er wurde im Bette mit dem Gesichte nach der Wand hin gelegt, verfiel in Todesröcheln, und war bald nicht mehr. (Siehe die nachfolgende Biographie.)

Die Verlagshandlung.

Brief

des

Kapellmeiſters Johannes Kreisler

an.....

Besagter Kapellmeister Kreisler ist allen denen bekannt worden, die ein gewisses phantastisches Buch gelesen haben, von dem erst vor einiger Zeit eine neue Ausgabe erschienen, auf solch glattem Papier, daß man nicht begreift, wie die Buchstaben so zierlich und gerade darauf stehen können, ohne ein einzigesmal auszugleiten. Dieser Kreisler schrieb also an einen Freund, mit dem er ein Herz und eine Seele ist, unter andern folgendes:

„Sagt mir, mein vortrefflichster Herr und Freund! sagt mir nur um des Himmels willen, was es mit dem Conzert, das am zehnten März bei Euch im Opernhause gegeben wurde, eigentlich für eine Bewandniß hat? — Ich bin, wie ihr wißt, nicht dort gewesen; es war schlechtes Wetter, ich hatte meinen Regenschirm verliehen, und dann kam mir, da ich gerade von einer gewissen Faulheit, der natürlichsten Neigung aller Menschenkinder, befallen, in der That der Weg von meinem Logement bis zum Opernhause zu weit vor, unerachtet er doch kaum lumpigte fünfzig Meilen betragen mag. Da lese ich nun gar verschiedenes über jenes Conzert, was mich ganz irre und konfus macht.“

Haude und Spener gibt in Nro. 31 seiner Zeitung nicht undeutlich zu verstehen, daß das Harmonikaspiel der Frau K. ziemlich wirkungslos geblieben sey, und fragt, wie es komme, daß überhaupt die Harmonika jetzt nicht mehr so wirke als ehedem, ob unsere Nerven stärker oder schlaffer geworden, oder ob die Schuld an unserm durch das jetzige viele pauken, trompeten, posauniren und klapphornlamentiren verwöhnten Trommelfell liege? Dagegen nennt der Freimüthige für Deutschland in Nro. 62 seines Zeitblatts die Harmonika das schönste, tonvollste aller Instrumente und rühmt die beseelten Finger der talentreichen Künstlerin, die die Himmellaute jenes Instruments hervorgerufen habe. — Ich für meinen Theil, der die Himmellaute nicht gehört hat, muß darin dem Herrn Haude und Spener Recht geben, daß es mit der erstaunlichen zauberischen Wirkung der Harmonika, wie sie sonst vor Jahren statt fand, rein vorbei ist. Indessen meine ich, daß unsere Nerven ganz und gar dieselben geblieben sind, und daß unser Trommelfell, wird ihm auch in der That hart zugesetzt, mit Pauken und Trompeten, doch wohl noch immer auch zarte Himmellaute in sich aufzunehmen vermag. Laßt es euch gefallen, mein würdigster Freund und Herr! daß ich mit wenigen Worten andeute, worin nach meinem musikalischen Urtheil die Sache liegt. Der Ton ist in der Musik ganz und gar dasselbe, was in der Malerei die Farbe. Beide, Farbe und Ton, sind in nicht zu berechnender Varietät an und vor sich

selbst der höchsten herrlichsten Schönheit fähig, bleiben aber nur der rohe Stoff, der sich erst gestalten muß, um tief und dauernd auf das menschliche Gemüth zu wirken. Den Grad dieser Wirkung wird die Stufe der Schönheit und Vollkommenheit bestimmen, zu der nun eben die Gestaltung gediehen.

Es ist nicht die Färbung des Grünen, es ist der Wald mit der anmuthigen Pracht seines Lautes, der in unserer Brust das Entzücken weckt und die süße Wehmuth. Das tiefe Blau des Himmels dünkt uns bald öde und traurig, steigen nicht die Wolken auf in tausend wechselnden Bildern: Wendet das auf die Kunst an und denkt euch, Würdigster! wie bald es euch ermüden, oder was für einen momentanen Sinnenkitzel es von Haus aus erregen würde, die schönsten Farben ohne Gestaltung zu schauen? — Denkt an das läppische Farbenclavier des Paters Castel! — Und nun ists eben so in der Musik. Der Ton wird nur dann erst tief unser Gemüth ergreifen, wenn er sich zur Melodie oder Harmonie, kurz, eben zur Musik gestaltet.

Nennt nun der Freimüthige s. D. die Harmonika das schönste und tonvollste aller Instrumente, so erwiedere ich ihm als eingefleischter Musikant, daß die Harmonika in musikalischer Hinsicht eins der allerärmsten und unvollkommensten Instrumente ist, die es gibt! Von dem Unfug alle der Ariettchen und Variatiönchen und Polonaischen und anderer schaler Kindereien, die darauf gewöhnlich gespielt zu werden pflegen, will ich ganz schweigen und nur

bemerken, daß jede Melodie auf der Harmonika wenigstens dem feineren Ohr steif und ungelenk klingt. Dies liegt in dem Mechanismus des Instruments, der es dem geübtesten Spieler unmöglich macht, die Töne (im Sinn der Kunst) zu verbinden. Eben dieser Mechanismus verbietet auch jeden geschwinden Satz. Dagegen gewährt die Harmonika den Vortheil der Orgel, daß der Ton fortdauert, so lange der Finger die Glocke berührt. Diese Eigenschaft führt von selbst darauf, daß die Eigenthümlichkeit des Instruments nur geltend gemacht werden kann in langsamen Sätzen strengen Styls.

Damit Ihr, Vortrefflichster! aber gleich auf der Stelle wissen möchtet, was ich sagen will, ohne daß es noch vieler Worte bedarf: Könnte ich euch wohl das ganze canonisch gearbeitete Benedictus von dem Altvater Palestrina hersetzen, das eben vor mir auf dem Pult liegt, an dem jeder Fortepianospieler verzweifeln muß, das sich aber ganz für die Harmonika eignet und mit vieler Wirkung vortragen läßt? Aber ich weiß es, ihr habt selbst keine Harmonika, und lauft ihr nun mit meinem würdigem Beispiel zu diesem, jenem Herrn, der zu dieser, jener Dame, die ganz das Glas streichelt, so werden sie unmäßig klagen über weitgespannte Saiten u. s. w., kurz, über die Unausführbarkeit des Satzes. Und es kommt doch nur darauf an, die vier Stimmen den beiden Händen richtig zuzutheilen. — Aber das ist wieder ein eigenes Ding! — Hinc illae lacrymae, mein Vortrefflichster!

Ihr meint nun vielleicht, Würdigſter! daß die Harmonika in ſolchen Sätzen eine Fülle harmoniſchen Reichthums entwickeln könne, und daß auf keinem Inſtrumente in der Welt, nimmt man die Orgel aus, der Choral ſchöner klingen müſſe; aber auch hier verſtört eine Mangelhaftigkeit alle Wirkung auf die Dauer.

Dieſe Mangelhaftigkeit liegt nämlich in dem geringern Umfange des Inſtruments, dem der kräftige Baß durchaus fehlt, ſo daß die darauf vorgetragenen Sätze im gebundenen Styl, ſo wie die Choräle, dünn und wie man es in der Kunſtſprache nennt, — jung klingen.

Iſt es nun gewiß, daß die Harmonika in der Muſik ſo wenig zu leiſten vermag, ſo war es nur der Ton an und für ſich ſelbſt, der Bewunderung, ja durch den Reiz des Neuen ungewöhnliches Staunen erregte. Dieſe Bewunderung, dieſes Wohlgefallen an dem geſtaltloſen Stoff konnte aber unmöglich lange währen, und mußte deſto mehr ſchwinden je unbefriedigter alle Anſprüche auf muſikaliſche Geſtaltung geblieben. Zu dem fiel das Aufkommen der Harmonika in die Periode der ſchwachen Nerven, und hieß es nun, daß die Harmonika magiſch auf die Nerven wirke, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich das Inſtrument aller empfindſamen Seelen bemächtigte. Für jedes Mädchen von einiger Erziehung wäre es höchſt unſchicklich geweſen, nicht, ſo wie nur die Glocken berührt wurden, auf paſſable Weiſe in Ohnmacht zu fallen; ſie hätte Gefahr

gelaufen, jedem zarten Jüngling, der sie mit süßen Blicken so lange angeschmächtelt, auf der Stelle gleichgültig zu werden. Selbst älternde Damen spielten sich durch alles Weh seliger Verzückung um zehn bis fünfzehn Jahre zurück, und erhielten ein Herz und einen kurzen Roman dazu! — An den Gebrauch, den Mesmer von dem Instrumente machte, mag ich gar nicht denken!

Die Zeit der schwachen Nerven und der Ohnmachten ist so ziemlich vorüber.

Noch muß ich des großen Uebelstandes erwähnen, daß auf der Harmonika beständig Sachen abgesingert werden, die gar nicht für das Instrument passen, und daß man beinahe niemals Compositionen im strengen gebundenen Styl zu hören bekommt. Dies geschieht aus dem einfachen Grund, weil die Spieler nicht im Stande sind, dergleichen vorzutragen.

Denn, würdigster Freund und Herr! so leicht es dünken mag, einen solchen Satz, wie das Palestrinasche Benedictus zu spielen, so kann ich euch doch versichern, daß es ein ganz eigenes Ding damit ist, und daß sich wenige darauf recht eigentlich verstehen. Die Kirchgeßner spielte im gebundenen Styl sehr miserabel, Pahl nicht viel besser, Frau K. habe ich, wie gesagt, wegen Mangels des Regenschirms, nicht gehört, muß mich also alles Urtheils enthalten.

Der beste Harmonikaspieler neuester Zeit, den ich gehört, war ein feiner Mann von milden angenehmen Sitten, der, aus dem französischen Kriege

heimkehrend, einige Tage hindurch mit mir in einem Hause wohnte. Ich meine niemanden anders, als meinen schätzbaren Freund, den Baschkirenobristen, Tetulow Pripop, der mit Unrecht in der musikalischen Welt wenig bekannt geworden ist. Dieser Mann war ganz versessen auf die Harmonika, die er in meinem Hause vorfand; er spielte den ganzen Tag über, und wußte dem Instrument die allerseltsamsten Töne zu entlocken, die man nur hören kann, so wie auch die Sätze, die Accorde, die er zu vernehmen gab, sich der wundersamsten Originalität erfreuten. Den gewissen unnachahmlichen Ton, den sonst gute Harmonikaspieler nur dann und wann anzubringen vermögen, und von denen unempfängliche Leute behaupten, er gleiche dem Kratzen eines Messers auf der Fensterscheibe, diesen Ton hatte der Obrist so sehr in seiner Gewalt, daß er ununterbrochen darin bleiben konnte. Der Knecht meines guten Tetulow Pripop, ein munterer junger Kerl, mit einer allerliebsten einnehmenden Tigerphysiognomie, war auch über die Virtuosität seines Herrn so außer sich, daß er laut heulend niederstürzte und ihm die Füße küßte. Doch war es wohl kein Wunder, daß dieser Mensch so tief fühlte, denn auch er war musikalisch, und wußte auf seiner langen dünnen Baschkirenpfeife blasend, wahrhaft idyllische Begeisterung in der Brust zu erwecken. Man versetzte sich augenblicklich an den schönsten Unkenteich, an dem jemals ein empfindsames Herz gesessen.

Ewig werde ich des Augenblicks gedenken, als

Tetulow Pripop zum letztenmal auf der Harmonika spielte. Er hatte, von innerem Gefühl überwältigt, die große spitze Fuchsmütze und nächstdem noch drei kleinere Mützchen, die darunter befindlich, abgenommen, und saß da in einem rothen Käppchen, die bezauberndsten Himmellaute hervorfingernd, so daß sein Tiger auch entsetzlich heulte und lamentirte.

Wie im herzzerschneidenden Weh über das Scheiden des geliebten Freundes, zersprangen zuletzt die mehrsten Glocken.

Darauf zog der Baschkirenobriste Tetulow Pripop weiße Glacehandschuh an und eilte seinem Pulke entgegen.

Ich habe den Vortrefflichen nie wiedergesehen.

Schreibt doch, würdigster Herr und Freund! an Herrn Gerber nach Sondershausen, daß er in einer etwanigen neuen Ausgabe seines Tonkünstlerlexikons meines würdigen Obristen Tetulow Pripop mit gebührendem Ruhm gedenke. Gehabt euch wohl ꝛc.

Empfehlungsbrief.

Berlin (ohne Datum) 1819.

Verehrungswürdigster!

Der Ueberbringer dieser Zeilen ist ein reisender Voyageur auf höchst sublime Weine, der namentlich einen Chambertin führt, wie ich ihn seit den schönen Tagen in Aranjuez mit Ihnen kaum getrunken. Auch solchen Champagner Silleri — von nobelster Physiognomie — wie er ihn führt, ich fand ihn nie — was sagen dazu Sie — verehrter Weinzahn! Wie?

Aber in vollem Ernste, Vortrefflichster! darf ich Ihnen nicht nur den Wein des Mannes, sondern den Mann selbst empfehlen, und sollte es mich freuen, wenn Sie ihm dorten etwas Angenehmes erzeigen könnten. Devrient, der eben mit mir ist, und über der Achsel diese Zeilen liest, vereinigt seine Bitte mit der meinigen. Klingen Ihnen nicht die Ohren vom Dreiklang der Gläser? Wir stoßen so eben — den Voyageur mit eingerechnet — auf ihr Wohl an, und flehen zum Himmel, daß er ihrer Zunge und ihrem Bauche ferneres Gedeihen schenken möge. O wären Sie doch im Augenblick hier, — ein Vierter im Bunde!

Nachdem ich die Feder niedergelegt, eine dritte Flasche herbeigeholt wurde, unterhielten Devrient und ich — er von seinem Zusammenleben in Dessau mit Ihnen, ich von dem meinigen, mir unvergeßlichen, in Bamberg — den Nektarlieferanten, der, beiläufig gesagt, ein eben so großer Theaterenthusiast ist, als Sie es früher waren, wohl eine Stunde. Ich machte ihn einstweilen mit allen Orten bekannt, wo wir im seligen Selbstvergessen himmlisch geschwärmt, und wo so manche Idee zu meinen nachherigen Schriften keimte. Sie müssen nämlich wissen, der Mann hat an meinen Schriften einen wahren Narren gefressen, und alles ist ihm an mir merkwürdig, selbst der Knopf von meinem Frack, den mir Devrient in der Zerstreuung so eben spielend abgedreht, und den ich ihm verehre. Der Enthusiast wird ihnen bei seiner Dahinkunft solchen vorzeigen. Zeigen Sie ihm dagegen meine in glücklichen Stunden vis à vis von ihnen entworfenen Handzeichnungen, namentlich Werner, die Söhne des Thales vorlesend, — die Bleistiftzeichnung, wie Professor Pfeufer ein Bläschen auf dero Zunge untersucht — die ditto der Umstülpscene auf dem Balle u. s. w.*). Zeigen Sie ihm auch die Wege und Steege, die wir durch den romantischen Park, nach dem eben so romantischen Bug gemeinschaftlich so oft gewandelt, die Statue des heiligen Nepomuck, von der aus ein

*) Diese drei Zeichnungen sind von den Malern A. Hoffmann und Sonderland in Düsseldorf meisterhaft treu wiedergegeben, dieser Ausgabe einverleibt. Die Verlagshandlung.

gewisser „Berganza" entstand, das Ihnen hinterlassene große Familienbild u. s. w. Lesen Sie ihm auch, wenn sie gemüthlich dazu gestimmt sind, die Scene aus Tiecks Zerbino im Dichtergarten vor, die, seitdem ich sie von Ihnen nicht mehr hören kann, ich nicht mehr lesen mag; theilen Sie ihm ihre grandiose Auffassung des Wallenstein mit, rezitiren Sie ihm wo möglich mit Ihrem göttlichen Organe „die Sterne lügen nicht!" — „Max bleibe bei mir!" u. s. w. u. s. w., und sagen Sie ihm vor allem, daß Sie mich nicht vergessen. Und nun addio amico porichissimo tempo finito questo di reni de la bucca! *)

Der Ihrigste
Hoffmann.

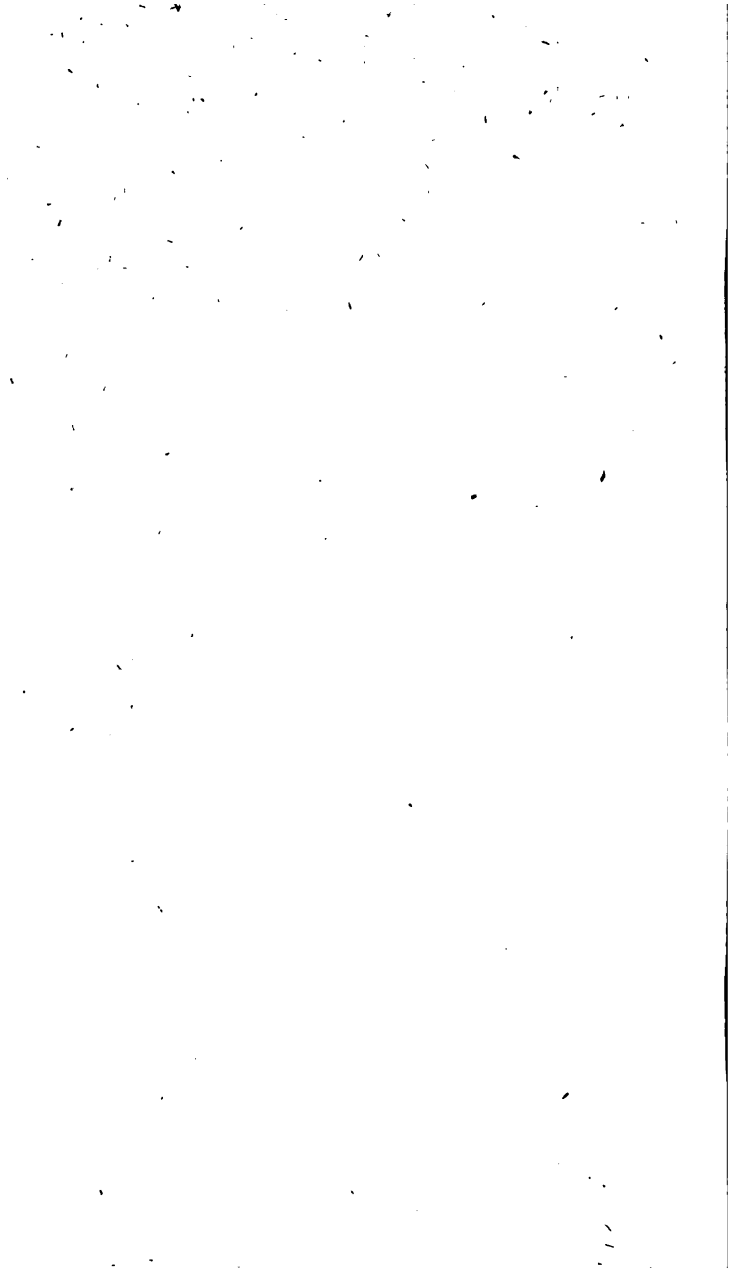
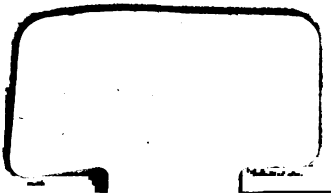
Einen Handkuß ihrer lieben Frau wird vielbesagter Voyageur in meinem Namen zierlichst selbst

*) Abschiedsworte — willkürlich zusammengestellte und absichtlich korrupt (oft aus den verschiedensten Sprachen, ja, aus eigen geschaffenen) zusammengefügte — die wir in übermüthiger Weinlaune bei unserem Voneinandergehen Nachts, uns zuzurufen pflegten. — Hoffmann mystificirte durch solche an mich gerichtete kauderwelsche Sprache, auch während des Tisches zim Weinhause, gar zu gern diesen und jenen bornirten und sprachunkundigen Tischnachbar, der verwunderungsvoll über solche ungeheure Sprachgelehrsamkeit Augen und Mund weit aufriß, und ich mußte mich bequemen, ihn eben so erwiedernd, einzufallen. So wurden oft unter der drolligsten Mimik und Gestenbegleitung diese Kinderpossen viertelstundenlang fortgesetzt, begleitet vom schallenden Gelächter der meisten Gäste und zum Aergerniß weniger Philister. Z. F.

appliciren. Kanzler Fleſſel*) grüßt inſtändigſt und bittet um Entſchuldigung, daß er nicht eigenhändig dieſem Briefe eine Nachſchrift geben kann, da er dieſen Abend, an welchem ich den Brief ſiegele, mit einem gewiſſen Shylock auf einen Schweinebraten eingeladen. Er bedauert ſehr, daß Sie nicht dabei ſeyn und ſo thätigen Antheil nehmen können, als damals in Deſſau, wo Sie ihn der Bühne wieder gaben. Ja, ja, theuerſter Freund! wir wiſſen, was wir wiſſen, wenn wir uns der ſchönen Tage in Aranjuez erinnern.

---

*) Eine Rolle Devrients in den „Mündeln von Iffland," die ihn in Deſſau beſtimmte, ſeinen gefaßten Vorſatz, die Bühne zu verlaſſen, wieder aufzugeben. (S. meine „Erinnerungen ꝛc. 2r Bd." Devrients Anfangsſtudien). Z. F.



JUN 8 1953